# Humoristische Glasperlen.

Eine Vorlesung zum Besten der verwundeten Polen.

Im Odeonsaale zu München gehalten

von

M. G. Saphir.

---

München 1831.
Mich. Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Den edlen Bürgern Bayerns

und

dem Adel des menschlichen Herzens
überhaupt

gewidmet

vom

Verfasser.

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen!

Die Freiheit ist ein Magnet, und sie zieht jetzt wie jeder Magnet bei den Polen am stärksten; die Kraft der Freiheit ist wie die Kraft der Magnete desto stärker je armirter sie ist. Die Freiheit ist wie die Luft, welche das Weltall umfließt, sie ist ein Gemeingut und ihre Verletzung ist pestartig, miasmatisch ansteckend, und wenn die Freiheit an irgend einem Theile der Menschheit schmerzlich berührt wird, so leidet die ganze Menschheit als consensueller Theil. Die Freiheit ist eine welthistorische Person, während sie von vielen Regierungen für eine mytologische gehalten wird, sie betrachten die Weltgeschichte als eine Weltfabel, aber ohne anhängende Moralfolge.

Lange Zeit waren viele Länder nicht anders anzuschauen als Theaterzettel, da spielten nur wenige Personen eine Rolle. Da las man: „der Fürst, die Fürstin, der Minister, eine Vertraute, ein Beichtvater, ein Hofintriguant, ein Spaßmacher" u. s. w., ganz zuletzt, mit kleinen Lettern stand noch: „Wachen, Diener, Sklaven, Volk" u. s. w. Das Volk kam wie ein Figurant in einer gewissen Nationaltracht kostümirt, aus den Coulissen links, verweilte als stumme Person, und gieng in die Coulisse links wieder ab. Jetzt aber will das Volk auch eine kleine Rolle spielen und zwar ohne Soufleur. Das edle polnische Volk wurde von der politischen Dramaturgie in drei Theile getheilt, in eine tragische Trilogie; der eine Theil wurde preußisch broschürt, der zweyte Theil östreichisch geheftet, aber der dritte Theil von den Russen gebunden, steif, in Juftenleder, mit eisernen Spangen. Allein Wälder und Völker haben zwei gleich erhabene Momente, wenn ihre Sonne aufgeht und wenn ihre Sonne untergeht, in beiden Momenten entwickeln sie ihre ganze Kraft und Heiligkeit. Die verlängerten Schatten sind die furchtbarsten, und wenn die Sonne ganz niedergesunken ist bricht das Bedürfniß nach Licht erst lebendig hervor. Nationen und Nachtigallen schweigen nur im Halblichte, fangen aber zu schlagen an, wenn man

ihnen den Käfig ganz verdunkelt. Die Schicksalstragödie der Polen, so draſtiſch dramatiſch, voll Erhabenheit und Begeiſterung, erfüllt die Weltbühne mit freudiger Bewunderung; die Sympathie aller Völker geht wie der griechiſche Chor durch das ganze Stück, Scene um Scene mit. Aber die polniſchen Helden ſind keine Bretterhelden, und wir haben keine Freibillette bei dieſem Stücke, es gnügt nicht daß wir Zuſchauer im Parterre, Logen nnd Gallerie in leeren Beifall ausbrechen, in die Hände klatſchen und brave rufen. Wenn wir ſelbſt auch nicht mitſpielen wollen, ſo wollen wir unſere Zuſchauerplätze wenigſtens bezahlen. Die Franzoſen haben den ganzen Winter zum Beſten der Polen getanzt, ſie konnten nicht mit den Armen für ſie arbeiten, ſo haben ſie mit den Füßen für ſie gearbeitet, ſie haben kein Blut aber Schweiß für die Polen vergoſſen. Selbſt in Deutſchland dürfen wir für die Polen Charpie zupfen, das iſt ſehr politiſch, denn Charpie zupfen beruhigt den Geiſt, und man weiß, daß man Geiſteskranken auch Charpie zu zupfen giebt. Polen iſt ja ſelbſt auch zu Charpie gezupft worden. Wenn alſo die liebenswürdigen Franzöſinnen zum Beſten der Polen die Füßchen in Bewegung ſetzen, die ſchönen Deutſchen die Fingerſpitzen für ſie beſchäftigen, warum ſollte ſich nicht auch

ein Kreis biederer Polenfreunde entschließen können zum Besten der Polen ein Stündchen Langeweile zu leiden? Es ist doch wenigstens eine wohlthätige Langeweile in Gesellschaft, und eine Langeweile in Gesellschaft ist doch immer besser als eine Gesellschaft in Langeweile. Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Langeweile machen ist jetzt auch ein verdienstliches Werk, denn wenn man Langeweile hat, so gähnt man, so lange man gähnt, sagt Haller, hört man nicht, und da man jetzt nichts Gutes hört, so ist es eine wahre Freude nichts zu hören. Ist es also nicht angenehm, daß Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! durch ein Stündchen Langeweile den Polen und sich einen angenehmen Dienst erweisen? Da nun so viele Unterhaltungen im menschlichen Leben zum Weh dienen, so veranlaßt uns heute ein Weh zu einer sogenannten Unterhaltung, aber nicht nur ein Weh (W) sondern vier Weh, nämlich:

## Wein, Weiber, Witz, Wahrheit.

Diese vier Weh sind eben so angenehm, wenn man sie mäßig verehrt, als verderblich wenn man sie leidenschaftlich liebt. So reizend als

gefährlich, eben so anziehend als abstoßend, eben so heilsam und trostreich, als tödtlich und verzweiflunggebend.

Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sind in so vielen Punkten sich gleich, in so verschiedenen sich entgegengesetzt, daß ihre nähere Beleuchtung uns in ein dädalisches Labyrint führen muß.

Wir lieben alten Wein und junge Weiber, jungen Witz und alte Wahrheiten. Manche lieben schweren Wein und leichte Weiber, leichten Witz und schwere Wahrheiten. Manchmal liebt man rothen Wein, weiße Weiber, grünen Witz und schwarze Wahrheiten; strengen Wein und milde Weiber, milden Witz und strenge Wahrheiten.

Wein nimmt den Kopf ein, das Weib das Herz, der Witz den Geist und Wahrheit nimmt die Seele ein. Leider geht zuweilen der Wein mit dem Weibe durch, d. h. der Kopf mit dem Herzen, und die Seele mit dem Geist, d. h. die Wahrheit mit dem Witze. Mancher Ehemann verläßt sein Weib dem Weine zu liebe, mancher Schriftsteller verläßt die Wahrheit dem Witz zu liebe, und gar mancher verläßt Wahrheit, Wein und Witz dem Weib zu liebe.

Es giebt ächten und gefärbten Wein so wie ächte und gefärbte Weiber, ächten und gefärbten Witz und ächte und gefärbte Wahrheiten; wässrige Weine, wässrige Weiber, wässrige Witze und wässrige Wahrheiten. Französischen Wein und französische Weiber machen leichtsinnig, deutscher Wein und deutsche Weiber machen schwersinnig. Französischer Witz und französische Wahrheiten machen lachen, deutscher Witz und deutsche Wahrheiten machen weinen.

Die Russen behandeln die Weiber wie den Wein, sie sagen beide müssen am Stocke groß gezogen werden, und sie behandeln den Witz und die Wahrheit wie die Weiber, mit der Knute. Die Türken verbieten den Wein und erlauben viel Weiber, weil sie wissen, daß sich nüchtern niemand viel Weiber nehmen wird. In Deutschland verbietet man den Witz und erlaubt die Wahrheit, weil man weiß, daß die erlaubte Wahrheiten schlechte Witze sind. Wir wollen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! diese vier Weh einzeln die Revue passiren lassen, doch nicht ohne vorher untersucht zu haben, welches Weh (W) älter ist, d. h. ob Wein, Weiber, Witz oder Wahrheit früher auf der Welt waren.

Vom Wein wissen wir, daß er später als das Weib erschaffen wurde. Unser Herrgott hatte

lange zugesehen, wie die Welt zu Grunde geht, wie die Freiheit vernichtet wird, wie die Menschenbrüder sich gegenseitig todschlagen. Aber unser Herrgott beobachtete das Princip der Non-Intervention. Der Engel mit dem flammenden Schwerdte stand wie die Nationalgarde vor dem Paradiese, um die Ruhe des Landes zu sichern, um das was Außen vorgieng, bekümmerte sich die himmlische Politik nicht. Nur als der Himmel sah, was viele Minister nicht sehen, daß das Verderbniß endlich den Himmel selbst ergreifen wird, als er sah, daß die Söhne des Himmels von den Töchtern der Erde verderbt werden, da gab endlich der Himmel sein Princip der Non-Intervention auf, und machte im buchstäblichen Sinne des Wortes alle diese irdische Umtriebe zu Wasser. Ein Volk ersäufen ist ein probates Mittel es zu beruhigen, denn Tod ist Ruhe, und Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Die Franzosen waren also nicht die ersten, die einen Tumult durch Wasserspritzen endigten. Der Himmel war der erste Pompier dieser Gattung.

Die paar Menschen, die noch übrig blieben, Noa und seine Familie, schrieen um Brod und Arbeit (wie die Franzosen im Palais Royal), und der Himmel, um sie zu beschäftigen, ließ eine Arche bauen. Der Regen nöthigte Noa in

die Arche zu gehen, allein Noa kam vom Regen in die Traufe. Der Himmel befahl daß Noa zwey Kammern in ihr anbringen sollte. Die Kammern sollten mit Pech bedeckt werden, damit kein Wasser eindringe. Warum versucht man das nicht mit andern deutschen Kammern, in welchen den Leuten das Wasser schon bis an den Hals geht, und die doch in allen Dingen Pech haben?

Das waren also die ersten Kammern der Schöpfung. Ein Muster aller Kammern, denn von jeder Parthei war ein Paar da; es war also eine chambre de pairs. Was in diesen Kammern das beste war, ist der Umstand, daß es außer der lebenden Schöpfung keine Pflanzenwelt in ihr gab, weder Gras, noch Strauch noch Baum, folglich gab es auch keine Blätter da, weder ultra-ministrielle noch ultra-liberale. Denn leider sind die ministriellen Blätter oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter die Blößen verhüllen sollen ohne sie zu verbessern. Die sogenannten liberalen Blätter sind wieder oft nur Nesselblätter, die statt zu kühlen und zu beruhigen, aufreizen und brennen und die nicht die Freiheit sondern die Freiheiten wollen.

Da es für die Arche und ihren Kammern kein Ausland gab, so hatten sie blos ein „In-

land", und das ein recht trockenes. Späterhin wurde ein Rabe als Bothe ausgeschickt um Land zu entdecken. Ein Rabe war also der erste „Landbothe", allein es war kein Redakteur, denn er konnte kein Blatt erwischen und kam unverrichteter Dinge in die Kammern zurück. Nach andern sieben Tagen wurde die Taube ausgeschickt, und diese brachte ein Oehlblatt in die Kammern zurück. Das erste Blatt war also ein friedliches: ein Oehlblatt, und die erste Redaktrice eine friedliche: eine Taube. Wie sehr haben wir uns seitdem verändert!

In noch einem Umstande haben sich diese ersten Kammern in der Arche von den unsrigen unterschieden, und dieser Umstand bestand darin, daß auch die Frauen zugelassen wurden. Es wurde also gewiß viel mehr gesprochen als bei uns. Das war aber in der Arche auch nöthig, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! denn öffentliche Blätter waren nicht da, es mußten also Frauenzimmer zugelassen werden, damit die ganze Welt sogleich erfahre, was vorgegangen ist. Ueberhaupt sollten die verheuratheten Herren ihre Frauen mit in die Kammern bringen, denn oft müssen sie abstimmen, und noch öfter aber hat ein Ehemann gar keine Stimme, wenn seine Frau nicht dabei ist; wie soll er nun thun? er

kann doch nicht sagen: „warten Sie, ich will mir meine Stimme von zu Hause holen.“ Ueberhaupt sollte es gesetzlich seyn, daß jeder Abgeordnete seine Frau mitbringen muß, denn dann weiß man sogleich seine Opposition. Die ledigen Herren Abgeordneten sollen sich für die Dauer der Kammern provisorisch verehelichen müssen, um wenigstens für diese Zeit den Widerspruch ertragen zu lernen.

Doch ich komme von dieser kleinen Abschweifung zu Noa und seiner Arche zurück.

Nachdem Noa aus der Arche stieg, nach dieser Wasserpartie *malgré lui*, pflanzte Noa den ersten Weinstock, und trank sich auch sogleich einen Rausch. Aus dieser Geschichte des Weins geht hervor, daß dieses Weh nicht das älteste der Welt ist, denn das andere W.: Weib, war schon im Paradiese vorhanden. Sie und die Sonne waren die zwei ersten Frauen. Es ist bezeichnend, daß „Sonne“ und „Mond“ in den meisten Sprachen Mann und Frau sind, und es ist ein Ehepaar, welches sehr glücklich zusammen lebt, denn wenn die Sonne Abends nach Hause kommt, geht der Mann: Mond aus, sie sind also nie zusammen. In Deutschland ist die Sonne blos deshalb weiblich, weil da kein

Mann sich getraut sein Licht leuchten zu lassen, der Mond ist der wahre Mann für Deutschland, er begnügt sich mit einem Viertelchen. Die deutsche Sprache hat also recht, daß sie die Sonne zum schönen Geschlechte zählt. Das schöne Geschlecht ist das einzige, schönste Vermächtniß des alten Testaments; es ist das reizendste Codizill der Schöpfung, es ist entstanden aus einem Lächeln der Freude, aus einem Seufzer der Liebe und aus einer Thräne der Milde. Es ist ein Manupropria der Gottheit! das lebendige Bindezeichen des Himmels und der Erde, und das Velin-Probeblatt des jenseitigen Lebens.

Warum nennt man die Frauenzimmer das schwache Geschlecht? Ja, wenn Roheit Stärke und Knochenbau Kraft genannt wird, ja dann sind die Frauen das schwache Geschlecht; aber wenn Geduld Stärke und Gemüthausdauer Kraft genannt wird, dann sind die Männer das schwache und die Frauen das starke Geschlecht.

Die Männer ergreifen tausend Gegenstände mit gleicher Kraft und lassen sie alle wieder fahren, die Frauen ergreifen einen Gegenstand mit inniger ausdauernder Glut und diesen einen Gegenstand tragen sie als Glanzgold auf dem Fittich ihrer Seele; wer ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann jagt ſich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, wenn er glücklich iſt, und eine Kugel durch den Kopf, wenn er unglücklich iſt; die Frauen haben eine Thräne im Glücke und ein Gebeth im Unglücke; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verliert ſeine Ehre und glaubt ſie, wie ein Taſchenſpieler, durch einen Piſtolenſchuß wieder zu bekommen; wenn ein Frauenzimmer ihrer Ehre ſchadet, verdammen ſie beyde Geſchlechter; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann liebt aus Inſtinkt und iſt eiferſüchtig aus Eitelkeit, die Frau liebt aus Sympathie und iſt eiferſüchtig aus Liebe; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Der Mann verzeiht ſchwer und vergißt leicht, die Frau verzeiht leicht und vergißt ſchwer; welches iſt nun das ſchwache Geſchlecht?

Wenn der Mann mit ſeiner Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ſeines Zornes Egoismus und ſein Zorn ſelbſt iſt die Eſſigmutter des Haſſes; wenn das Mädchen mit dem Geliebten zürnt, ſo iſt die Quelle ihres Zornes nicht die Liebe zu

sich sondern die Liebe zu ihm, und ihr Zorn selbst ist nicht Zorn mit dem Geliebten sondern Trauer um und über den Geliebten; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Wenn ein großer Schmerz den Mann trifft, ein plötzlich hereinbrechendes Unglück, so stürzt seine Verzweiflung alle Säulen der Hoffnungs- und der Glaubenswelt über sich zusammen; wenn die Seele der Frauen von einem großen Jammer ergriffen wird, wenn sie alle Hoffnungen über Bord geworfen, so trägt die stürmende Woge sie nur höher empor. Der Gewitterschlag des Unglücks erschüttert nur ihre Erde — aber nicht ihren Himmel; welches ist nun das schwache Geschlecht?

Der Mann ist ein Despot beim Weibe und ein Weib bei dem Despoten, die Frau ist demüthig gegen den Mann und oft ein Mann gegen Despoten; welches ist also das schwache Geschlecht?

Der Mann poltert, wo die Frau weint; er tobt, wo sie schmollt; er flucht, wo sie mault; er ist feig, wo sie zagt; und ist tollkühn wo sie muthig ist. Der Mann liebelt, die Frau liebt; er ist flau, sie zärtlich; wenn sie unschul-

dig ist, da ist er höchstens ohne Schuld; wo sie in Thränen zerfließt, thaut er kaum auf; wo sie schwärmt, da rechnet er; und wenn sie träumt, schnarcht er. Welches ist nun das stärkere Geschlecht?

Wo sind denn die Männer stark als gegen ein schwaches Frauenzimmer, und wo sind sie schwächer, als gegen die Starken? Ach, seht sie doch an, die Starken, die Herren der Schöpfung, die Könige der Natur, die Nimerode des Weltalls, diese Alleweltverschlucker, diese Riesenprojektirer und Weltgürtelhelden, seht sie an, wie jammervoll sie aussehen, wenn die Schwächste der Schwachen die Grausame spielt! Wie sie sich krümmen und wie ein Theaterperspektiv groß und klein werden, um einen einzigen Blick dieser Schwachen; seht das alles an und laßt die Satyriker in Gottesnamen euch ein schwaches Geschlecht schelten.

Letzthin sagte mir ein solcher Satyriker, das weibliche Geschlecht wäre mit nichts sogut als mit Büchern und Journalen zu vergleichen. Das Mädchen, nämlich so meinte er, wäre eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, die Frau ein Lehrgedicht und die Matrone ein Adreßkalender. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählun-

gen, die Koketten zu den periodischen Unterhaltungsblättern, die Eitlen zu den Modejournalen, die Scherzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Stillen zu den Raritäten und Curiosa, die Treuen zu den Anekdotenlesen, die Verschwiegenen zu den Wundern im Gebiete der Natur, und die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Kasten. Ein Haus in dem viele Töchter sind, ist wie eine Buchhandlung; die Leute kommen hin, sehen sich die Bücher an, lesen das Titelblatt, blättern auch wohl ein bischen in ihnen, selten aber kauft einer ein Buch, selten nimmt einer eines nach Haus mit. Die Bücher haben noch das vor den Mädchen voraus, daß derjenige, welcher sie kauft, sie nur einmal binden zu lassen braucht, wer aber ein Mädchen an sich bringt, der muß fast alle Tage für einen andern Einband sorgen. Wenn man ein Buch kauft, so findet man in zehn Jahren noch denselben Sinn darin als im Augenblick des Kaufens; wer heute aber ein Mädchen kauft, in deren Augen er ein Schäfergedicht liest, in vier Wochen liest er eine Kriegserklärung in denselben. So wie in gewissen Ländern Bücher unter 24 Bogen einer strengen Zensur unterliegen, weil sie mehr gelesen werden, so müssen Mädchen unter 24 Jahren auch einer strengern Aufsicht unterliegen. Bücher über 24 Bogen und Mädchen über 24 Jahre

sind weniger gefährlich, denn sie werden weniger gelesen. Dieser Satyre wollen wir ein Bild unserer Jünglinge gegenüber halten, und gestehen wir nur, daß sie in Herzens- und Geistesbildung noch größtentheils weit unter dem weiblichen Geschlecht stehen. Sie fangen alles an und enden nichts; sie sind überall zu Hause und nur bei, in und mit sich fremd. Sie studieren die Namen aller lebenden Mädchen und Frauen und sind doch namenlos unstudiert; sie wissen alle geheimen Liebschaften und öffentlichen Skandale, sonst aber wissen sie öffentlich wenig und geheim gar nichts. Sie wissen ihr Reitpferd aber nicht sich selbst im Zügel zu halten; sie lernen fechten, aber wenn sie der Teufel ansicht, sind sie verloren; sie lernen schwimmen, deßhalb bleiben sie stets oberflächlich und kommen keiner Sache auf den Grund; sie lernen tanzen und machen doch nie einen Schritt vorwärts; sie spielen Domino und wissen doch gar nichts anzusetzen; sie spielen Klavier und phantasiren und haben doch keinen Takt und keine Phantasie. Aber die Satyriker lassen diese Jünglinge gehen und es scheint ihnen interessanter, an interessantern Gegenständen ihren Witz und ihre Satyre zu üben. Der Satyriker ist der natürliche Antipode des Sentimentalen, und weil der Sentimentale das weibliche Geschlecht andächtig verehrt, glaubt der Satyriker es

um so eher necken zu müssen. — Jedoch ich komme von Wein und Weiber auf die andere zwei W., Witz und Wahrheit zurück. Wir wollen sehen, ob wir in der Schöpfungsgeschichte nichts von diesen zwei W. finden. Zuerst wurde das Licht erschaffen, dann Bäume, Vieh, kurz die ganze Schöpfung und zuletzt der Fürst der Schöpfung, der Mensch. Das ist schon ein Witz, denn wenn der Mensch zuerst erschaffen worden wäre, er als Fürst, hätte nicht zugegeben, daß das Licht erschaffen werde, die Fürsten sagen ihre Unterthanen brauchen kein Licht, sie brauchen blos Kerzen, um am fürstlichen Geburtstage zu illuminiren. Das war also der erste gute Witz. Das Licht wurde Tag genannt und die Finsterniß Nacht. Wie konnte Gott das Licht Tag nennen, da er doch wußte, daß die Zeit käme, wo die Finsterniß an den Tag ist? Das war also der erste schlechte Witz. Gott erschuf zwei große Lichter. Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines zur Regierung der Nacht, das ist sehr witzig satyrisch. Die Regierung der großen Lichter liegt immer am Tage, und bei Nacht können kleine Lichter auch regieren. Die Völker wollen zuweilen die kleinen Lichter putzen, aber das Lichtputzen ist ein undankbares Geschäft, macht man's gut dankt einem Niemand, macht man's schlecht, wird man recht ausgelacht; oft

Kgl Univ Bibl. Berlin

will man so ein Licht putzen und löscht's ganz aus. Die Franzosen hatten einmal einen großen Tag, an welchem ein großes Licht regierte, sie putzten es nicht, sie löschten's nicht aus — sie ließen's bloß ausgehen. Das Licht gieng ihnen aus, um nie wieder zurückzukommen, und mit dem Ausgehen dieses Lichtes gieng ihnen so Vieles aus, daß sie noch gar nicht wissen, wie Alles ausgehen wird.

Dieses witzige W. ist also älter als die Menschheit und die Viehheit, beide hassen deßhalb Licht und Witz, sie wollen nicht, daß das Licht sie bewitzle und daß der Witz sie beleuchte. Ich denke mir es muß ein großes Unglück seyn mit Witz auf die Welt zu kommen. Ein solcher Mensch ist eine wahre Mißgeburt! Der Staat hat wohlthätige Anstalten für jegliches Elend, warum hat der Staat keine barmherzige orthopädische Anstalt für jene Unglückliche, die mit Witz auf die Welt kommen? Wenn ich das Unglück gehabt hätte je einen Funken Witz bei mir zu verspüren, ich hätte mich todtgeschossen oder ich hätte geheurathet oder ich hätte mir sonst irgend ein Leides angethan. Der Staat sollte aber wenigstens nicht leiden, daß witzige Menschen heurathen, damit sich diese Race nicht fortpflanze.

Kein Mensch kann den Witz leiden, aber blos aus Eigensucht. Der Soldat kann ihn nicht leiden, weil er tiefer verwundet und den Feind besser schlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frapanter trifft. Die Advokaten können ihn nicht leiden, weil er vergleicht. Die Kaufleute können ihn nicht leiden, weil er nicht spekulativ ist. Die Zahnärzte nicht, weil er allen Leuten auf den Zahn fühlt. Die Augenärzte nicht, weil er vielen Leuten den Staar sticht u. s. w. Blos das schöne Geschlecht hat eine Vorliebe für den Witz, die oft eine Liebe für den Vorwitz ist. Man glaubt aber gar nicht, wie viel Menschen jetzt witzig sind! Manche sind inwendig witzig und man erfährt es nur nicht; o, wenn die reden wollten! Andere träumen die ganze Nacht die besten Witze, beim Erwachen sehen sie auf's Fenster und die Witze sind vergessen. Andere haben alle Tage Augenblicke, in denen sie witzig sind, aber es sind zum Unglücke grade die Augenblicke in welchen sie sich rasiren lassen, da können sie nicht reden. Ich habe einmal einen stockdummen Menschen gekannt, der viele köstliche Einfälle hatte, aber leider immer in dem Moment, in dem er sich einen Stockzahn ausreißen ließ. Ich habe einen Schriftsteller gekannt, der, wenn er zu schreiben anfieng, immer drei Seiten leer ließ,

auf diesen drei Seiten hätte ich witzig seyn können, sagte er gewöhnlich, allein ich lasse mir dünken, die Censur hat sie gestrichen.

Wir Deutschen wir halten es mit dem Witz wie mit dem Heurathen. Die armen Teufel heurathen alle, die reichen Käutze bleiben Hagestolzen, die armen am Geiste wollen alle witzig seyn und Witze machen, der aber wirklich Geist hat, der affektirt eine Vornehmthuerei gegen den Witz. Unsere deutschen Gelehrten wenn ihnen ein witziger Gedanke entfährt, so gehen sie zur Beichte, und wenn sie einen heitern Gedanken in ihr Werk einfließen lassen, so bitten sie ihren Buchhändler und ihre Haushälterin tausendmal um Entschuldigung. Ja, ein guter, ehrlicher, deutscher Beamter der lacht gar nicht, bevor er sich umsieht ob es seine Behörde etwa bemerkt; in deutschen Residenzen hat niemand einen guten Einfall ohne allerhöchste, allergnädigste Bewilligung, und in freien Reichsstädten darf im Umfange von zwei Stunden kein Witz und kein Hazardspiel getrieben werden. Wenn in den deutschen Kammern ein Redner witzig ist, so rümpfen viele pedantisch die Nase. In Frankreich und England hat ein witziger Ausdruck des Redners oft mehr bewirkt als die längsten Sermonen der Gesteiften. Was aber das Schlimmste bei dem Witze ist, ist der Umstand daß er die Wahrheit mit sich herumschleppt. Die

Wahrheit, dieſe Verderberin alles menſchlichen Glücks. Ich glaube die Wahrheit iſt älter als Wein, Weiber und Witz. Die Wahrheit iſt älter als die Welt, denn die Wahrheit kann ſich mit Nichts vertragen, und war alſo vor dem Beginn der Welt da. Das Nichts und die Wahrheit exiſtirten, da erſchuf Gott die Welt aus dem Nichts und nicht aus der Wahrheit, denn die Welt verträgt ſich nicht mit der Wahrheit. Die Wahrheit kömmt aus der Welt, aber die Welt nicht aus der Wahrheit. Es giebt nur eine einzige Wahrheit, aber das Reich der Lüge iſt tauſendgeſtaltig, die Wahrheit ernährt keinen Menſchen, die Lüge tauſend. Von der Wahrheit könnte kaum ein Journal beſtehen, von der Lüge beſtehen tauſend. Ueber eine einzige Wahrheit werden oft tauſend Lügen verbreitet, aber über tauſend Lügen hört man kein einziges wahres Wort. Die Wahrheit, ſagt Schiller, lebt nur im Gedichte, ein ſchönes Leben, es wäre beſſer ſie lebte gar nicht. Die Wahrheit hat ihre Anweiſung bekommen auf Kinder und Narren. Die Narren reſpektiren dieſe Anweiſung nicht, und Kinder giebt es leider keine mehr.

Im Wein liegt Wahrheit, aber ſie liegt gewiß ganz unten am Boden, die Leute trinken oben den Wein weg und laſſen unten die Wahr-

heit liegen. Wenn der Wein hinein kömmt, kömmt die Wahrheit heraus, ich habe mich an ſtarke Weintrinker angemacht, nie ſah ich eine andere Wahrheit herauskommen, als eine wahre Beſoffenheit. Die Lüge kommt überall gut heraus. Die Wahrheit kommt nie heraus. Der Wein und die Wahrheit ſind ſich nur in ſo fern ähnlich, als man mit beiden anſtoßt, aber mit dem Wein läßt man die Leute leben, und mit der Wahrheit läßt man die Leute ſterben.

Sie ſehen alſo, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß die vier W.: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit uns das Leben ſehr erſchweren. Der wahre Witz iſt verderblich und die witzige Wahrheit noch verderblicher. Eine bittere Wahrheit iſt oft eben ſo geſund als ein bitterer Wein, und ein unſchuldiger Witz ſo himmliſch wie ein unſchuldiges Weib. Leider hält man oft den Witz für eine Wahrheit und die Wahrheit für einen Witz. Wein und Weiber machen trunken. Witz und Wahrheit machen nüchtern.

Doch ich habe mich in dieſe vier Weh etwas verſtrickt, ich glaube Ihnen den Wein in Wahrheit ſo ziemlich gewäſſert zu haben; was den Witz und die Weiber betrifft, ſo werden

Sie bemerken, daß der Witz mich viel eher ver-
ißt, als ich die Weiber, denn ich werde dieſes
eizende Thema in der zweiten Hälfte meiner heu-
igen Vorleſung mehr variren. Sie werden ſich
ndeſſen von den vier Wehen halb und halb er-
olen, und halb und halb iſt ja ganz.

---

## Vielfältige Variationen eines einfältigen Thema auf einer Saite (Seite) à la Paganini.

Paganini, den Sie alle kennen, hat die Kunſt erfunden auf einer Saite zu ſpielen, ſeit dieſer Zeit ſind wir noch einſeitiger geworden als wir je waren. Nur mit dem Unterſchiede, Paganini ſpielt auf der G= (geh) Saite, wir mit unſerer Einfeitigkeit ſpielen auf einer Saite, wo es nicht mehr geht.

Wir leben jetzt in einer ſonderbaren Epoche! In der Kunſt ſpannt man die Erwartung und in der Politik die Anforderungen ſo hoch, daß alle Saiten reißen und ein einſeitiges Spiel Kunſt und Politik verzückt und verdirbt. Nicht nur die Politik der Kunſt liegt in Doppeltgän=

gen, sondern noch mehr besteht die Kunst der Politik in lauter Doppeltgängen auf allen Seiten! Denn jeder Politiker ist ein Doppeltgänger, mit dem Unterschiede, daß sich beim Politiker die zwei Doppeltgänger gar nicht ähnlich sehen. Ein Politiker ist unstreitig ein größerer Künstler als Paganini, denn Paganini hat es vor der Hand noch nicht dahin gebracht auf gar keiner Saite zu spielen. Ich wundere mich, oder vielmehr ich ehre es an Paganini über alle Maßen, daß er es noch nicht versucht hat auf gar keiner Saite zu spielen! Ich bin überzeugt, wenn heute angekündigt würde:

„München, Dienstag u. s. w.

wird Paganini ein H-moll Konzert auf gar keiner Saite vorzutragen die Ehre haben."

Dann sind alle Plätze im Nu vergriffen. Das Theater ist gesteckt voll, Paganini erscheint, spielt sein H-moll Konzert auf gar keiner Saite, alles ist entzückt, Enthusiasten stöhnen, Enragées schluchzen, Frauen fallen in dezente Ohnmachten, alte Jünglinge lächeln selig und junge Greise weinen angenehm, vom Bravo erschallt das Haus, Paganini wird hervorgerufen und muß sein H-moll Konzert auf keiner Seite noch einmal spielen.

Tags darauf lesen wir in den Zeitungen Folgendes:

„Vorgestern spielte Hr. Paganini sein H-moll Konzert auf gar keiner Saite. Wir sind in Verlegenheit was wir über dieses außerordentliche Phänomen sagen sollen. So etwas muß man hören, wer es nicht gehört hat der glaubt es nicht; aber wir alle, die wir es hörten, die wir diese Töne hörten, die er aus gar keiner Saite entlockte, die wir diese Harmonien nicht nur hörten, sondern fühlten, nicht nur fühlten, sondern sahen, nicht nur sahen, sondern schmeckten. Wir alle können nichts sagen als: „Dieses H-moll Konzert auf gar keiner Saite ist das grauenhafteste und bizarrste, das erhabenste und vertiefendste, das harmonischste und heterogenste, das reorganischste und organischste, das allereinendste und das allerallste Spiel! Sein Spiel ist die elektromagnetische Pamaphrasirung der Pendulschwingungen einer congreviſchen Rakete in dem phantasmagoriſchen Prisma des Jeanpaulſchen Campanerthals. Eine Resurretion der Hoffmannſchen Stammgeister in der Respiration der Dezimaltheile des transzendentalen Sauerstoffs, und die perſonifizirte Resignation der Wehmuth unſeres weiblichen Herentheils in einem Mondſcheinregenbogen, den wir nur mit den Oh-

ren sehen. Bei allem dem göttlichen Spiel auf gar keiner Saite bewundern wir, oder vielmehr beten wir an, den ganz eigenen Bezug seiner Violine, der mit andern Erdenkünstlern in gar keinem Bezug steht. Schade nur, daß diese keine Saite etwas unmerklich zu hoch war, welches aber unter der Hand dieses Erdengottes ganz verschwand; kurz, wir können Paganinis Violinspiel nicht anders bezeichnen als: ein göttliches Seitenstechen!"

Einen solchen Erfolg könnte ich Hrn. Paganini verbürgen wenn es ihm einmal einfiele auf gar keiner Saite zu spielen, er thut es nicht; unsere Politiker aber sind oft darin groß, daß sie eben wirklich ankündigen lassen, sie werden auf gar keiner Seite mehr spielen, und wenn ein Politiker einmal so thut, als spielte er auf gar keiner Seite mehr mit, so hat er entweder seine Einnahme für dieses Conzert auf keiner Seite schon in der Tasche, oder er hat heimlich alle Seiten in der Tasche und spielt ein Taschenpizzicato, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Ja, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Der Mensch, das Leben, die Kunst, die Politik, die Geselligkeit, die Liebe, alles ist jetzt einseitig. Der Mensch selbst ist einseitig, das

einseitigste Geschöpf. Adam selbst, war einseitig; er hatte nur eine gute Seite, die andere Seite aus welcher das Weib erschaffen wurde, war nicht die beste. Eva hatte auch nur eine gute Seite: „die Genäschigkeit," denn wenn sie nicht von dem lieben Apfel gegessen hätte, wären wir noch alle in dem lieben Stande der Natur, in dem lieben Viehstande. Adams Ehehälfte, denn im Paradiese war die Frau wirklich noch des Mannes Ehehälfte, unsre jetzigen Weiber sind kaum Eheachtel und Ehesechzehntel, gab ihm einen halben Apfel und der erste existirende Reichsapfel war auch sogleich ein Zankapfel. Ach, es ist kein guter Bissen daran, ein Fürst zu seyn! und selbst Adam der noch nichts zu regieren hatte als Vieh, der sich also gut einen „Selbstherrscher" hätte nennen können, auch Adam der erste wirkliche Fürst von „Gottesgnaden" war ein unglücklicher Regent, und seine Civilliste war doch sehr bedeutend, denn alles in seinem Reiche gehörte ihm, bis auf einen einzigen Apfelbaum.

Wie glücklich hätte Adam seyn können, wenn er diese eine Seite nicht gehabt hätte! er hätte seine Schafe scheeren können bis ans jüngste Gericht. Schafe aber sind superbe Unterthanen, wenn man sie auch bis auf die Haut scheert, die Wolle wächst wieder! ach, und die Schafköpfe sind die Glücklichsten, denn sie sitzen immer in der Wolle!

Das Muster aber aller besten Unterthanen, das Ideal eines Unterthans ist das Kameel, denn das Kameel ist das einzige Thier das noch niederkniet wenn man ihm frische Lasten auflegen will. Welche herrliche Unterthanen sind nicht die Fische? sie gehen ewig in's Netz, ja sie verbluten oft an der Angel, und doch fallen ihnen nie die Schuppen von den Augen. Die Vögel sind auch herrliche Unterthanen, man kann sie mit Dunst betäuben und erwischen. Und solch ein Volk mußte Adam verlieren, eines Weibes halber. Ist das nicht eine unglückliche Einseitigkeit?

Der Mensch, der Mann, die Frau mit allen ihren Thaten und Gefühlen, wie einseitig ist das Alles. Man sagt zwar: „jedes Ding hat zwei Seiten;" der Mensch ist aber kein Ding, der Mensch ist ein Unding, mit Ausnahme meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen, das versteht sich.

Das Herz selbst, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! ist einseitig. Das Herz des Menschen ist das einseitigste Ding der Welt; es pocht immer laut auf, wenn es von einer gerechten Sache durchdrungen ist, und es sollte doch wissen, daß je gerechter man ist, desto weniger

sollte man darauf pochen. Wo es sich um Gut und Blut handelt, da pocht das Herz, wie einseitig! wenn das Herz vielseitig wäre, so wüßte es, Gut macht Blut, Blut macht Muth, Muth macht Uebermuth, und wo Uebermuth ist, da klopt kein Herz im Busen. Für was schlägt das Herz im Busen? Für das Schmählichste im Leben. Denn das Leben opfert man der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Ehre, die Ehre opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe aber opfert der Mensch nur dem — Hunger —, und dafür schlägt am Ende jedes menschliche Herz, wie jammervoll einseitig!

Sehen wir alle Regenten der Welt an, sie spielen im Grunde alle auf einer Seite, wenn sie ganz allein aufgeigen können, und auf der andern Seite spielt das Volk. Die Regenten spielen majestoso und die Völker doloroso, aber nicht auf einer Seite wird moderato assai gespielt. Wie nun die Regenten auf der einen Seite stehen und die Völker auf der andern, so sagen die Regenten: unser Interesse läuft mit dem Interesse der Völker paralell, und da haben sie vollkommen recht, denn man weiß, daß zwei Linien die paralell laufen, sich gegenseitig nie berühren.

Selbst mit dem besten Herzen stößt man bei jedem Stande auf eine Seite wo man anstößt,

auf eine Saite die nicht antönt, und wenn man auf der einen Seite sich beliebt macht, macht man sich auf der andern verhaßt. Wünscht man auf der einen Seite allen Menschen gute Gesundheit, so sagen auf der andern Seite die Aerzte: das ist ein Bösewicht; man müßte also den Aerzten andere Krankheiten übergeben, z. B. die Starrsucht des Ministeriums, die Choleramorbus der Renten, die kranke Phantasie der neuesten Romantiker, den Fieberparoxismus der Enthusiasten, die Abzehrung des deutschen Theaters, die Gallsucht der Rezensenten u. s. w.

Wünscht man auf der einen Seite den Leuten Ruhe, so schreien die Leute auf der andern Seite: Arbeit; will man auf einer Seite Eintracht herstellen, so kommen auf der andern Seite die Advokaten und klagen auf Entschädigung. Es nützt nichts wenn man sie anweist auf:

Müllers „Zwiespalt der Natur", auf den „Scheidungsprozeß" von Kalk und Alkohol, auf Schillers „Klage der Ceres", auf Kotzebues „häuslichen Zwist", auf den „Streit der Elemente" und auf den ewigen Hader zwischen Dummheit und Vernunft. — Bei dieser Gelegenheit theile ich Ihnen, meine freundliche Hörer und Hörerinnen!

einen kurzen aber interessanten Ehescheidungspro-zeß aus dem Gerichtssaale des Olymps mit.

Im Olymp giebt es eben so gut Ehescheidungen, als auf Erden, ich aber bin schon lange gegen die Art und Weise, wie die Menschen mit ihrem Versprechen, Trauen und Scheiden zu Werke gehen, unzufrieden gewesen.

Zuerst verspricht man sich, dann folgt das Trauen, das ist die verkehrte Welt, was nützt ein Versprechen bevor man sich traut? Zuerst muß man trauen und dann versprechen. Man verspricht sich, das eben ist das Uebel, anstatt daß ein jedes dem andern goldene Tage versprechen sollte, verspricht jeder nur sich goldene Tage. Man vermählt sich erst, dann läßt man sich scheiden, das ist eben so unrecht, man sollte sich erst scheiden, dann vermählen. So lang sie Braut und Bräutigam sind, da sind sie in einander verliebt, kaum sind sie verheurathet, so lieben sie sich erst recht, d. h. ein jedes liebt sich. Als Verlobte hängt der Himmel voll Geigen, als Vermählte werden aus den Geigen lauter Contrabässe. Als Verlobte leben sie unter Amors Flügel, als Vermählte wohnt er auf dem rechten Flügel und sie auf dem linken Flügel, sie hat sogleich einen andern Flügelmann,

und nur in ihrem Flügel aber nicht in ihrer Ehe findet sie einige Harmonie; sie spielt ihre Noten ganz allein und nur wenn sie Banknoten und Pfundnoten haben will, wird der Mann zu einem vierhändigen Stück eingeladen. Ist also eine solche Vermählung nicht eine wahre Scheidung und die Ehescheidung einer solchen Ehe muß eine wahre Vermählung werden.

Demnach trug auch das Wort „Zeitgeist" im Olymp auf Ehescheidung an.

Der Mann „Geist" trug auf förmliche Scheidung von seiner Frau „Zeit" an. Er begründete seine Klage folgendermaßen:

Erstlich hat meine Frau, die Zeit, nur einen Zahn, welcher für den Geist, der den Leuten auf die Zähne fühlen muß, ein Unglück ist. Zweitens ist meine Frau, die Zeit, eine leichtsinnige Thörin, die mir entflieht, bevor ich mich ihrer recht freien konnte; eine Boshafte, die dem Glücklichen im Nu entrinnt, und bei dem Unglücklichen in boshafter Schadenfreude mit bleyerner Geduld ausharrt; und eine Leichtsinnige, die mit Kronen, Völkerglück und Menschenrecht wie mit leichten Marken spielt. Ueberdem ist aus unsrer Ehe kein gesundes Kind hervorgegangen;

man mag fragen wen man will, so wird jeder sagen: die Kinder unseres Zeitgeistes sind entweder lächerliche, alberne Thoren, oder verkrüppelte, engherzige Gestalten."

Nachdem der Mann, Geist, so gesprochen, trat die Beklagte, die Zeit, hervor und vertheidigte sich folgendermaßen:

„Als mein Mann, der Geist, mich ehelichte, wußte er, daß ich nur einen Zahn habe, aber das schadet ihm nichts, dem wahren Geiste thut der Zahn der Zeit keinen Abbruch. Er sagt, ich fliehe, bevor er sich meiner freuen kann, das ist seine Schuld. Er ist mein abgesagtester Feind; wenn man mich in einer Gesellschaft nicht haben will, so ruft man den Geist zu Hülfe, um die Zeit zu vertreiben. Ist das zum Aushalten? Sehen Sie einmal, in unsern Theatern und Akademien, wo sich mein Mann selten sehen läßt, da weile ich stets geduldig, und Sie sagen: wir haben hier Zeit lang. Kurz, mein Mann, der Geist, ist immer darauf bedacht, mich zu verkürzen. Daß unsere Kinder nichts taugen, da ist mein Mann schuld, der Vater muß die Kinder bilden. Im Geiste liegt die Ursache aller Verderbtheit und nicht in der Zeit. Was aber wäre mein Mann ohne mich? was wäre ein

Geist ohne Zeit? Eine Zeit aber ohne Geist hat zu allen Zeiten gut bestanden. Was der Geist unternehmen will, braucht er Zeit dazu, aber die Zeit setzt alles ohne Geist durch. Der schönste Geist macht nichts, wenn er zur unrichten Zeit kömmt. Die schlechteste Zeit aber findet noch immer einen Geist, dem sie erwünscht kömmt. Bei den Vorlesungen bemerkt man oft, daß der Geist und die Lichter immer kürzer werden, dagegen die Zeit und die Gesichter immer länger werden. Mich sucht man stets zu verkürzen und doch komm ich noch lang gut genug. Den Geist sucht man immer zu vermehren, und doch kömmt er immer zu kurz. Sie sehen also, daß mein Mann keine Ursache hat auf Scheidung anzutragen."

Die Richter des Olymps entscheiden sehr bald, und das konnten sie auch eher als unsere Justiz, weil sie den Geist sogleich bei der Hand hatten. Sie entschieden, daß der Geist mit der Zeit fortlebe, da er im Grunde ein armer Teufel ist, und blos von der Gnade seiner Frau Zeit lebt.

Wie einseitig, meine freundliche Hörer und Hörerinnen! ist der Mensch in der Liebe zu seinem Mitmenschen! Er fängt an den Menschen zu lieben, wenn derselbe aufgehört hat zu leben. Der Mensch kann dem Menschen und der Sonne

nur, wenn ſie untergehen und von ihm ſcheiden, freundlich und offen ins Antlitz ſchauen und nachſehen; am Tage und wenn ſie bei ihm weilen, ſieht er in beiden nur — die Flecken. Der Menſch und die Sonne erſcheinen uns gerade in der Mitte ihres Laufes, wenn ſie im vollſten, reichſten Lichte ſtehen, am allerkleinſten! Nur wenn unſer Nebenmenſch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge zu; nur wenn ihm die letzte Grube gegraben wird, graben wir ihm keine Grube mehr; und unſer Herz ſchlägt nicht eher für ihn, bis ſein Herz gar nicht mehr ſchlägt!

Man ſagt, der Menſch lebt ſiebzig Jahre, das iſt ein ſchlechter Ausdruck, der Menſch ſtirbt ſiebzig Jahre! Wie er geboren wird, fängt er an zu ſterben, und wenn er ſtirbt, ſo iſt er blos zu Ende geſtorben. Wenn wir uns gegenſeitig zum Geburtstage gratuliren, ſo iſt es nicht darum, weil wir ein Jahr mehr gelebt haben, ſondern daß wir ein Jahr weniger zu ſterben haben. Iſt es alſo nicht unrecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! daß wir uns gegenſeitig nicht nur das Leben, ſondern auch das Sterben ſo ſauer machen? Laſſen wir doch die Menſchen ihre ſiebzig Jahre ruhig durchſterben. Ach, wenn wir alle unſere Mitmenſchen als Sterbende

betrachten, wie milde, wie gütig, wie nachsichtig, kurz, wie reinmenschlich würden wir nicht alleſammt ſeyn?

Wie einſeitig iſt nicht ſelbſt das einſeitigſte Ding der Welt: die Mode? Auf vielen Seiten zieht man alle Tage ein neues Kleid, alſo einen neuen Menſchen an, aber nie zieht man den alten aus. Auf der andern Seite trägt man noch alles gerade ſo wie man es vor fünfzig Jahren getragen hat. Die Geldſtolzen tragen noch immer die Naſe hoch, die Jeſuiten tragen noch immer den Rücken krumm, die Narren trägt man noch immer auf den Händen, die Heuchelei auf der Zunge und die Falſchheit im Herzen. Die Bitten trägt man vor, den Haß und die Rache trägt man nach, die Unſchuld trägt man an, die Verläumdung trägt man zu, die Lügen trägt man aus und den Mantel trägt man auf beiden Schultern. Aber nicht nur in dem was man trägt iſt's die alte einſeitige Mode, ſondern auch in dem was man nicht trägt. Man trägt noch immer kein Bedenken, die Unglücklichen gar nicht zu bedenken, man trägt noch immer kein Herz im Leibe und kein Gewiſſen im Buſen, man trägt noch immer kein kleines Geld bei ſich, wenn man einem Armen etwas ſchenken ſoll, man

tragt noch immer keine Schulden ab und die Redlichkeit trägt noch immer keine Freuden ein, ist das nicht dieselbe alte Mode-Einseitigkeit?

In der jungen Welt ist die Mode auch noch mit ihrer alten Einseitigkeit. Die allumfassende Mädchen knüpfen noch das Band des Kleides fester als das Band der Liebe, sie tragen häufiger die vielfärbige Scherpe der Mode als den einfachen Gürtel der Anmuth, sie verschleiern mehr das Gesicht als die Gesinnung und sie kommen oft unter den Hut aber selten unter die Haube.

Unsere Männer machen auf der einen Seite eine vielfältige Toilette und auf der andern Seite ein einfältiges Gesicht, sie sehen darauf, daß die Kravatte aber nicht daß das Herz auf dem rechten Flecke sitze; sie sehen mehr auf einen feinen Rock als auf feine Sitten, und sie glauben, wenn ihr Kleid nur gut geschnitten ist, so brauchen sie selbst weder gehauen noch gestoßen zu seyn.

Hier haben Sie wieder Gelegenheit zu bemerken, daß die Satyre und der Witz, diese wenigstens auch einseitig sind. Aber daß der Witz sich so viel mit dem weiblichen Geschlechte

beſchäftigt, charakteriſirt ihn, er iſt der Bergbohrer des Lebens, der eben das edelſte Mittel aus den Tiefen hervorhohlt, und es abſondert aus dem Taubgeſtein der alltäglichen Dinge, an denen nichts Mangelhaftes und auch nichts Glänzendes zu ſehen iſt. Der Witz iſt eine diebiſche Elſter, er ſteckt ſeinen Schnabel gerade nach dem Glänzenden aus. Der Mann mit ſeinen guten Seiten iſt kein Stoff der Begeiſterung, und mit ſeinen ſchwachen Seiten kein Stoff für den Witz, das Weib mit ſeinen Tugenden iſt ein Thema für Engelszungen und mit ſeinen Schwächen ein liebliches Feld für den Witz. Der Mann, wenn er fällt, fällt er auf die ſchwache Seite, die Frau, der Banquier und das Butterbrod, ſie fallen alle auf die gute Seite. Der Dolch, mit dem der Witz das weibliche Geſchlecht anfällt, iſt ein Theaterdolch, die Spitze fährt in den Griff zurück, er trifft, aber er verletzt nicht; der Witz geht mit dem ſchönen Geſchlechte um wie die ältern Maler mit den Päbſten, ſie liegen vor ihnen auf den Knien, um ſie zu zeichnen. Der Witzige nennt die Frau ſeine Geißel, aber er iſt ein Bramime, der ſeine Geißel liebt, küßt und ſich nie von ihnen trennt.

Ueberhaupt iſt der Witz im Allgemeinen einſeitig, nur der Humor iſt vielſeitig, oder viel-

mehr allseitig. Der Witz ist ein Saturn, er verschlingt seine liebsten Kinder, der Humor aber ist der Urältervater, der Pentateuch aller Witzspielarten. Der Humor ist der ~~erstgeborne~~ Kronprinz der Phantasie, bei seiner Geburt ertönen alle Geistesglocken und tausend Kanonendonner verkünden seine Geburt, bei der Geburt des Witzes hingegen verkünden es blos einige Böller.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen. Er überwindet die Welt, aber er giebt Pardon, er verzehrt die Gefangenen nicht kanibalisch wie die bloße Satyre. Er ist ein lebensfroher, genialer, kräftiger Greis, der sich liebevoll mit uns wie mit Kindern neckt und balgt, und gutmüthig mit uns am Boden herumkrabbelt. Es scheint als hätte der Humor ewig gelebt und müßte ewig leben. Er wird, wie ein Dennebecker Metamorphose bald so groß, daß er das Haupt mit Sternen umflicht, und mit seinen Riesenarmen hinausgreift ins jenseitige Leben, daß ihm die Wolken und Planeten wie Wassertropfen an den Fingern hängen. Bald wieder läßt er sich auf dem Fallschirm der Phantasie hernieder, spielt kindlich mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder, ist in Werkstätten und Laboratorien und

überall hohlt er seine Nahrung und alle Reiche der Natur müssen ihm Brandschatzung geben. Die Laune, der Witz, sie buhlen mit dem Leser, sie wollen, daß der Leser gnädig auf sie herablächle, der Humor aber will, daß man mit Schauer an ihn hinaufsehe, wie zu einer grollenden Wolke, wie zu einem donnernden Gletscher. Der Witz ist ein Seiltänzer, er ist geschmeidig, er bückt sich, wenn es seyn muß und beugt das Knie. Der Humor aber hat eiserne Schienen um die Gelenke, er kann sich nicht bücken, nicht beugen, er steht über dem Leser, über dem Hörer, er ergreift sie und stellt sie hinauf auf das Schreckhorn des Lebens zur weitblickenden An- und Aussicht der tiefliegenden Welt. Er zuckt wie ein Nordlicht tausendgestaltig über unsere Häupter hin. Wie Schwert und Lanze, wie Blutfackeln und Blumenkränze, wie Gluthdolche und Sensen, daß man glaube, es deute auf Krieg und Verwüstung und es ist nichts als das unnachahmliche Schauspiel der Natur, das Geheimniß und Farbenspiel seines unbegreiflichen Geistes; ein unschuldiger Abglanz der geistigen Ursonne; ein in das Herz hineinfunkelndes Lichtmeteor in den langen, kalten, öden Nordnächten unseres Lebens.

In Hinsicht der Einseitigkeit, meine freundliche Hörer und Hörerinnen, haben meine Vor-

leſungen ſehr viel von Witz und Humor, denn Sie ſehen, daß ſie nur auf einer Seite geſchrieben ſind, und die andere leere Seite iſt ihnen gewiß die liebſte Seite, ja Sie ſehen, daß wunderbarer Weiſe die Seite, auf der gar nicht geſchrieben wurde, doch nicht ſo trocken iſt als die beſchriebene Seite; dieſe trockene Wahrheit möge Ihnen beweiſen wie ſehr ich bemüht bin meine beſten Seiten dem Publikum zuzuwenden. Die trockene Schriftſteller, meine freundliche Hörer und Hörerinnen! ſind die glücklichſten, ſie erſparen den Sand, weil ſie ihre Sachen gleich trocken niederſchreiben, und können dieſen Sand den Leſern in die Augen ſtreuen.

Ich ſollte Ihnen eigentlich zum Schluſſe meiner Vorleſungen eine kleine Nachleſung halten, allein wo die Vorleſung ſelbſt ſo unbedeutend war, läßt ſich von der Nachleſe gar nichts erwarten, im Gegentheil ich bin froh, daß Sie meine Vorleſungen nicht nachleſen können, ſonſt wären ſie verleſen. Ich ſchließe meine Vorleſung, weil ich Ihnen nicht aus den kurzen Sommerabenden lange Winternächte machen will.

# Bernsteiniana,

oder:

# Mosaik von Bernstein,

gefaßt und geputzt

von

**Dr. Saphir.**

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.

Kurt Beck.

---

Pesth,

In Commission bei Gustav Heckenast.

„Zu keinem Berufe drängen sich so viele Unberufene selbst aus anderen Ständen hinzu, weil nirgends ein so fruchtbarer Boden, wo die Charlatanerie so mannigfaltig emporwuchern kann — zu finden ist. — Die Wenigsten wählen diesen Stand aus Liebe zur Kunst und Menschheit, und ein jeder von ihnen glaubt zum Arzte tauglich zu sein."

Bernstein.

# Vorwort.

Ich war nicht wenig erstaunt, als ich unter mehreren mir zugesendeten Novitäten einer Broschüre, unter dem Titel: Mosaik von Bernstein, ansichtig wurde, und, nach flüchtigem Durchblicke, in diesem Bernstein einen famosen Ueberläufer, wie sie der Speculationsgeist heut zu Tage zu Hunderten emporwuchern läßt, wiedererkannte, der, die Barbierdecken mit der Feder vertauschend, hier in einer neuen glänzenden Eigenschaft auftritt, die ihm selbst seine entschiedensten und wärmsten Anhänger nicht einmal im Traume zugemuthet hätten. Lesen oder nicht lesen — das war die Frage! Neugierde und Sparsamkeit kämpften einen schweren Kampf in mir; doch verdanke ich diesmal dem Siege ersterer Schwäche einen eben so seltenen als unschätzbaren Genuß, und ich darf wohl mit gutem Gewissen dieses spaßige Büchlein als ein wahres Schatzkästlein für Milz- und Leberkranke anempfehlen. Ist es auch nur ein Mischmasch von zerflossenem, seichtem und sinnlosem Geschwätze voll Ignoranz, unklaren Begriffen, emporenden Arroganz und hirnlosen Prätention; ist es auch nur ein papierner Bettelsack, in dem aufgeraffte Brosamen der Wissenschaft, bunte Flicke und Lappen halbverstandener Grundsätze pêle-mêle und unverdaut durcheinandergewürfelt sind: so ist doch das burschikose Losschlagen mit den Kolben der Gemeinheit gegen die bewährtesten Autoritäten der eigenen wie der fremden Schule, der tollhäuslerische Eigendünkel, in dem der moderne Sokrates seine Weisheit auskramt, die kauderwelsche Sprache, die selbst einem Primaner zur Schande gereichen würde, das Kunterbunter eines verworrenen und verrenkten Stils, den selbst die erfinderischste und absichtlichste Kombination nicht grotesker und bizarrer hätte gestalten können, endlich das altkluge, dreiste und schamlose Absprechen über Gegenstände, von denen der literarische Sansculotte

ſo viel zu verſtehen ſcheint, wie ein Dromedar von der Cachucha — ſo iſt dies Alles, ſage ich, von ſo luſtigem Kontraſte mit der herkuliſchen Richtigkeit des talentausgeklopften Autors — deſſen wiſſenſchaftliche Bildung von ſolchem Umfange und ſolcher Beſchaffenheit iſt, daß ihm, nach geſetzlichen Beſtimmungen, die Heilung innerlicher Krankheiten nur in Nothfällen geſtattet iſt — daß man in Zweifel geräth, ob man den abderitiſchen Gecken bemitleiden und bedauern, oder verlachen und verſpotten ſoll.

Nach ſattſamer Ergötzung legte ich das kurioſe und drollige Büchlein zu andern Scharteken, und hätte es wahrſcheinlich bald vergeſſen, wenn nicht eine namhafte Anzahl geſchätzter und ehrenwerther Herren Collegen mich dringend aufgefordert hätte, die „ſchamloſe und freche Sudelei" nicht ungeahndet zu laſſen. Vergebens ſtellte ich meinen achtbaren Freunden das Unſtatthafte einer ſolchen Erwiderung vor, daß man durch eine Entgegnung die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die Literatur, endlich ſich ſelbſt herabwürdige, daß dem unbedeutenden Pygmäen, der uns in keiner Hinſicht ebenbürtig iſt, dadurch eine unverdiente Bedeutſamkeit zugemittelt werde, daß es Windeier ausbrüten hieße, wenn man ſich mit einem Individuum, das weder von Allopathie noch von Homöopathie mehr als die dürftigſten Anfangsgründe zu kennen ſcheint, in eine apriori-ſtiſche Diatribe einlaſſe; daß man, von wiſſenſchaftlichem Standpunkte aus, ein ſolch' erbärmliches und geiſtlignichtiges Machwerk, nach dem trivialen Sprichworte: wo nichts iſt, kann man nichts ſuchen, gar nicht beurtheilen könne; daß — woran ſchon der bloße Gedanke ſchaudererregend iſt — der Unverſtand in einer ſolchen Erörterung eine perſönliche Gehäſſigkeit wittern könnte; kurz, daß man ſelbſt zum Pantalon herabſänke, wenn man einen Skaramuz mit der Waffe der Gelehrſamkeit oder der Satyre durchhecheln würde. Doch alle dieſe Vorſtellungen blieben fruchtlos, und ich mußte mich zur Abfaſſung folgendem polemiſchen Scherzes um ſo eher entſchließen, als meine geehrten Freunde meine Skrupel, durch folgende nicht ganz ungegründete Einwürfe, zu entkräftigen ſuchten.

Wiewohl nämlich der große Autor, durch die Geburt dieſes ſeines Mondkalbes, ſich ſelbſt auf den Pranger geſtellt, und daher ſich genugſam gezüchtiget habe, ſo dürfte es doch erſprießlich ſeyn, vor demjenigen Theile des Publikums, das ſich leicht und willig Sand in die Augen ſtreuen läßt und auf deſſen Leichtgläubigkeit hin der Verfaſſer der „Moſait" ein neues

Experiment der unverschämtesten Spiegelfechterei anzustellen gedachte, den ignoranten Salbader zu entlarven, und die eben so sinnlose als dreiste Skribelei eines unwissenden und mit gelehrtklingenden Redensarten prunkenden Prahlers in ihrer hohlen, eben so gräßlichen als lächerlichen Nichtigkeit und Blöße darzustellen. Sie entgegneten, daß der Stand, die Stellung, die Unbedeutenheit des Mosaikers, endlich das gesunde Urtheil des verständigeren Publikums uns gegen jeglichen Verdacht einer persönlichen Invektive schützen müssen, so wie gegen den Argwohn, als zögen wir gegen die Anhänger einer Lehre zu Felde, die, wie sehr sie auch unserer innersten Ueberzeugung widerspricht, doch von gewissenhaften, geist- und kenntnißreichen Aerzten ausgeübt, unsere volle und aufmerksame Beachtung, in literar-historischer Rücksicht wenigstens, sehr in Anspruch nimmt. Nicht das Individuum, fordern die Sache sei es, mit der wir rechten; und es sei kränkend zu sehen, wie weit der Charlatanismus sich versteigt, wenn die geringste Gunst der gedankenlosen Menge, die meist dem Abenteuerlichen nachläuft, die eine aufgeblasene Backe für eine volle Wange, einen geschwollenen Körper für einen dicken und wohlbeleibten ansieht, die eine vornehmthuende Stelzenreiterei für festen Mannestritt hält, demselben verderbliche Nahrung beut. Gebe einen solchen Bartscherer die Befugniß zum Verband einer Wunde, und er pfuscht in die Medizin hinein, drückt ihr da ein Auge zu, so wird ein stümpernder Homöopath aus ihm; lasset ihr euch auch das gefallen, so wird er ein Literator, der sich wie ein Goliath geberdet, der gegen Freund und Feind die Kieselschleuder der Frechheit erhebt und — ein Non plus ultra Stückchen der Quacksalberei — den Nimbus eines Gelehrten um sich zu verbreiten sucht. — Hat sich nun ein solcher windbeuteliger Parvenü in der eigenen Schlinge verfangen, so wäre es eben so unklug als gegen das wahre Interesse der Wissenschaft und Kunst schnöde gehandelt, wenn man ihn nicht dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben und die Verblendeten zu entlarven suchte, denn:

„Verkracht sich dann in Stuben,
Wer's mit dem Rechten hält,
Behalten ja die Buben
Nur sich allein das Feld."

In Anbetracht dieser Gründe habe ich mich dem vielfältigen Wunsche willfährig erwiesen und beschränkte mich, den Gegenstand aus der zunftlichen Sphäre, was mit Windmühlen kämpfen hieße, in das popu-

lâre hinüberſpielend, bloß darauf: diejenigen Stellen des Buches, die ſelbſt den Ungebildetſten von der Ignoranz, dem Selbſtdünkel u. der Aufgeblaſenheit des Hrn Bernſtein zu überzeugen vermögend ſind, treu und gewiſſenhaft anzuführen. Was die hie und da angebrachten Erläuterungen betrifft, iſt nur zu bedauern, daß deren Abfaſſung nicht einer tuchtigeren und ſchärferen Feder anvertraut worden. Möge man es endlich nicht als Unbeſcheidenheit auslegen, daß der Herausgeber dieſer Beleuchtung, um der kritiſchen Bagatelle das Gehäſſige eines Pamphlets zu benehmen, und um den Verdacht eines feigen, anonymen und aus einem Verſtecke unternommenen Angriffs von ſich abzuwälzen, derſelben ſeinen Namen voranſetzte.

Dr. Arbuthnot pflegte zu ſagen: Lachen verlängert das Leben, und ein einziger Hanswurſt, der in einer Stadt einkehrt, trägt mehr zur Geſundheit der Einwohner bei, als zwei dutzend Ärzte. — Wenn dieſe Maxime des guten Doktors probat iſt, wie verdienſtvoll iſt nicht der gelehrte Herr Bernſtein, der den Beruf eines Chirurgen mit dem eines Spaßmachers ſo poſſierlich zu vereinigen verſteht. Wir beeilen uns ein gut Stück dieſes Ruhmes auch uns zuzumitteln, indem wir dem kleinen Theile des Publikums, das, bedauerlicher Weiſe, weder von der ärztlichen noch literariſchen Harlekinnade des großen Bernſtein bis zur Stunde Kenntniß erlangt hat, von dem Inhalte, Werthe und Bedeutſamkeit der kleinen Moſaik des großen Moſaikers umſtändliche und verſtändliche Mittheilung zu machen. Man erlaube uns mit derjenigen ſiſtematiſchen Ordnung in unſerer Erläuterung verfahren zu dürfen, die das Originalopus des großen Arztes, Denkers und Dichters Bernſtein ſo unmenſchlich auszeichnet.

### §. 1. Was iſt Moſaik überhaupt?

Wie Jedermann weiß: eine Art Malerei, die aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas, Marmorſtücken, ja ſelbſt Hölzern durch einen Kitt ſo fein und künſtleriſch zuſammengeſetzt iſt, daß man in einiger Entfernung ſie mit dem Pinſel verfertigt glaubt.

§. 2. Was iſt nun vorliegende Moſait?

Was nach Durchleſung dieſer gewiſſenhaften Beleuchtung auch Jedermann wiſſen wird: ein miſerables Gekleckſe, das aus unſinnigem Gewäſche von arroganten, ſuffiſanten und ignoranten Äußerungen, mittelſt eines groben und anmaßenden Jargons ſo ſtümperhaft aufgetragen iſt, daß es ſelbſt in der Entfernung von einem Pinſel verfertigt ſcheint.

§. 3. Wer? und was iſt Bernſtein?

Eigentlich wäre es genug zu wiſſen: Bernſtein iſt der Verfaſſer der Moſaik. Auch wäre es dem gelehrten Autor wahrſcheinlich gelungen, unter dieſer beſcheidenen Firma lange Zeit hindurch als ein großer Unbekannter zu figuriren: aber „auch ein Bernſtein hat ſeine Stunden.“ Seite 231 wird das bisher in Beſcheidenheit bewahrte Incognito in einer edlen und kurzen Aufwallung mit folgender ellenlangen Expektoration entſchleiert: Philipp Bernſtein, Doktor der Medizin (?!), Magiſter der Chirurgie und Geburtshilfe; ehemaliger k. k. öſterreichiſcher Feldarzt, dann polniſcher Stabsarzt (!) und endlich ruſſiſcher ordinirender Stabsarzt im Spital der Garde-Kaſerne (?!) Ritter des Militair-Verdienſtordens (!!!), Mitglied einer gelehrten (???) Geſellſchaft, homöopathiſcher Arzt in Peſth ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wie genial hier Dichtung und Wahrheit ineinandergewebt ſind, davon kann Referent nur Andeutung, nicht Überzeugung geben. Die enorme Einbildungskraft des gel. Verf. aber läßt vermuthen, daß auch hier die Fantaſie nicht zu kurz gekommen ſei.

§. 4. Warum ſchrieb Bernſtein die Moſait?

Wahrlich eine ſehr ernſthafte Frage, worüber uns aber der gelehrte Verfaſſer (dem wir von nun an, da wir ſeinen vollſtändigen Titel genau kennen, nebſt manchem An-

dern ein p. t. anhängen werden) in dem Vorworte die bündigste Auskunft gibt. Herr B. p. t. schickte das vorliegende Werkchen mit Mann und Maus den Redaktoren der Leipziger allg. homöopathischen Zeitschrift ein; diese nahmen ein paar Seiten, die eben in ihren Kram taugten, mit Verbesserungen auf, protestirten aber gegen den weitläufigen Unsinn mit den Bemerkungen: „daß die Einleitung und der Schluß, da sie nichts Gemeinnütziges enthalten, und zu Privatzwecken geschrieben seien, wegblieb (Rummel).“ Ferner „daß die Beobachtungen nicht genug einfach vorgetragen seien (Groß).“ Hierüber erboßt, rächt sich der Herr Bernstein p. t. an den Redaktoren dadurch, daß er die ganze Olla potrida den Augen des Publikums vorlegt. — — Dies ist die naive und erbauliche, belustigende und belehrende Entstehungsgeschichte der Mosaik.

Moral. Ein Jeder ist sich selbst der größte Feind; auf latein: Si tacuisses, philosophus mansisses.

### §. 3. Herr Bernstein p. t. als Selbstbiograph.

„Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gikgak wieder heim.“

Seite 7. „Auch *) habe ich mich schon in meiner Jugend, wider den Wunsch meiner damals reichen Ältern, für den ärztlichen Stand bestimmt.“

So schreibt man die Geschichte! Herr Bernstein! Herr Bernstein! wir wollen in das Historisch-Pragmatische dieser Behauptung durchaus nicht näher eingehen, denn wer kann die tausend verschiedenen Arten und Wege ermitteln, auf denen sich die Neigung zu einem Berufe ausspricht; aber wäre die Wendung nicht großartiger und poetischer gewesen: ich

*) Bei Gelegenheit dieses „Auch“ bemerken wir, daß wir in den Citaten des gelehrten Verfassers Stil und Orthographie treu und gewissenhaft wiedergeben. Der Kommentator.

habe mich, trotz dem Willen meiner Ältern zu keinem Stande bestimmt? — Gab es nicht viele geniale Köpfe, die (insofern sie mit Ihnen, Herr Bernstein, zu vergleichen sind) in ihrer früheren Jugend wenig hervorragende Anlagen offenbarten, als Sydenham, Frank ꝛc.

„Doch nur bang betrat ich die ärztliche Laufbahn, und ich entschloß mich zur Erlangung des Selbstvertrauens feldärztliche Dienste zu nehmen."

Ei! ei! — Herr Bernstein p. t, der künftige Verfaßer der Mosaik, und — bange? der aus Instinkt Chirurgie studierende — und Mangel an Selbstvertrauen? mirabile dictu! Fast macht mich diese rauhe Tugend stutzen! Man sollte meinen, wenn man Sie so von Angesicht zu Angesicht zu erblicken das Glück hat, Sie hätten schon mit der Muttermilch Selbstvertrauen eingesogen! — Sollte Ihnen aber, großer Mann, diese Tugend nicht angeboren seyn, so muß ich Sie versichern, daß Sie sich dieselbe vollkommen angeeignet haben, und daß sie Ihnen zur zweiten Natur geworden.

Seite 8. „Aber bald nahm ich, auf den Wunsch meiner mit dem Tode und den Ärzten ringenden Mutter, Entlassung, und fand diese rüstige Frau als eine — unter der Last einer Wassersucht seufzende Mutter (sic.).

(Daß er diese kurirte versteht sich von selbst!)

„Auch jetzt mußte ich mein Studium der Homöopathie unterbrechen, indem ich trotz aller Hindernisse dem schmerzlichen Rufe einer leidenden Nation folgte — meine Leistungen wurden hier überschätzt und weder Auszeichnung noch Beförderung konnten meinen Kummer über den Schleudrian der Ärzte trösten".

O Du arme, mitleidige Seele Du!

Seite 9. „Ich suchte, da die Cholera in meinem Vaterlande grassirte, Entlassung." Wie schön wenn man Kosmopolit und Patriot in gleicher Überschwenglichkeit ist! Der große Bernstein, der Überschätzte, läßt Aus-

zeichnungen, Beförderungen im Stiche — bloß um seinen von der Cholera heimgesuchten Landsleuten beizustehen! — Was zu viel ist, ist zu viel!

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ists, ihnen gleich zu seyn.

„Ich folgte daher, da meine Dienste zu spät kamen, einem Rufe nach Großkanischa.“

Das ist das Los des Schönen hier auf Erden!

Seite 69. Herr Bernstein reist. Dem gelehrten Verfasser beliebt es nicht mitzutheilen, ob dies eine Berufs- oder Rufs-Reise sei? Wir wagen es mit dem Ausdrucke „Kunstreise“ zu interpretiren; denn es wird nicht ausdrücklich gesagt, daß der ehrenwerthe Herr praktisch sein Licht hätte leuchten lassen; aber einige wohlwollende Bemerkungen, die derselbe über die Herren H. O. Marenzeller, Attomyr, Schmid, Fleischmann, welche er in Wien der Ehre seines Besuches würdigte, zu äußern sich herabläßt, lassen dieser Vermuthung Raum.

Seite 121. Finden wir Herrn Bernstein p. t. plötzlich und wie aus den Wolken gefallen in Pesth. — Ist seine Mutter lebend oder todt? Grassirt die Cholera hier? Hat ihn ein schmerzlicher Ruf einer leidenden Nation hiehergelockt? Ist vielleicht ein Ruf an ihn ergangen? Nein — nichts von alledem. Der große Bernstein braucht die kalten Donaubäder!

Kanischaner! Kanischaner!
Was mußt' euren Sinn bethören,
Daß ihr den großen Hahnemannianer,
Fremden überläßt zu ehren!

„Sie werden sich wundern, wenn sie hören, daß ich hier Kranke behandle, und um desto mehr, wenn ich ihnen sage, daß ich deren nicht wenige, und die Aufforderung von vielen Seiten erhalten habe, für immer hier zu bleiben, wozu ich mich entschließen werde, um so eher, daß es meine Vaterstadt ist. ꝛc.

Pöbelwahn! Lächerlicher Aberglaube! Wundern? Wer wundert ſich? Mit nichten, wir wundern uns ganz und gar nicht. Etwa darob, weil dazumal dieſer göttliche Moſaik noch nicht unſterbliches Renommee geſichert hatte? Pah! was ſind todte Buchſtaben gegen den lebendigen Geiſt! Die Moſaik iſt nur Äußerung des Genies, Sie aber ſind das Genie ſelbſt, wie es leibt und lebt. — Wie? ein Mann, deſſen Beruf zu dieſem Berufe ſich in frühester Jugend, ſo in die Augen ſpringend, ſo wiederſpenſtig und unaufhaltſam entwickelt hat; der dafür bekannt war, daß er die tiefſten Tiefen der Wiſſenſchaft nach allen ihren Verzweigungen und Richtungen mit eiſernem Fleiße und allumfaſſendem Scharfblicke durchforſcht, und das Erforſchte in ſegenverbreitendem Wirken unabläſſig praktiſch bethätigte; der in ſeiner unmenſchlichen Menſchlichkeit von Nord nach Süd, von Oſt nach Weſt ſteuerte, um die Wunden der blutenden Menſchheit zu verbinden; der den einzigen Flecken, den ihm die, nichts vollkommen gewährende, Mutter Natur aufbürdete, die allzuübertriebene Beſcheidenheit und Schüchternheit durch mühevolle Beſtrebungen in Selbſtvertrauen und eine ihn ſo anmuthig kleidende Hardieſſe umgewandelt; dem die Minervageburt der klaſſiſchen Moſaik von der verwegenen Stirne klar und deutlich herabzuprophezeien war, der Warſchau und Großkauſcha, die Tempel ſeines Ruhmes, verließ, um auch an den heimatlichen Geſtaden, wo er die unſchuldigen Tage der Kindheit ruhmvoll verlebte, die gereiften Früchte ſeines üppigſtrotzenden Talentes mit vollen und offenen Händen zu vertheilen — den ſollten wir verkennen? Nein — ſo tief iſt die Menſchheit noch nicht geſunken! Nein! wie groß auch die Zahl der Undankbaren und Blödſinnigen ſein mag, die das wahre Verdienſt nicht zu würdigen wiſſen, noch giebt es, dem Himmel ſei Dank! ein beträchtliches Schock illuminirter Köpfe, welche, wenn ſie auch dem abenteuerlichen Prinzipe der unſterblichen Lehre nicht gewogen wären, doch dem, durch Anlage, Talent, Bildung,

Gelehrſamkeit, Scharfſinn, Beſcheidenheit und Anmaßungsloſigkeit gleich ausgezeichneten Apoſtel — mit einem Worte: dem Verfaſſer der Moſait unwillkührlich und mit heiliger Pietät huldigen würden. Fortgeriſſen von dieſer geiſtigen Erhebung lüftet ſich uns der dunkle Schleier der Zukunft, und im Ueberblicke gewahren wir Trophäen auf Trophäen ſich häufen, Lorbeeren und Palmen umkränzen ſein Haupt, himmelanſtrebende Monumente verewigen ſeinen Namen, und wie um Homer, ſo ſtreiten ganze Nationen und Völkerſchaften um den Rieſengenius Bernſtein. Hunc Kanisienses sibi vindicant, Varsavienses repetunt, Pesthienses suum esse dicunt. —

Ende der Geſchichte von Herrn Bernſtein. — Wir verſprechen den Hiſtoriographen des Reichs, Herrn Bernſtein p. t. auch ferner nicht aus den Augen zu laſſen, und von deſſen weiteren Erlebniſſen und Begebniſſen, zum Frommen und Nutzen der neugierigen Menſchheit, in frankirten Briefen gewiſſenhafte Kunde mitzutheilen.

### §. 6. Herr Bernſtein p. t. als Dozent und Proſelitenmacher.

Seite 180. „Es gingen mich vor Kurzem wieder einige Ärzte an, ſie in der Homöopathie einzuweihen.“

Seite 121. „Obwohl niemand mehr als ich bereitwillig ſein mag, einen Fähigen, welcher ſich ſchon ſelbſt durch die roſenduftigen Dornen (sic.) Bahn brechen wird, mit dem wenigen, was ich vermag zu unterſtützen.“

Il n'y a un sot, qui'l n'y a un de plus, qui l'admire!

### §. 7. Herr Bernſtein p. t. ein echter Chriſt!

Seite 126. Darum kann ich die Allopathen nicht verachten — nur bedauern, und ihre Kranken bemitleiden.

„Ha, welche Großmuth! die muß ich loben!

§. 8. Herr Bernſtein p. t. — kein Kannibal.

Seite 180. **Demungeachtet lebe ich mit Allopathen theils aus früherer Bekanntſchaft her, theils ihres perſönlichen Werthes wegen im beſten Vernehmen; denn mein Maßſtab iſt nicht ſo ſehr das Wiſſen, als das Gewiſſen des Arztes, und während ich im Felde der Wiſſenſchaft jedem den Handſchuh hinwerfe, reiche ich jedem biedern Arzte die Hand.“**

Herr Bernſtein — als Allopath rathe ich ihnen, angeſteckt von ihren philantropiſchen Grundſätzen, allen Ernſtes, ſich zur Ader zu laſſen, denn es ſpuckt bei Ihnen gewaltig. Als Homöopath möchte ich, zur Heilung ihres Un- und Wahnſinnes die, nach den Regeln ihrer Kunſt vorzunehmende, **Lektüre ihrer Moſait** anempfehlen.

§. 9. Herr Bernſtein p. t. vergißt ſich, und wird Renommiſt und Eiſenfreſſer.

Seite 201. **„Wenn ich ihn (Grieſſelich) künftiges Jahr beſuche, ſo zeichne ich ihn ſelbſt und hoffe ihn zu treffen wenn ich ihn antreffe.“**

Seite 331. **„Hören ſie aber nicht auf, ſo laſſe ich mir meine Nägel wachſen, um ganz hervorzugraben meinen Buzogány (Streitkolben) und fahre damit hin ꝛc.“**

Seite 337. **„Sollte ich aber gar keinen Anhang und Anklang finden, ſondern nur ſpitzige und witzige Tadel-Nadeln, ſo werde ich mit meinem Buzogany an eines Jeden Thürſtock, nicht Thier-Stock — klopfen.“** ꝛc.

Ach ſchone uns Herr in deinem Grimme!
„Quid eum miser tunc dicturus,
Quem Patronum rogaturus,
Cum vix Justus sit securus?!

§. 10. Herr Bernſtein p. t. als Makrobiotiker.

Seite 118. Daher erkläre ich mir den Dank der Natur gegen Hahnemann, und glaube, daß eben dieſe Prüfungen an ſich ſelbſt die verſchiedenen Krankheitskeime künſtlich gereift und abgeſtreift haben" (und deßwegen ein hohes Alter erreicht habe).

Wird ſich Herr Bernſtein kein Patent für dieſe wichtige Entdeckung geben laſſen? Jedenfalls halten wir es für unſere Pflicht, die Aufmerkſamkeit der hohen Regierungen auf dieſen genialen Lebensverlängerer zu richten.

§. 11. Herr Bernſtein p. t. ein zweiter Münchhauſen.

Seite 73. „Ich ſchlief gut, als mein dicht neben mir liegender Freund zur Rechten mich weckte und mich um Tropfen bath: ich gab ihm einige und ſchlief ein. — Bald darauf weckte mich auch der zur Linken, ich gab ihm ebenfalls und ſchlief wieder ein. Als ich Morgens erwachte, ſah ich meine Kameraden todt wegtragen, ich blieb geſund.

O großer Bernſtein, der die Moſaik ſchuf,
Standhafter biſt Du noch, als ſelbſt ein Rummelpuff!
Wer gleicht an Fantaſie Dir auf dem Erdenrund?
Münchhauſen ſelbſt iſt gegen Dir ein — Hund.

§. 12. Herr Bernſtein p. t. als Rezenſent.

Seite 128. „Prof. Sch — ein gieriger Literatur-Wolf, und ein geduldiges Lamm am Krankenbette."

Seite 65. „Dr. Marenzeller ein alter Menſchenſchatten in einem neuen Schlafrocke."

Seite 18. „Der rumorende und rumirende Dr. Groß."

Seite 150. „Solche Koryphäen (wie die Herren Hartmann, Stapf, Rummel, Groß, Attomyr, Starke, Griesselich ꝛc.) sind **Horiphäen, denn es ist horribel.**“

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. —

§. 13. Herr Bernstein p. t. als inspirirter Clairvoyant.

Seite 46. „Ich gestehe Ihnen, daß ich mir nie deutlich bewußt war, warum ich das Riechenlassen angewendet, ich glaube es ist — ein geistiger Instinkt.

Herr Bernstein, dies Geständniß macht Ihnen Ehre! Wenn Sie so fortfahren, werden wir endlich begreifen, wie ein Staubgeborner solch Überirdisches zu leisten vermag: es ist alles göttliche Eingebung.

Est Deus in nobis — agitante calescimus illo.

§. 14. Herr Bernstein p. t. als Satyriker.

Seite 236. „Je mehr die Homöopathen lesen und schreiben, desto mehr sieht man an ihrem Thun und Treiben, daß es noch sehr dunkel in ihren von allen finstern Vorurtheilen erfüllten Schädelräumen ist.“

Seite 238. „Es wird mich vielleicht jemand fragen: qua dosi ich die Arzneyen gereicht habe? nescio.“

Seite 254. „Ich nahm mir die Mühe, seine miserable Kritik miserabel zu kritisiren.“

Seite 329. „Denn viele Homöopathen scheinen von Hahnemann nichts weiter angenommen zu haben als das Schimpfen und immer Schimpfen.“

Welche kindliche Naivität! welche edle und nachahmungswürdige Selbſtironie!

O sancta simplicitas!

5. 13. Herr Bernſtein p. p. als Stiliſt und Witzbold.

Wir müßten unter dieſe Rubrik eigentlich das ganze Büchlein bringen, da aber der Nachdruck ſtreng verpönt iſt, ſo beſcheiden wir uns die Kraft- und Saft-Stellen anzuführen.

Seite 2. „Durch das eingebrochene Eisloch ins Waſſer der Gelehrten ſinken.“

Seite 11. „Durch die Taufe mit den Weihpetenzen die bitterſalzigen Thränen des unbefriedigten Glaubens, in ſüße, die reine Liebe zur wahren Lehre, und im ſeligen der erfüllten Hoffnung verwandelt zu ſehen.“

Seite 49. „Meine leidenſchaftloſe Leidenſchaftlichkeit, in der ich das in der Jugend geälterte, und in Feuer gekältete Blut nicht mäßigen kann, wenn ich hinausſehe in das tolle Treiben der befiederten Grübler, und hineinſehe in die ſchrollen Schreiben der befederten Skribler, durch welche die Iſo- und Iſchariospathen ihren Herrn verrathen, und wo die Homeo- und Romeopathen ihn vergiften.“

Seite 150 „Wo ſie den, der ihnen erſchienen als Schwärmer, für die Kunſt immer wärmer, in der Wiſſenſchaft nicht ärmer als mancher gelehrter leerer Lärmer finden werden.“

Seite 92. „Der ſanguiniſche Herr Sturmhut; die choleriſche Mademoiſelle Zaunrübe; der flegmatiſche Herr Schwefel; die melancholiſche Frau Sepia.“

Seite 110. „Meinen ſteifen ſtolzen Nacken in das vergoldete bleierne Joch der Welt, d. i.

eine handvoll thieriſcher Fleiſchklumpen zu beugen.“

Seite 112. „Die Wiederholung, des durch den ſchrillenden Hilferuf von den harten Klüften ſanft widerhallenden Echo — iſt die einzige wohlthätige Frucht — deren Keim ein Luftzug außer Hahnemanns Baumſchule ausgeſtreut — die durch die Zeit gereift, durch die Noth gepflückt und — von Hahnemann ſelbſt als heilſam anerkannt wurde.“

Seite 121. „Zwar giebt es unter den H. auch mit ſaamenleerer Beleſenheit vollgeſtopfte, jenen Laienbrüdern durch praktiſche Mangelhaftigkeit ähnliche, einſeitige Vielwiſſer wie z. B. die famöſen Theſen — Siameſen.“

Seite 154. „Welcher hämiſche, chemiſche ſtarke Teufel beſtach Starkus ſchwachen Sinn, ſeine ſtarke Schwäche auszukramen.“

Seite 181. „Sie breiten ſich ſchnell wie ein Strudelteig aus.“

Seite 234. „Ich habe mit allen Nationen Umgang gepflegt.“

(Gewöhnliche Menſchen pflegen mit Individuen Umgang; außergewöhnliche, wi. H. Bernſtein, mit ganzen Nationen.)

Seite 236. „Der dunkle Buſen der Natur.“

Seite 269. „Der den Morgen verkündete gleich dem krähenden Hahne — man.“

Seite 270. „Alle Kranken mit dem Schnepper zu guillotiniren.“

Seite 287. „Dieſer ſöhnte mich mit der Wuth Fluth des ſalzloſen Literaturmeeres aus.“

Seite 322. „Die Grundſätze meines Gevaters Lavaters.“

Seite 328. „Dieſer Moſaikſpiegel, in welchen ſich ein jeder Federſchmücker in ſeinem eigenen,

oder anderen kritzelnden und witzelnden Zierbengel zugehörigen Spiegelſcherben nach Belieben begucken und beſpucken kann."

Und ſo mit Grazie ad infinitum. —

§. 16. Herr Bernſtein p. t. als Neologiſt.

Folgende Wortbildungen glaube ich unſerm großen Autor mit Recht vindizieren zu können: Dilletanterie. — Familiäre Rückſichten (Familien-Rückſichten). — Schmäl-Schimpfſucht. — Gliederreiſſen-Huſaren. — Keller-Kehlen-Chor. — Broken-Pocken-Flecken. — Waſſer-Streich-Streit. — Indefinitives definirendes Conſilium — Sappho-Sopha. — Hypotheſen-Beten. — Rük-Rücken. — Schimpfopathie ꝛc. ꝛc.

Dürften wir uns nicht eine Clavis Bernſteiniana ausbitten, zu Gunſten derjenigen Leſer, die nur Deutſch verſtehen?

§ 17. Herr Bernſtein p. t. als Philolog.

Seite 279. „Wir ſind daher — Philopator. [illegible] heißt, durch Vernunft frei handelnde Freunde der Natur."

Seite 310. „Automaten d. h. Augendiener."

Seite 333. „Schlotternden und lotternden Beine."

Seite 334. „Mißgedeutete Lehre."

Seite 133. „Brutaltſche Blutvergießungen."

Seite 150. „Homöomulaten."

Seite 124. „Janusopathie."

Gut gebrüllt Löwe!

§. 18. Herr Bernstein p. t. als Projektenmacher.

Seite 159—160. „Um das Leibeswohl der Menschen, und das Seelenheil der Ärzte, stünde es besser, wenn alle praktischen Ärzte vom Staate besoldet wären. Der Arzt darf bei Kassationsstrafe keine Bezahlung annehmen. Auf diese Art ließe sich eine Stadt wie Pesth, wo 200 Aerzte ihr Unwesen treiben, mit 85 besser versorgen. Die Ausgezeichneten rücken vor (wohin?) die moralische Fehler an den Tag legen bleiben gewöhnliche Ärzte (was heißt das gewöhnliche?) oder müßten zur Arzneibereitung oder Schreibereien verwendet werden." (!)

O weiser Daniel! o dreimal glückliches Pesth, das solch ein Universalgenie beherbergt!

§. 19. Herr Bernstein p. t. als Mathematiker.

Seite 18. „Diese Fragen könnte ich ihnen mit vielen ähnlichen multipliziren, wüßte ich nicht aus der Addition unserer Erfahrungen zu berechnen, daß nach der Subtraction der kleinen Zahl verkleinender kleinlicher Homöopathen, welche die Homöopathie dividiren wollen, der größte Theil die Hälfte oder gleich nur 3 Viertel der Pferatheorie unterschreiben."

Der kann mehr als Birnen braten!

§. 20. Herr Bernstein p. t. als Politiker.

Seite 397. „Wenn im Bauernstande die Verdauung und Speisebereitung — im Bürgerstand — die Ernährung und Blutbereitung — im Adelstand — die Absonderung Ausleerung und Fortpflanzung — normal wirken, was man aus der Ruhe des

Königs des Weines, der Königin des Gemüthes, des Hofstaates des Gemeingefühls erkennen kann.

Es ist gräßlich — sagt der Kammerdiener Gabriel, der große Geistesverwandte des großen Bernstein.

§. 21. Herr Bernstein p. t. als Philosoph und Aesthetiker.

Seite 310. „Es verhält sich die denkende Kunsthilfe, zur lenkenden Naturhilfe, wie Politik zur Religion."

Seite 211. „Wie Dichtkunst zur Weltweisheit, so verhält sich Heilkunst zur weisen Natur."

Übrigens gesteht Referent offenherzig, daß ihm die nöthigen Studien mangeln, um den großen Bernstein in diesen Fächern nach Verdienst würdigen zu können. Doch vermuthet er aus einigen hingeworfenen Äußerungen über Philosophen und Äsbetiker von einigem Renomee, daß Herr Bernstein sich auch in diesem Gebiete großes Selbstvertrauen erworben haben müsse, so z. B.

Seite 310. Welche Definition Kants die einfachste und beste ist!

Seite 311. Welche Definition des Aristoteles die beste ist.

Seite 303. Jean Paul sagt ꝛc. ꝛc.; ich aber (nämlich ich Bernstein aber) sage ꝛc. ꝛc.

Der Affe gar poßierlich ist,
O große Majestät,
Zumal wenn er vom Apfel frißt,
O große Majestät. —

§ 22. Herr Bernstein p. t. als Theolog.

Seite 311. „Unter Religion glaube ich einen innern Drang auf die Wohlfahrt der mensch

lichen Gesellschaft mitzuwirken" — Pax tecum. O Sie loser Schelm Sie! Sie feiner Vocativus! Sie glauben das gewiß nur, um die Allopathen als irreligiös anzuschwärzen.

§. 23. Herr Bernstein p. t. als Poet.

Seite 336. „Was endlich den dichterischen Anstrich meiner Briefe anbelangt, so will ich ihn nicht wegstreiten, weil meine Eigenthümlichkeit von Natur, aus wissenschaftlichen und praktischen Grundsätzen, mit der Wissenschaftlichkeit sich nicht gut verträgt.

Das ist Schwäche!

§. 24. Herr Bernstein p. t. ein zweiter Jean Paul.

Folgendes Streckräthsel stelle ich blos deßhalb hieher, weil der ehrenwerthe Autor, befragt, wie er solchen Galimathias der Öffentlichkeit übergeben konnte, zur Antwort gab: das sei Jean Paul'scher Stil. Man höre und staune.

Seite 48. „Daher überlasse ich den noch wankenden Theil, mich genügsam auf dem durch Vernunft gegründeten stützend wenn auch nicht ganz zufrieden auf dem nach wankenden stützend unserem zukünftigem Streben noch mehr zu befestigen, und noch sicherer dem Streben unserer Zukünftigen die neidlosen Hahnemann's Namen ehren und vorurtheilsfreier dessen Grundsätze lehren werden, ungleich unsern widersinnigen und widerlichen Zeitgenossen, deren Widerspruchsgeist mit dem starrköpfigen und hartnäckigen Widderkopf, die feste Mauer einstürzen will, die aus dem 1000jährigen Schutte Hippocratis eingestürzten Wartthürme — wo nur noch Eulen und Fledermäuse zum Abschen und Schrecken der von äußeren Stürmen genöthigten, dort Schutz und Hilfe suchenden müden Erdenwanderer, furchbar hausen — Hahnemann — den giftigen Stachel des Neides trotzend — mühsam erbaute und nach immer fortarbeitet, während seine Lehrburschen die Hände federleicht zum Scheine bewegen, die für Luft und Licht geschaffenen Fenster verstopfend ausrufen: Der Bau hat Lücken; tadelsüchtig lächelnd das Gesicht verzerren und vom verdienten Lohn ihr Vesperbrod verzehren."

Die Auflöſung dieſes Räthſels wird mit einem Exemplare der Moſaik bemerkt.

§. 25. Herr Bernſtein p. t. als Polyglottiſt.

Hier ließe ſich ein witziges Wortſpiel a la Bernſtein anbringen und ſagen H. B. ſei ein Bonmotiſt; nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn das iſt doch klar: ſondern in Bezug auf die bewundernswerthe Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der unſer Autor Motto's und Citate aus allen todten, lebenden und noch nicht geborenen Sprachen aus dem Aermel herausſchüttelt.

Er kann Citate aus dem Boden ſtampfen,
Ihm wächſt ein Motto auf der flachen Hand.

Nun zweifelt wohl niemand, daß dieſe Citate Herrn Bernſtein eben ſo verſtändlich ſind, als uns deſſen Moſaik, allein

Es liebt die Welt das Stabile zu ſchwärzen,
Und das Erhabene in den Staub zu ziehen!

Die böſe Welt behauptet, Herrn Bernſtein habe hier ebenfalls göttliche Eingebung beigeſtanden. Das iſt pure Verläumdung, nicht wahr, mein Engel?

§. 25. Herr Bernſtein p. t. als Ignorant.

Davon iſt ſich zu überzeugen in: Moſaik von Bernſtein. Leipzig bei Schuman, von Seite 1. bis 338 incluſive.

## Schluß und Widmung.

O unsterblicher Herr Bernstein! o großer Doktor, Chirurg, Geburtshelfer, Stabsarzt, Feldarzt, Ritter und Homöopath! o erhabener Philosoph! o weiser Staatsmann! o genialer Dichter! o origineller Aesthetiker! o glorreicher Geist! vergieb in deiner lammherzigen Sanftmuth, daß ein so profanes armseliges Käuzchen als ich, es gewagt, Dero riesenhafte Unsterblichkeit zu beleuchten. Ein Lumen mundi von Ihrem Kaliber muß das eben so lächerlich als frevelhaft finden. Ihrer schauderhaften Humanität aber haben Sie es vollends zu verdanken, wenn ich mich erkühne, diese Mosaik-Recension, Ihnen, unsterblicher Herr p. t., zu widmen.

Vermissen Sie auch in dieser stümperhaften Kritik jene lichtvolle Darstellung, jene süße und doch feurige Beredsamkeit, jene geglättete Sprache, jene feinen Wendungen und Ausdrücke, jene treffenden und doch zarten witzigen Einfälle jene Gründlichkeit, Belesenheit, Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, die die Zierden Ihrer mosaischen Tafeln sind, so entschuldigen Sie das in Ihrem klassischen Hyperboräismus mit dem Bekannten: non omnia possumus omnes, zu deutsch: Es fällt kein Gelehrter vom Himmel. Für die Beleuchtung Ihrer künftigen Werke — falls Sie uns mit solchen zu beglücken gedenken, will ich schon mit Witz, Kenntnissen und Charlatanerie nach Kräften ausgerüstet sein, wiewohl Sie in letzterer Eigenschaft ein unübertreffliches und unübertroffenes Muster dastehen:

Im Selbstvertrauen kann Dich Paracelsus meistern,
Im ariostischen Instinct ein Swedenborg dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilst Du mit andern großen Geistern:
Die Charlatanerie hast Du allein.

Aude sapere!

Motto von Bernstein für Bernstein.

Druck von J. Reimel.

Yt 83121

Aus
der Büchersammlung
des
Dr Leopold Hirschberg
1913

# Blaue Blätter

für

## Humor, Laune, Witz und Satyre.

Von

M. G. Saphir

aus seinen Schriften gepflückt.

Erste Lieferung.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

# Wanderungen eines deutſchen Magens durch die Pariſer Küche.

In allen Menſchen, die nach Paris kommen, das heißt, in allen deutſchen Menſchen, hält nichts ſo lang feſt an ſeinem Vaterland, hat nichts ein ſolches patriotiſches Gedächtniß, als ſein Magen.

Die Deutſchen, die ſich in Paris ſeßhaft machen, verläugnen ihre Nationalität, ſie ſchütteln ſie wie Reiſeſchmutz mit Verachtung von ſich ab, ſie ſprechen ſelbſt mit denen, die deutſch verſtehen, lieber ein zerkautes und ausgeſpucktes Franzöſiſch, als deutſch. Ihr Kopf, ihr Herz, ihre Sitten, Alles franzöſirt ſich ſo gut oder ſo ſchlecht als möglich bei ihnen, nur der Magen, dieſer urwüchſige Deutſche im Deutſchen, dieſer wehrt ſich am längſten, am hartnäckigſten, am tapferſten gegen das Franzöſiren ſeiner Perſon und ſeiner vaterländiſchen Sitte. Das deutſche Herz vertauſcht ganz bald ſein Lisli und ſein Lorle aus Glauren und Birchpfeiffer gegen die Griſette und Lorette und Roſe Pompon; ſein hartnäckiger Hals entſagt ſogleich der ſteifen deutſchen Cravate gegen einen ſchmalen und ſchmiegſamen Col; ſein Kopf iſt ſogleich bereit, alle deutſchen Ideen ohne Kündigung

vor die Thüre zu ſetzen und die franzöſiſchen Ideen und Anſichten einziehen zu laſſen, nur ſein Magen bleibt der hartnäckige, ſchwer zu belehrende, ſtarrköpfige Deutſche.

Der Magen des Deutſchen in Paris hält am längſten an ſeine Jugenderinnerungen, an ſeine Kindermärchen, an ſeine Wiegenlieder, an ſein Grundrecht.

„Kartoffel in der Schale“ ſind ſeine Jugenderinnerungen, „Knödel, Nudel, Nockerl“ ſind ſeine Kindermärchen, „Mili,“ „Obers,“ „Schmetten,“ „Sahne“ ſind ſeine Wiegenlieder; „Kraut“ aber, „Sauerkraut mit Frankfurter Würſtel“ ſind ſein Grundrecht. Sauerkraut, choux-croute, das hat ſchon Arminius gegeſſen, und ich glaube, unſere deutſche Thusnelda hätte ihren Thumelicus, dieſen Fechter von Ravenna, eher von Rom weggeſoppt, wenn ſie ihm ſtatt der deutſchen Einheit im Hintergrunde, deutſches Sauerkraut im Vordergrunde gezeigt hätte.

Kraut iſt das deutſche Nationalgewächs und es iſt ein botaniſch-nationales Faktum im Kraut; es gibt nämlich eben ſo viele Kraute, als es Deutſchlande gibt.

„Sauerkraut“ und „gedünſtetes Kraut“ ſind die zwei Groß-Kräute, die beiden Großmächte in dem Hausgarten des deutſchen Bundes; dann erſt kommen alle die niederen kleinen Kräute, „Blau-Kraut,“ „Grün-Kraut,“ „Roth-Kraut“ u. ſ. w.

An eine Kraut-Einheit, an ein vereinigtes allgemeines Krautkochen iſt in Deutſchland nicht zu denken; in jedem deutſchen Magen ſteckt ein Natio-

naler Krautjunker, der nur für seine Kraut-Kochkunst schwärmt; aber Sauerkraut als Sammelname, als Collectivum, ist das altgermanische Princip im deutschen Magen, und dieses Princip hält er selbst in Paris fest.

Die deutsche Küche ist eine allopathische und eine homöopathische; die österreichische, namentlich die Wienerküche, ist die allopathische, lange Recepte, viel Documente, alle zwei Stunden ein paar Eßlöffel voll; die preußische Küche ist die homöopathische, similia similibus, was den Hunger hervorbringt, das muß ihn auch heilen: ein leerer Magen. Die anderen kleinen Küchen desjenigen Stücks Charpie, welches man Klein-Deutschland nennt, gehören alle zur Hydropathie, sie kochen alle mit Wasser. Ein Magen, der z. B. in Dresden „Fleischbrühe" zu sich genommen hat, hat in sich ein Gräfenberg überwunden.

Ich kam mit meinem deutschen allopathischen Wiener Magen in Paris an, — mein Magen brachte seinen Kinder- und Köhlerglauben mit, er glaubte:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo man nur Sauerkraut bekommt im schlimmsten Fall."

Aber mein Magen wurde bald enttäuscht, und da mein Magen nicht so oft getäuscht und betrogen wurde als mein Herz, so fand er sich sehr betrübt, und er hörte lange nicht auf, leise Klagelieder zu singen:

„Wo ist des deutschen Magen Vaterland?"

Und mein innerer Mensch litt lange am Heimweh des Magens, nach den Krauthügeln und Mehlspeisber-

gen der blauäugigen Teutonia, und er ſang nach dem deutſchen Sauerkraut hin:

„Wo ſind' ich Dich,
Nach welchem ſich
Die Deutſchen alle ſehnen?
Wo lächelſt Du
Mir freundlich zu,
Und neckſt mir in den Zähnen?“

Ich bin nun einige Monate in Paris und habe alle Küchen und alle Reſtaurants durchgemacht; ich ſuchte „Sauerkraut“ und „Mehlſpeiſe“. Wie Lenore um's Morgenroth, ſo fuhr ich um's Mittagbrot empor aus ſchweren Träumen und ſuchte „Sauerkraut“ und „Mehlſpeiſe“:

„Ich frug den Speiſezettel auf und ab,
Und frug nach allen Namen,
Doch Keiner war, der Kundſchaft gab
Von Allen, die da kamen.

Ich hab' in Paris geſpeiſt, ich hab' in Paris dinirt, aber ich hab' in Paris noch nicht gegeſſen.

Man wird eingeladen, man wird regalirt, man wird tractirt, man wird geſättigt, man wird gefüttert, aber man bekommt nichts zu eſſen. Paris verzehrt monatlich 7000 Ochſen, zweihörnige nämlich, 1500 Kühe, vierfüßige nämlich, 50,000 Schöpſe, franzöſiſche nämlich, ebenſo viele Kälber, Schweine u. ſ. w., und doch bekömmt man kein — Fleiſch, d. h. kein Rindfleiſch, kein deutſches Rindfleiſch, wie es ein deutſcher Magen wünſcht, — nicht blutig roth und nicht hartnäckig demokratiſch.

Ich habe in einem Buche hier geleſen, in Paris gibt es 30,000 Menſchen, die des Morgens aufſtehen, ohne zu wiſſen, ob ſie den Tag was zu eſſen haben werden. — Ich bin der dreißigtauſendundeinte in dieſer Zahl; nie ſtehe ich des Morgens auf, ohne an mich die Frage zu ſtellen: „Werde ich heute was zu eſſen haben?“

Der Magen iſt das wildeſte Thier unter allen wilden Thieren: man zähmt die wilden Thiere durch Hunger, der wilde Magen wird durch Hunger noch wilder. Die Menſchen und die wilden Thiere ſind am intereſſanteſten in der Fütterungsſtunde. Ich hungre meinen Magen alle Tage aus, und dennoch will dieſer hartnäckige Deutſche, dieſer eingebüffelte Sauerkrautbürger nicht zahm werden und der Pariſerküche aus der Hand eſſen.

Ich ſtehe des Morgens um acht Uhr auf und finde, daß mein Magen ſchon eine Stunde früher wach war.

Ich ſage zu meinem Magen: „Bon jour, mon cher estomac, comment vous va-t-il?“ Damit glaube ich meinen Magen mit einem franzöſiſchen Bonjour auf die franzöſiſche Küche vorzubereiten, aber mein Magen iſt mit dem deutſchen Fuße aus dem Bett geſtiegen, er brummt, — er brummt wie ein deutſcher Ehemann, deſſen Frau wegen Mangel an Stammhaltern ſich ins Waſſer ſtürzen will, d. h. in ein Bad, in ein Meerbad, in ein Vöslau oder ein Pyrawart.

Mein Magen brummt, da kömmt der Kaffeh. Kaffeh! ſchwarzes Geſchick, das kein weißer Zucker und

keine weiße Milch rein waſchen kann. Milch, Obers, Sahne!

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltsſchwer.
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von Kühen her,
Die Kälber geben davon Kunde.“

Ja, ja, aus Kalbsgehirn wird hier Obers gemacht, und der Deutſche iſt der Ochs, der den Verſtand ſeiner Jünglinge als friſche Milch oder Obers trinkt. Aber nicht nur aus Kalbshirn, ſondern auch aus anderen unnennbaren Dingen wird hier Milch und Obers geſchaffen, und aus dieſer Milch wird die Butter, und mit dieſer Butter wird gebraten und gekocht, und man kann daraus die ganze Conſequenz der franzöſiſchen Küche ableiten. Ueberhaupt iſt für den Magen des Menſchen ſeit Jahrhunderten nichts geſchehen, nichts Neues entdeckt, nichts Neues erfunden worden.

Wieviel Entdeckungen und Erfindungen ſind im Gebiete des Geiſtes und der Kunſt gemacht worden, Dampf, Electricität, Daguerreotypie u. ſ. w., aber für den Magen iſt kein Erfinder, für die Küche kein Entdecker erſtanden.

Man entdeckt täglich oder vielmehr nächtlich neue Sterne; — Aſtriden, Kometen, Planeten; man entdeckt nie eine neue Speiſe, eine neue Paſtete, ein neues Zugemüſe.

Die Karte von Europa unterliegt alle Augenblicke einer neuen Reviſion; die Speiſekarte iſt ſeit hundert Jahren dieſelbe geblieben.

Höchſtens gibt es Speiſen, die als Gelegenheitsmasken in einer neuen Maske erſcheinen, z. B. „Potage à la Tartare,“ „Omelette aux cosaques,“ „Pâte en Crimée,“ ſowie ſie in Wien bei der „Linde“ „Omer-Paſcha-Fleiſch“ und „Pillaw“ hatten, welches im Grunde doch nichts war, als „Lungenbraten“ und „Ritſcher“. Wer ein Kenner iſt, der ſagt zu den Masken ſogleich: „Ich kenn' dich ſchon.“

Die Speiszettel der ganzen Welt ſind ſeit zwei hundert Jahren ſtereotyp.

Man kann in Paris um 17 Sous, um 22 Sous, um 35 Sous eſſen, d. h. ſich ſtopfen laſſen. Da iſt „L'azard de la fourchette,“ im Quartier der Hallen, da ſpeiſt man für 2 Sous! Da ſteht ein großer Keſſel in der Mitte,

„Und es ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt.“

Der Glückliche, der hier für 2 Sous ſpeiſen will, erhält bei ſeinem Eintritt eine eigene Gabel; mit dieſer Gabel kann er in den Keſſel fahren und ſich ſein Glück holen!

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
In tauchen in dieſen Schlund?“

Man kann da ein „Harel“ von einer Taube, ein „Flügelchen“ von einem Schwein, oder ein „Leberl“ von einer Ratte erwiſchen, je nachdem man Glück hat, manchmal auch blos eine „Krautpletſchen.“ So oft man wieder 2 Sous hinlegt, darf man wieder in den Azard tauchen, um von Grund auf ſich ſeine Perle zu holen.

Im Quartier latin hat mein Magen einige Versuche gemacht, den Freitisch eines Berliner Studenten mit dem der Pariser Etudiants zu vergleichen: mein Magen hat dieses Studium mit 13 Sous bezahlt. Ein plat gras um 6 Sous und ein plat maigre um 3 Sous und pain und vin um vier Sous. Manchmal führe ich meinen Magen zu den Restaurants à prix fix, früher à quarante sous, jetzt zu Ehren der Ausstellung und Aussteller à cinquante sous.

Da kann der Mensch drei Speisen wählen, von denen zwei nicht zu genießen und die dritte gar nicht zu haben ist; dazu eine halbe Flasche Wein und ein Dessert. Wie das möglich ist?

»Ins Innre der Natur
Dringt kein erschaffner Geist,
Glücklich, wer bei Very und Véfour
Um 20 Franken speist.«

Aber honor cui honor, Tischtuch, Serviette, Geschirr u. s. w. ist bei den kleinsten Restaurants so propre wie in den ersten Hôtels.

Ich bin aber ein erschreckliches Menschenkind, ich bin nicht nur der Wauwau schlechter Komödianten, nicht nur der Krampus der Dramaturgen, sondern auch die Schreckscheuche der Restaurants und Garçons.

Ich habe das Unglück, unter den Speisen auf der Speisekarte und unter den Frauenzimmern gerade die zu wählen, die nicht zu bekommen sind. Ich wähle z. B. »purée du gibier à l'essence aux truffes« und »sol à

matelotte à Normande de deux", welche beide Speiſen zuſammen 9 Franken koſten, allein Saphir propose et le garçon dispose. Dieſe Garçons haben ſtets zwei Antworten, wenn man etwas haben will, was das Budget überſteigt. Iſt es nämlich noch früh an der Zeit, ſo heißt es: dieſer Fiſch oder dergleichen iſt noch nicht gekommen de la Halle; — und iſt es ſchon etwas ſpät an der Zeit, ſo heißt es: Das letzte Stück dieſes Gerichts hat eben ce grand monsieur-là genommen. In den Restaurants à prix fix des Palais-Royal erquicken ſich zuweilen ſogar gewiſſe Deputirte, fonctionnaires, professeurs publics u. ſ. w., aber die Karte iſt überall dieſelbe, immer dieſelbe Geſetztafel aus 300 Speiſen, aus welchen 250 gar nicht da, und 285 gar nicht zu genießen ſind.

Ich habe meinen Magen vom Café de Paris bis hinab zu der Rue Geneliére ſpaziren geführt und fand überall dasſelbe Programm, dieſelbe Compoſition, dieſelbe mise-en-scène.

Frankreich hat ſich geändert, die Franzoſen haben ſich geändert, die Diplomaten haben ſich geändert, Paris hat ſich geändert, die Mode, die Sitten haben ſich geändert, die Carte du jour aber iſt geblieben, ſie hat die Revolution, die Republik, die Reſtauration, das Königthum, das Empire überlebt und iſt dieſelbe geblieben.

Mein Magen hat vor 30 Jahren im Rocher de Cancal um 30 Francs gegeſſen, dieſer Felſen der vergangenen Küche iſt umgeſtürzt.

„Borel“, bei dem man um 150 Francs die Perſon geſpeiſt hat, wie man nur bei Kaiſern und Königen ſpeiſen kann, Borel iſt eine Mythe, er gehört der Fabelwelt an, aber die Karte vom Kocher de Cancal, von Borel, ſie iſt geblieben!

Véry und Véfour, dieſe Dioskuren des Palais Royal, bieten meinem Magen, der ein gutes Gedächtniß hat, nichts an, was ſeine Vorwelt nicht ſchon hat, und nichts, was man nicht bei den Frères Provençaux für Geld und wenig Behagen ebenfalls bekommt.

Auf einem der vielen Spaziergänge, die mein Magen durch Paris machte, lernte ich zwei ganz beſondere geiſtreiche Individualitäten kennen, zwei Meteore der Kücheninduſtrie, der franzöſiſchen Kniffe und Puffe.

Der Eine iſt:

„der Indian- und Pockerl-Raphael,“

und der Zweite:

„der Hintervierrel-Verleiher.“

Ich ging mit meinem Magen in die „Rue Turget,“ da prangte an einem Reſtaurantfenſter das Hintervierrel eines Kalbes mit allen Reizen, die dieſem Theile der Schöpfung von Menſch bis Kalb nur eigen iſt, wenn es friſch, urwüchſig, in anſehnlicher Fülle und in unangelegener Weiße, mit den Gelüſten der Sterblichen kokettirt.

Dieſes appetitliche, füllige, ſaftige Kalbshintervierrel, welches mir zuzurufen ſchien:

„Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Kalbsviertel Dir reizend verspricht?“

lockte mich an. „Ach!“ dachte ich, „davon eine Cotelette! Einen frischen Tramaturgen für eine solche Cotelette! Ich gehe hinein, rufe: „Garçon, une cotelette de veau!“

Ich warte, ich warte, — ich rede meinem Magen zu, der nicht warten will, ich sage zu ihm: „Warte, warte, — das ist dein Schicksal, du bist ein Teutscher, — die Teutschen sind Wartburger, — ja, die Europäer sind jetzt Wartburger, sie warten auf Alles und erwarten gar nichts, also warte, warte!“

Endlich kömmt die Cotelette. Kaum hatte mein Magen einen Bissen davon gepflückt, wie vom Baume der Erkenntniß, da gingen ihm die Augen auf und er wußte zu unterscheiden

„zwischen gut und bös,“

d. h. zwischen einer Kalbscotelette und einem ledernen Brustfleck. Ich und mein Magen untersuchten die Sache und es fand sich, daß der Restaurant dieses Kälbshinterviertel vom Fleischhauer für einen Franc borgt, um es von Mittag bis Mitternacht als Lockvogel in sein Schaufenster zu setzen. Nach Mitternacht gibt er das Hinterviertel wieder zurück. Ist das nicht geistreich erfunden und genial durchgeführt?

Ein ganz Anderer aber ist der „Indian- und Pockerl-Raphael.“ Dieser Meister der neuen französischen Malerei hat nämlich die Kunst erfunden, den

pied de dindon oder den »Haren eines Pockerls«, welches durch ſein achttägiges Bettlager im Schaufenſter die friſche Geſichtsfarbe und den Jugendreiz verloren hat, durch eine enkauſtiſche Malerei im niederländiſchen Genre die jugendliche Friſche und Liebenswürdigkeit wieder zu geben.

Dieſer Pockerl-Raphael gibt den Altersrunzeln des Indianharels die Glätte und Elaſticität wieder, welche die unerfahrne Magenjugend in die Netze des Reſtaurants locken.

Endlich iſt mein Magen auch in eine deutſche Schlinge gefallen! Mère Morel oder Mutter Morel in der Nähe der Börſe wurde mir als deutſche Reſtauratrice, als deutſche Küchenmeiſterin empfohlen. Mein Magen ſchrie: »Gehen wir zur Mutter, zur Mama, zur Mama Morel,« — ich wurde ein Opfer meines Fürwitzes; ich fand keine deutſche Küche, kein deutſches Sauerkraut, keine deutſche Mehlſpeiſe, nichts als Deutſche, lebendige Deutſche, Deutſche en naturel, Deutſche en papillots, Deutſche aux cressons! Und was aßen die Deutſchen? Die Seelenwanderungspflanze, die pythagoräiſche Bohne, haricots. Anſtatt Sauerkraut haricots! An was erkennen die Franzoſen ſogleich den Deutſchen? Daran, wie er ſeine Bohnen begehrt. Der Deutſche ſchleppt nämlich von »des haricots« das s hinüber und begehrt: »donnez-moi des saricots.« Das iſt ſein Tod, nun weiß man: »C'est un Allemand!« Bei Mutter Morel iſt's abſcheulich, Mama mag mir das verzeihen, eng, dumpf

und finſter. Es wird blos durch Frauenzimmer ſervirt, anſtatt garçons: garçonnes; aber es thäte Noth, daß auch hier ein Peckerl-Raphael die oberen und unteren Viertel der garçonnes zum Gegenſtande ſeiner Reſtaurationskunſt machte. Zur Vorſicht iſt die Beleuchtung des Locals ſo eingerichtet, daß dieſe Heben und Schenkmädchen bis zum Nabel „von oben herab“ in einem wohlthätigen Dunkel gehüllt bleiben und

„Der Menſch begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was die Götter bedecken mit Nacht und mit Grauen.“

Das iſt ſo ungefähr der Inhalt der Leidensgänge meines Magens durch die franzöſiſche Küche, aber nur im Auszug, denn es ließe ſich ein Quartband über dieſes glänzende Elend der Pariſer Küche ſchreiben. O wie ſehnt ſich mein Magen nach den Thieren meines lieben deutſchen Vaterlandes, namentlich meiner lieben Stadt Wien zurück, nämlich nach „Lamm“, nach „Roß“, nach „Schwan“ u. ſ. w.

Mein Herz und mein Geiſt, meine Geſinnung und meine Unſchuld werden unverdorben nach Wien zurück kommen, aber mein Magen und mein Geldbeutel, fürchte ich, werden ein großes Loch mitbringen.

Paris, im Juli 1855.

# Der Traum ein Leben.

Der Mensch, oder vielmehr der Nichtmensch, d. h. der Schriftsteller, kann jetzt von der Wirklichkeit nicht mehr **leben**, er kann nicht einmal von der Wirklichkeit **sterben**, denn Erbungern heißt nicht sterben, sonst könnte man die meisten deutschen Schriftsteller als Ugolino's mit ihren geistigen Kindern malen.

Der Schriftsteller muß jetzt zu jedem erlaubten Mittel seine Zuflucht nehmen, um sein Dasein zu fristen während der Frist seines Daseins. Was heißt »erlaubte Mittel?« Ja, wer das wüßte! Die Zähne des Menschen sind erlaubte Mittel, sein Dasein essend durch sie zu fristen: Sprache und Vernunft sind erlaubte Mittel, schweigend und nichts denkend sein Dasein durch sie zu fristen. **Hoffen** ist auch ein erlaubtes Mittel, wünschen auch, aber im Stillen: **lieben** ist auch ein erlaubtes Mittel, um in Ermanglung nahrhafter Substanzen sich zu erhalten, denn wer liebt, der lebt von Luft, z. B. in Baden oder in Ischl u. s. w., wo die Luft rein ist; er speist seine eigenen verzehrungssteuerfreien Seufzer, er trinkt seine eigenen gerebelten Thränen und raucht die feinsten Havannaphantasien!

Auch träumen ist ein erlaubtes Mittel, sein Leben zu fristen. Aber um zu träumen, muß man schon gut gegessen haben, denn Träume kommen aus dem Magen!

Es ist noch eine große Rechtsfrage, ob die Träume des Menschen sein Eigenthum sind? Wenn Träume aus dem Magen kommen, und ich träume nach einem Souper bei einem Banquier luxuriöse Träume, gehört dann dieser Traum mir oder dem Banquier? Hat er mich auch auf alle Consequenzen des Soupers eingeladen? Diese Frage führt mich ins Medicinische: Wenn ich nach diesem Souper eine Bleikolik kriege, gehört diese Kolik mir oder dem Banquier?

Kurz, man sieht, daß des Münchner »Finessen-Sepperls« Wahlspruch:

»Mir G'wissen was mer nit!«

eine große Wahrheit ist!

Ich nehme an, meine Träume gehören mir, denn ich soupire stets nur bei mir, weil ich Abends gerade am liebsten mit einem gescheidten Manne beisammen bin. Also kann ich mit meinen Träumen machen, was ich will, ich kann sie verkaufen, wie ich den »verkauften Schlaf« verkauft habe! Ich kann ihn auch versetzen!

Ach, es wäre wirklich eine Aufgabe für ein hyperphilantropisches Jahrhundert, ein

»Versatzamt für die Träume des Armen«

zu errichten! Und wenn sie nur den achten Theil des Traums auf ihn bekämen, es wäre schon eine Wohl-

that! Ganze arme Städte und Völker würden kommen und ihre ſchönen Träume bis auf beſſere Zeiten verſetzen.

Man kann verſchiedenartig roſenfarb träumen! Nach einer Begeiſterung und nach einer Beſoffenheit! Es iſt nur leider ſo ſchwer, zu unterſcheiden, ob man begeiſtert oder betrunken iſt! Im Jahre 1848 hielten ſich Viele für begeiſtert und waren blos betrunken, ſie hielten ſich für heilige Propheten, weil in manchen Ländern Wahnſinnige als heilig angeſehen werden.

Ich weiß ein gutes Mittel, zu erfahren, ob ein Schriftſteller begeiſtert oder betrunken iſt; man ſetze ihm 30 Blutegel, bleibt er dann noch im Delirium, dann iſt er begeiſtert, wird er aber nachher menſchlich, dann war er blos betrunken.

Ich aber träume weder aus Begeiſterung noch aus Betrunkenheit, ſondern aus Langeweile. Träume entſtehen nur deshalb, weil ſich der Schlaf mit dem Menſchen langweilt, und da ſucht er ſich eine Unterhaltung und träumt. Wenn der Schlaf manchmal zu einem aufgeweckten Menſchen käme, es würde ihm gar nicht einfallen, ſich mit Träumen abzugeben.

Doch um zu meinen Träumen zurückzukommen; ich träume ſelten, aber wenn ich träume, ſo träume ich ganz proſaiſch! Man ſollte glauben, ich träume von den neun Muſen und von den zehn Abonnenten; von den drei Grazien und von den vier Quartetten; von Apollokerzen und Dianabad, von Humor und Druckfehlern

u. ſ. w., nichts von allem dem, ich träume immer ſolide Hausmanns-Träume, Bauernknödel-Träume, kurz, ganz antipoetiſche Träume!

Niemals hab' ich noch aus irgend einem Traum auch nur einen halben Vers, einen Viertel-Gedanken zu Geld machen können!

Das iſt ärgerlich! Von was ich wachend träume, muß ich Hungers ſterben und von was ich ſchlafend träume, kann ich Hungers ſterben! Das muß anders werden! Es tritt jetzt Alles, Gottlob! nach und nach in eine geregelte Phaſe, ich kann meine Träume geſetzlich benützen, es ſind auch meine Seelenkräfte, auf honette und kluge Weiſe kann ich ſie verwerthen, ſelbſt wenn es alltägliche Träume ſind!

Und heute gerade will ich den Anfang machen!

Ich will meinen nächtlichen Traum zu meinem täglichen Brot machen und meinen Traum verſchriftſtellern.

Heute Nacht träumte mir, ich wäre ein Braumeiſter in Hungelbrunn, hätte eine dicke, runde, recht quabbelige Braumeiſterin und ſechs Stück ſchreiende „giovine Bräumeiſterle“, und ich ſtand am Maiſchbottich, und meine holde Braumeiſterin, auch ein kleiner Maiſchbottich, ſtand an meiner Seite, und ich ging an die Braupfanne und meine ſüße Braumeiſterin folgte mir auch dahin, und ich ging auf die Seiger-Bütte und meine unvermeidliche Braumeiſterhälfte begleitete mich auf dieſem Lebensweg; von da ging ich an die große Waſſerkufe, in die ich mich

ſtürzte, meine Braubälfte, mein Rondeau brillant, wieder an meiner Seite. Ich weiß nicht ob es überhaupt zu den Träumen gehört, daß Einen die eigenen Frauen ſo gerne haben, oder ob es blos eine Eigenſchaft der Braumeiſterinnen iſt, daß ſie ihrem Mann auf jeden Schritt folgen; wenn das Letzte der Fall iſt, ſo muß ich geſtehen, daß, wenn ich über meinen Traum zu befehlen gehabt hätte, er mich mich als ledigen Braumeiſter hätte träumen laſſen.

Ich war ein Braumeiſter und doch auch ein Journaliſt im Traume. Es ſchwamm ſo Alles durcheinander; auf dem ungegornen Biere ſtand: „Feuilleton“; auf dem Hahn, der das Waſſer durchließ, ſtand: „transeat“, auf dem Hopfeninfuſum ſtand: „Admit. om. del.“, auf dem Faß mit Trebern ſtand: „Tagesneuigkeiten“.

Wenn nur ein Joſeph dageweſen wäre, um mir beim Erwachen den Traum zu deuten. Er hätte ihm gewiß folgende Deutung gegeben: Daß du ein Braumeiſter warſt, das bedeutet, daß du darin ein Meiſter biſt, dir immer neue Fatalitäten einzubrauen; daß du eine Braumeiſterin hatteſt, das bedeutet, daß du einmal vom Himmel beſtimmt biſt, niemals Ruh' zu haben und deinen Humor nie wirſt in Frieden verzehren; daß ſie quabblig war, das bedeutet, daß die halbe Welt jetzt ſtockig und die andere Hälfte quabblig iſt; daß du ſechs ſchreiende Braumeiſterleins bekamſt, das bedeutet die ſechs Blätter deines „Humeriſten“ wochentlich, die ſchreiend

ihr Brot von dir begehren. Daß du ſo fleißig von Bottich zu Bottich gingſt, das endlich aber will bedeuten, daß noch Malz und Hopfen nicht ganz an dir verloren iſt. Die große Waſſerkufe aber iſt die »Wiener belletriſtiſche Journaliſtik«, und daß dir deine Ehehälfte auch dahin folgte, bedeutet, daß du, Gottlob! ihr nur zur Hälfte angehörſt und daß du nicht ganz eine ſolche Waſſerente mit ihrem halben Geſchnatter und Gequabber biſt!

So würde Joſeph meinen Traum deuten! Ich aber habe mir aus meinem Traum einen Aufſatz herausgeſchrieben. Der Leſer wird wünſchen, daß ich nicht erwacht wäre und anſtatt Schriftſteller Braumeiſter geblieben wäre! O, lieber Leſer, wenn du dieſen Wunſch für mich realiſiren könnteſt, ich würde dir tief dankbar ſein und es dir bezahlen an Doppelbier und — Plutzern!

## Der Frühling, auch ein Poſtillon.

Der Menſch fährt auf der Poſt durchs Leben, ſowohl der, welcher zu Fuß geht, als der, welcher mit Vieren fährt! Wie man ſich auf einer Station niederlaſſen will, kommt gleich der Poſtillon und bläſt und jagt mit uns nach der nächſten Station, wo der Menſch zum letzten Male aus- und ein-ſteigt, aus der Luft in die Erde, und der Lebenswagen in die Remiſe der Vergänglichkeit geſchoben wird.

Aber der Menſch ſehnt ſich immer nach der Station und nach dem Poſtillon und gibt gute Trinkgelder, nur damit die Poſtillone ſchnell alle Stationen von der Wiege bis zum Sarge durchfliegen!

Der Poſtillon der Kindheit, der Poſtillon der Jugend, ſie blaſen ihre Fanfare, ſie ſchmettern auf ihrem Poſthorn, und kaum iſt man angelangt, bläſt ſchon der Poſtillon des reifen, des greiſen Alters, bis der letzte Poſtillon mit der ſchwarzen Poſtkutſche kommt und mit dem letzten Blaſer — das Licht ausbläſt!

Der Frühling iſt auch eine Station, der Poſtillon Lenz bläſt, daß es durch Felder und Wälder ſchallt; da ſind wir — auf der ſüßen, freundlichen, holden Früh-

lingsſtation! Halt, Poſtillon! halt! Laß uns ausſteigen! Laß uns ein wenig anhalten! Nichts da! Schon ſattelt der Poſtillon Sommer ſeinen Brandfuchs! O halt! Nur einen Trunk milde Luft! Nur einen Schluck Himmelsbläue! Nur einen Biſſen warmen Sonnenſtrahl!

Aber geſchwind! Nur geſchwind! So ſchnell wie auf einer Mittagsſtation auf der Eiſenbahn, das Eſſen kaum mit den Lippen berührt!

Trara! Station Frühling!

Frühling, was biſt du? Ich bin die Poeſie! Poeſie, was biſt du? Ich bin die Freude! Freude, was biſt du? Ich bin die Jugend! Jugend, was biſt du? Ich bin die Liebe! Aber Liebe, was biſt du? Ich bin der Frühling, ich bin die Poeſie, ich bin die Freude, ich bin die Jugend! Ohne mich lacht dir der Frühling nicht, ohne mich ſingt dir die Dichtkunſt nicht, ohne mich blüht dir die Freude nicht, ohne mich grünt dir die Jugend nicht!

Was iſt der Frühling dem, der nicht liebt? Eine kalte Herberge, ein grünangeſtrichenes Stück Zeit, eine Taſchenſpieler-Vaſe, die zur beſtimmten Minute Blumen wachſen läßt!

Was iſt dem, der nicht liebt, Poeſie? Eine Harfeniſtin, die ihre eingelernten Weiſen abſingt, eine eingeleierte Droſſel, eine Spieluhr!

Was iſt dem, der nicht liebt, die Freude? Ein Schmetterling, dem die Flügel ausgeriſſen ſind, eine Blume, im Treibhaus gezogen, für das Herz ein Wort mit fremden Lettern!

Und was iſt dem, der nicht liebt, die Jugend? Ein für die Seligkeit belegter Platz, auf dem der Gaſt nie erſcheint; eine Anweiſung zum Glück, die vom Herzen nicht ausbezahlt wird; eine verſchloſſene Blume, in welcher eine ſchöne Prinzeſſin gefangen ſitzt und zu deren Erlöſung uns das Zauberwort fehlt!

Frühling! O Poſtillon, halt! Die Liebe iſt da zu Hauſe! Laß ſie da weilen! Der Frühling iſt ja nur eine Paraphraſe, eine Umſchreibung der Liebe in Blumenworten, in Blüthenſätzen, in Blätterzeilen!

Im Anfange der Welt war kein Frühling und kein Sommer und kein Winter; die Blumen waren nicht in farbige Kleider, die Blüthen waren nicht in Hermelin gehüllt, die Roſe war nicht in Purpur getaucht, das Vergißmeinnicht war nicht vom Himmelblau übergoſſen; die Bewohner des Waldes, die Vögel waren ſtumm, nicht die Lerche ſtieg ſchmetternd zum Himmel, und nicht Philomele ſang aus ihrem dunklen Laubdach ihr Sanctus der Liebe, nicht das Echo tönte vom Felſen zurück, Alles war heiße Goldglut, Sonnenbrand, eintönige Reife an Frucht und an Pflanze. Ein einförmig Grau lag tödtend auf der Oberfläche der Erde, der Bäume, der Pflanzen, der Blumen! Da in dieſem einförmigen All ſah das erſte Weib den erſten Mann ſchlafend im Graſe, das Ebenbild des Herrn im Angeſichte, und die Bruſt gehoben von dem Vortraum der Liebe, ſein Herz ahnte die Nähe der Liebe und pochte laut und hörbar; da wurde das erſte Weib überwältigt von einer unnennbaren Empfindung,

leiſe wie ein ziehender Nebel zog der erſte Liebesgedanke in ihr Herz, eine namenloſe Sehnſucht wickelte ſich um ihr Empfinden, ſie fühlte ihr Herz klopfen und wußte nicht woher und warum und wieſo? Sie fühlte ihr Auge ſich netzen, und ſie wußte nicht woher und warum und wieſo? Sie fühlte ihr Selbſt zu dem zweiten Sieſelbſt hingezogen, und ſie wußte nicht woher und warum und wieſo? Und ſie beugte, überwältigt von Sehnſucht und ſüßer Bitterniß, ſich nieder, ſeufzte und liſpelte die noch unverſtandenen Worte: »Ich liebe!« Und als dieſes Wort geſprochen war, ging die erſte Offenbarung der Liebe durch die Schöpfung hin, und die Blumen der Felder und die befiederten Bewohner des Waldes ſchaarten ſich um dieſe Offenbarung, und als das erſte Weib das Wort »Liebe« ſprach und lieblich heilig erröthend daſtand, und aus ihren blauen Augen die erſte Thräne auf die Mutter Erde fiel, da nahmen ſich die Roſen den Wiederſchein ihrer Wangen, Lilien und Blätter theilten ſich in die Blüthe ihrer Stirne, Veilchen und Vergißmeinnicht tauchten ihre Blättchen in den Abglanz ihres blauen Auges, die Lerche trug das Triumphlied: »Ich liebe dich!« zum Himmel empor, und die Nachtigall flog mit dem Seufzer der Liebe zurück in ihr grünes Gemach und ſetzte ihn in Muſik, in Sehnſuchtsklagen, in Klagen und Lieder ohne Worte, und das ſtumme Echo ſprach zum erſten Male den Wiederhall: Liebe! Und aus der erſten Thräne der Liebe, die zur Erde fiel, ſchoß die Trauerweide in die Luft, die, ſtets nach Thränen dürſtend, die

Zweige niederſenkt. Und ſo wurde der Frühling! Ein Geſchöpf der Liebe!

Arme Herzen, die ihr nicht liebt, was iſt euch der Frühling? Eine Spielmarke! Ein farbiges Band im Knopfloche der Jahreszeiten! Eine gemalte Couliſſe in das Spectakelſtück: „Leben“ geſchoben!

Arme Menſchen, die ihr nicht liebt, nicht die Menſchheit und nicht die Menſchen, nicht alle und auch nicht eine; arme Menſchen, deren Herz nicht vom Gaſe der Blume übergeht, deren Herz nicht liebt: was iſt euch der Frühling? Eine italieniſche Oper! Ihr geht in den Frühling hinein, ihr fahrt in ihn hinein, ihr reitet in ihn hinein, ihr überlauft ihn, ihr kehrt in den Frühling ein, aber der Frühling kehrt nicht in euch ein!

O, ihr Menſchen, die ihr lieblos geht durch die Welt, die ihr die Menſchen nicht liebt in der Menſchheit, und die Menſchheit nicht liebt in jedem Menſchen, die ihr auch nicht eine einzige Geliebte im Herzen tragt, verhüllt euer Antlitz vor dem Anblicke des Frühlings, denn er iſt ein Vorwurf für euch! Die Blumen, die Bäume, die Blüthen, die Sänger des Waldes ſind Prediger der Liebe in der großen Kirche der Schöpfung! Die Blume predigt Liebe, denn wenn der Sturm ſie gebeugt hat und ſie nach dem Sturme ihr Haupt wieder erhebt, ſie duftet doch wieder milde und ſendet ihren Wohlrauch in dieſelbe Luft. Und die Bäume predigen Liebe, ſie fragen den ſonnverbrannten Wanderer nicht: „Haſt du die Gabe meines Schatten verdient?“ ſondern ſie ſagen:

»Kommt alle, die ihr matt und müde ſeid, in meinen Schatten, ich bin hoch, aber ob ihr den Schatten verdient oder nicht, das muß doch erſt ein Höherer dort oben richten!« Und die Blüthen predigen Liebe, ſie opfern ſich ſelbſt gerne, ſie geben ihr Daſein hin, um der ſpätern Frucht Platz zu machen! Und die Sänger des Waldes predigen Liebe, ihr Geſang, ihre Lieder ſind die Urſache, daß die Menſchen ſie verfolgen und einfangen, und doch ſingen ſie aus voller Kehle und blutendem Herzen, um das Ohr der Menſchen zu beglücken!

Arme Menſchen, die ihr ohne Liebe, ohne Frauenliebe, ohne Menſchenliebe durch die Welt geht, geht von dannen, wenn der Frühling offene Tafel gibt und einladet alle edlen Gefühle und alle ſchönen Regungen, und von dem Obermundſchenk Sonnenſtrahl vollgießen läßt alle Blumenbecher mit Duft und Würze und Herzinnigkeit, und von der Hofcapelle des grünen Cabinetes anſtimmen läßt die Völkerhymne der Liebe!

Nur wer liebt, darf den Frühling umarmen wie einen Freund, wie einen Arzt, wie einen Traumdeuter, wie einen Wahrſager, wie einen Propheten! Nur dem, der liebt, iſt der Frühling ein Buch, in welchem jede Blume ein Wort, ein Bild, ein Gefühl, eine Erinnerung, eine Mahnung, eine Verheißung iſt!

Nur für den, der liebt, hat die Blumenſchrift lauter große Anfangsbuchſtaben! Die Roſe ſpricht vom Glück der Liebe, die Lilie weckt die Sehnſucht, das Veilchen erzählt von ihrer Schüchternheit, das Vergißmeinnicht von

der Erinnerung, die Mimoſe von ihrer Verehrung, und — die wilde Roſe? Was ſprichſt du, ſüße, holde, wunderſame wilde Roſe? Was ſprichſt du, du mein Frühling im Frühling, du mein Frühling im Herbſt?! Was ſprichſt du, wilde Roſe, wenn der Reiz des Tages dich in den Tempel des Frühlings lockt; was ſprichſt du, wilde Roſe, wenn die Lotosblume der Nacht dich einhüllt wie die Nacht die Blume, wie die Blume die Dolde?!

Du ſprichſt gar nicht, du lächelſt nur.
So lächelt durch die ſtille Nacht
Der klare Mond mit ſeinem Licht
Der Blume zu, die nächtlich wacht.

Du ſprichſt gar nicht, du ſiehſt nur her.
So blicket aus dem klaren See
Die Waſſerroſe lieblich ſtill,
Mit ihrem Antlitz weiß wie Schnee.

Du ſprichſt gar nicht, du neigſt den Kopf,
So neigt die Roſe zart das Haupt,
Wenn ſie dem Liebefreier Weſt
Verſchämt den erſten Kuß erlaubt.

Du ſprichſt gar nicht, du blühest blos.
So blubt der Frühling, blubet ſtumm,
Doch Sang und Klang und Liederſpiel
Ertönt in ſeinem Heiligthum.

So ſingt mein Herz, ſo ſingt mein Mund.
Und Lieder kommen, Lieder geh'n,
Der Frühling und die wilde Roſe,
Sie werden beide mich verſteh'n!

# Interpellation an den Kometen vom Jahre 1856. *)

Hochgeborner Herr Vagabund!

Wo bleiben Sie, in Dreikoſſuthsnamen, ſo lange? Iſt das eine Aufführung? Ich laſſe mir's gefallen, wenn eine gemeinderäthliche Maßregel zu ſpät kömmt, ich laſſe mir's gefallen, wenn eine gute Antwort zu ſpät kömmt, ja, ich laſſe mir's auch gefallen, wenn die Geliebte zum Rendezvous zu ſpät kömmt, denn eine Maßregel und ein Einfall und eine Geliebte ſind irdiſche Weſen, — mit Ausnahme der »Geliebten,« die für den Liebhaber ein »überirdiſches« Weſen, aber mit irdiſchen »Inſtitutionen« iſt, — aber Sie, ein Himmelskörper, Sie ſollten mehr auf Pünctlichkeit ſehen!

Wir haben Sie im Jahre 1848 erwartet! Da wäre ein ſolcher Feuerbrand an der Zeit geweſen, um mit ſeiner feurigen Ruthe die Erde reinzufegen! Oder waren Sie vielleicht im Jahre 1848 ein »Gutgeſinnter«, der

*) Dieſer Komet, der eine Umlaufszeit von nicht ganz dreihundert Jahren hat, hätte ſchon im Jahre 1848 erſcheinen ſollen. Herr Bemmé hat nun herausgebracht, daß dieſer Komet erſt im Jahre 1856 erſcheinen wird.

ſich geflüchtet und verſteckt hat, und der jetzt kömmt und ſeine Anerkennung verlangt? Oder hat vielleicht Rabbi Tauſenau mit der »pragmatiſchen Sanction« auch die »aſtronomiſchen Tabellen« zerriſſen, und Sie von Ihrem Lauf abgeſetzt?

Vielleicht wären Sie, hochgeborner Herr Komet, auch jetzt noch nicht erſchienen, wenn nicht Ihr Vaterland in Aufruhr wäre! Ja, China, wo Sie zum erſten Male das Nachtlicht der Welt erblickten, wo Sie zuerſt geſehen wurden, ja, China bedarf einen Retter mit einem ſolchen großen Queu oder Zopf, wie ihn Ew. Hochgeboren nach der Beſchreibung der Aſtronomen, die alle Zöpfe der Kometen friſiren, haben ſollen! Ja, kommen Sie geſchwind,

Ziehen Sie aus den Handſchuh,
Und nehmen Sie den Kantſchu,
Und retten Sie den Mandſchu!

Sagen Sie mir, Herr Großkomet, Paſcha vom Feuerſchweif, wo haben Sie ſich dreihundert Jahre lang herumgetrieben, und wo und bei wem haben Sie ſich Ihren Paß verlängern laſſen? Mit welchem Geſicht werden Sie ſich vor uns ſehen laſſen, Sie, der Sie nun dreihundert Jahre in unſerer Cultur zurück ſind! Sie können ja nicht einmal Gedrucktes leſen, Sie dreihundertjähriger ABC-Schütz! Man ſagt zwar, die Chineſen in China hätten die Buchdruckerkunſt weit früher ſchon erfunden als die in Deutſchland, aber es kommt nicht auf's Erfinden an, ſondern auf den Gebrauch,

den man von der Erfindung macht. Wir Deutſche haben auch die „Uhren“ erfunden, aber wiſſen wir deshalb wie viel es geſchlagen hat? Wir haben auch den „anhaltenden Fleiß“ erfunden, auf Lateiniſch „Ochſen“ genannt, aber wir „Ochſen“ „ſie „Bos“ non vobis!“ u. ſ. w.

Die Chineſen haben die „Buchſtaben“ in Holz geſchnitten, darum ging bei ihnen die Buchdruckerei auf den Holzweg, aber die Deutſchen haben ſie in Blei gegoſſen, darum liegt ſie ihnen wie Blei in allen Gliedern!

Sie, hochgeborner Herr „Chineſer“, haben Ihr Vaterland als unmündiger Fratz verlaſſen und können noch nichts Gedrucktes leſen! Wie wollen Sie unter gebildeten Menſchen erſcheinen? Geben Sie Acht, Herr Haarſtern, wenn Sie ſich in dieſen dreihundert Jahren das Haar nicht haben ſchneiden laſſen! Sie könnten um Ihre ſchöne Friſur kommen! Ihre Landsleute, die Chineſen, würden große Augen machen, Sie haben ſie als langlockiger Blondin verlaſſen und kämen als Glatz-Komet wieder zurück!

Ueberhaupt ein Gaſt, der nur alle dreihundert Jahre einmal bei uns einkehrt, der muß Haar laſſen!

Aber Sie werden ſchöne Augen machen, wie ſich die Welt ſeit dreihundert Jahren verändert hat! Es iſt eine ganz neue Menagerie unter den Menſchen entſtanden!

Haben der Herr Komet ſchon einen lebendigen „Humoriſten“ geſehen? Nicht wahr, das wiſſen Euer Hochgeboren gar nicht was dies für ein Thier iſt? Sie wiſſen nicht, daß, wenn ſchlechte Komödianten und ſchlechte

Dichter Menſchen ſind, ein „Humoriſt“ ein menſchenfreſſendes Thier iſt?

Haben Euer Hochgeboren ſchon einen „Tramaturgen“ geſehen? O, bejammernswerther Komet! Zu Ihrer Zeit gab es noch keinen Tramaturgen, da haben die Bühnen franzöſiſche Ueberſetzungen ohne Beihilfe von Tramaturgen gegeben!

Haben Ew. Hochgeboren ſchon ein „Wunderkind“ geſehen? Gewiß nicht, denn zu Ihren Zeiten erzog man die Kinder noch zu nützlichen Leuten!

Ich will wetten, Euer Hochgeboren haben noch die Milanolle nicht gehört! Haben Euer Hochgeboren drei Gulden? So werde ich Ihnen einen „Gerelleſitz“ beſtellen!

Nur einige alte Bekannte werden Euer Hochgeboren auf der Erde noch finden, z. B. den „ewigen Juden“ als Leib-Lebensmittel-Lieferant des „öſterreichiſchen Zuſchauers“; und den „deutſchen Michel“ werden Sie auch noch finden, aber den haben ſie jetzt wie den „Robinſon“ in alle Sprachen überſetzt, es gibt jetzt einen franzöſiſchen Michel, einen engliſchen Michel, einen amerikaniſchen Michel u. ſ. w., das heißt man „entente cordiale“, — und wen ſie auch noch am Leben finden: den „alten Schlendrian!“ Dieſer alte Kerl hat viele junge und ſchöne Zeiten geheirathet, aber alle Kinder, die ſie zur Welt gebracht haben, ſind kleine „alte Schlendrianchen“ geworden, und es hat ſich herausgeſtellt, daß der alte „alte Schlendrian“ doch noch immer ein honetterer Kerl iſt als all' die jungen Schlen-

brianchen. Der „alte Junior“ iſt beſſer als die „jungen Seniors!“ Und wen Sie noch finden werden: die „alte öſterreichiſche Volkstreue zu ihrem Herrſcherhaus“; das iſt ein Frauenzimmer, wie man wenig findet, da nützt auf die Zeit keine Verführung, ſie bleibt treu und ſie bleibt ewig jung, denn das Herz altert nicht!

Und die „alten Backhändel“ leben auch noch! Ja, wir Oeſterreicher Humoriſten und Köche backen unſere „Händel“ auf eine eigene, wohlſchmeckende Weiſe aus! „Händel“ ſind ein Naturproduct! Die „Händel“ ſind um einen Tag älter als die Menſchen! darum kann der Menſch ohne Händel nicht ſein! Die erſten zwei Menſchen, Adam und Eva, haben ſchon „Händel“ gehabt und führten den „häuslichen Zwiſt“ in der Arena auf! Das waren „Händel“ mit einem „Apfelcompote“; die zwei erſten Brüder haben ſchon „Händel“ gehabt, ſie führten die „feindlichen Brüder“ auf, das waren „eingemachte Händel“; auch die erſten „Zwillinge“, Jakob und Eſau, haben ſchon im Mutterleib „Händel“ gehabt und ſie führten die „Zurückſetzung“ auf, das waren die erſten „Reyphändl mit Linſen“, und ſo haben Menſchen und Völker ſtets und immer „Händel“, aber es kommt darauf nicht an, wie man ſie einmacht, ſondern wie man ſie abmacht; wir backen ſie auf unſere Weiſe, wir nehmen die Butter, welche die Leute auf dem Kopf haben, laſſen ſie langſam bei gelindem Feuer zerfließen, und backen die Händel raſch heraus, daß ſie mürbe und wohlſchmeckend ſind.

Auch der „alte, glänzende Adler“ auf dem Stephansthurme lebt noch hoch, und auch der „alte Wind“ auf dem Stephansplatz lebt noch. Aber wie kann es auf dem Stephansplatz anders sein? Da ist auf einer Seite eine „Buchhandlung“, auf der andern eine „Wechsel-Stube“ und auf der dritten eine „schöne Wienerin“, wie soll da der Wind ausbleiben? Der alte Wiener „Humor“ lebt auch noch, nur die „Humoristen“, fehlen! Das Naturproduct ist da, aber die Fabrikation und die Fabrikanten fehlen! In dem Schreiber dieses sehen Euer Hochgeboren einen armen Winkel-Fabrikanten des alten Humors!

Aber Euer Hochgeboren könnten einem armen Teufel von Humorist schon ein bischen unter die Arme greifen! Ich hab' immer gehört und gesehen, je höher die Leut' stehen, deste gefälliger und höflicher sind sie; Sie aber stehen so hoch, daß Sie schon einem lustigen Zeitungsschreiber sein saueres Brot ein bischen versüßen könnten. Sie könnten nämlich, da Sie als Geschäftsreisender solche Reisen da oben machen, und Alles sehen und Alles hören, dem „Humoristen“ dann und wann eine „telegraphische Depesche“ von oben zukommen lassen. Sie binden gefälligst den Draht oben an das linke Bein der „Jungfrau“, führen ihn über das Horn des „Steinbocks“ durch die „Milchstraße“, unterseeisch unter den „Fluß Eridan“ bis nach „Moritz-Rub“ und ich hab' die allerneuesten Neuigkeiten!

Jetzt sind Euer Hochgeboren vielleicht grad am

„nördlichen Himmel", da könnten Sie schon was Interessantes erfahren! Oder vielleicht könnten Sie uns sagen, was der „Mann im Monde" dazu sagt, daß man ihm die „Sultans Feigen" von der Nase weg naschen und

das Haupt scheeren will!

Thun Sie etwas für einen Collegen, der so wie Sie als „feuriger Strobelkopf" durch's Leben waudert!

Uebrigens erwarten wir Sie mit Ungeduld! Sie brauchen sich aber nicht zu eilen, wir sind mit dem Arrangement der Erde noch nicht ganz fertig, es fehlen uns noch 1 fl. 24 kr. und einige Vicinal-Wege zum Weg des Nichtsmehrzuwünschen.

Bevor Euer Hochgeboren eintreffen, lassen Sie mir es ein paar Stunden früher sagen, damit ich in meinem Bureau ein Plätzchen für Sie einrichte. Leben Sie wohl.

Ihr erdgehorsamster Diener

M. G. S.

# Die Zigeunerin.

## Aus dem Portefeuille meiner Liebe und Liebeleien.

### An Freund Caſtelli.

Du haſt letzthin zurückgeblättert in deinem Gedächtniſſe und dem Leſer einige Blättchen aus dem Kraut- und Gemüſegarten deines Jugendherzens mitgetheilt: — den Blumengarten haſt du, wie es ſich geziemt, reſpectirt und unter dem Schleier deines Gedächtniſſes ungelüftet gelaſſen.

Auch ich, mein edler Nimrod, war einſt ein „Schütz", in Ungarns Gauen liegt das Ahnenſchloß meiner einſt wilden Jagden; und es haben mehr Liebesabenteuer zwiſchen meinem erſten Handel, den ich mit zweiſchuriger Wolle im Somogyer Comitate trieb, und meinem letzten Wochenkrebs ſtattgefunden, als man ſich von meiner breiten Naſe träumen läßt!

Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, auch nicht in der Liebe, mein Freund! Die Liebe will gelernt ſein von der Piqne auf! Ovid nannte die Liebe eine „Kunſt", Künſtler müſſen gebildet werden, müſſen viele Verſuche machen, müſſen viel verpfuſchen und verſtümpern, bis ſie eine Meiſterliebe hervorbringen.

Du erinnerst dich noch, wie ich in die „Ludlam“ eintrat, als „das Mädchen aus der Fremde“, es sind dreißig Jahre darüber vergangen, und schon damals wußte sich dein Sarkasmus viel mit meinen Herzensangelegenheiten zu beschäftigen, und wenn du wirklich eine Geschichte der „Ludlam“ schreibst — was gewiß sehr interessant wäre, — so wirst du im „Archiv“ auf Erinnerungen stoßen, die meinen Lehrjahren keine Unehre machen.

Dir also vor Allem sei ein kleines, halbkomisches Abenteuer aus der Lehrbubenzeit meiner Liebesschule erzählt, einer Schule, in welcher man am meisten lernt, wenn man bei der Prüfung durchfällt, und aus der man desto klüger hervorgeht, je mehr man ochs't!

Also, Freund Castelli, nimm eine deiner erotischen Dosen in die Hand, setze dich auf deine Chaise-longue, rüttle die Jugendjahre in dir ein bischen auf, und höre zu; kurz, sei — Anacreon!

---

Möge der Leser mir die Hand reichen und mit mir in einen Marktflecken gehen, der am Saume des Bakonyer Waldes liegt, anmuthig gelehnt an einen dichtbewälderten Berg, Csakáberg genannt. Dieser Ort heißt Moor, ist früher wegen seiner häufigen Erdbeben, — die drei Jahre hintereinander anhielten, täglich oft 12 bis 20mal sich wiederholend, — und in der neuen Zeit durch die Moorer Schlacht bekannt geworden. Weniger

haben ſich die Annalen der Zeit damit beſchäftigt, zu erzählen, daß der »Humoriſt« dort im Schatten des Bakonyer Waldes Knoppern ſammelte und ſeine erſten Verſuche zu Papier warf.

In Moor entſtanden meine erſten Gedichte, die als »poetiſche Erſtlinge« erſchienen und einem der Moorer Grundherrſchaften gewidmet waren, dem edlen, hochherzigen und liebenswürdigen Grafen Lamberg, demſelben, der auf der Ofner-Peſther Brücke unter den die Nation und die Zeit ſchändenden Streichen von verruchten Mördern fiel, und der als Rachegeiſt noch lange auf dieſem Flecke die wüthende Nemeſis heraufzubeſchwören vem Geſchicke der Völker und Menſchen beſtimmt zu ſein ſchien.

Ich will gut machen, was die Annalen der Zeit ſo gottlos vernachläſſigt haben, und meinem künftigen Biographen einen kleinen Fingerzeig in mein Jugendleben geben.

Ich lebte in dem Hauſe meiner Stiefmutter, welche einen Salzverſchleiß hatte. Vor einigen Jahren hat ein hieſiger Künſtler das Haus, in dem ich lebte, in einem niedlichen Bilde auf der Kunſtausſtellung ausgeſtellt. Es war vortrefflich gemacht, und ich glaube immer, der Maler war ein Satyriker, denn gerade vor dem Thore meines Hauſes brachte er einen Wagen mit zwei Ochſen an. In dem erſten Stockwerke dieſes Hauſes war ein Zimmer, welches ich mir in eine ganze Reihe von Zimmern eintheilte. Vermittelſt ſchwarzer Striche, die ich auf

dem rothen Ziegelboden dieſes Zimmers zog, theilte ich es in ein Schlafzimmer, in ein Schreibzimmer, in ein Beſuchszimmer, in ein Speiſezimmer, in ein Bibliothekszimmer und in ein Vorzimmer. Ich bewohnte alſo nicht nur eine ganze Reihe von Zimmern, ſondern ich konnte ſogar nach Belieben jeden Augenblick in einem andern »Erdſtrich« wohnen.

Das »Schlafzimmer« allein füllte ſeinen Beruf vollkommen aus; das »Schreibzimmer« weniger, am allerwenigſten aber das »Speiſezimmer«. Meine Stiefmutter, eine ſonſt würdige und kreuzbrave Frau, war eine »Natur-Homöopathin«, ihr Syſtem war: das was den Hunger hergebracht hat, muß ihn auch heilen: nichts im Magen haben. »Fleiſch« iſt Gift, macht Blut, Blut macht Wallung, Wallung führt zur Sünde, Sünde führt zum Faſten: alſo faſte man gleich bevor man Fleiſch ißt, ſo erſpart man den Umweg. Das war die »Lehre vom Fleiſch«. Die »Lehre vom Geflügel« hieß: Kälbernes, junge Hühner, Ganſerl u. ſ. w. iſt das »unreife Obſt« unter dem Thierfleiſch und bläht mehr als es ſättigt; »der Menſch aber ſoll ſich nicht aufblähen.« Die »Lehre von den Fiſchen« lautete ſo: »Ein Fiſch lebt vom Waſſer, er wird im Magen wieder zu Waſſer, alſo trinke man gleich Waſſer.« Die »Lehre von den Gemüſen« lautete ſo: »Spargel iſt ein liederliches Eſſen! Das Dicke und Große wirft man weg! Da lernt man in der Jugend Alles wegwerfen!« Blos drei Großmächte aus dem Pflanzenreiche fanden Platz in unſerer

Küchenapotheke: Erdäpfel, die präſidirende Macht; „Salat“ und „Spinat“ die mitberathenden Mächte; „Fiſolen, Erbſen und Linſen“ waren die Mittelſtaaten. Die drei Mächte kamen aber nie zuſammen! Nie ſahen ſich „Erdäpfel“, „Salat“ und „Spinat“ vereinigt; in dieſer Beziehung hieß es: divide et impera! Aber die Natur iſt reich an Erſatzmitteln, im Laufe der Menſchheit waltet ein weiſes Geſetz der aufrechthaltenden Naturgeſetze. So warf die weiſe Vorſehung zu meiner Schadloshaltung eine allopathiſche Köchin als paſſiven Widerſtand gegen die homöopathiſche Geſetzgebung in den Haushalt des Humoriſten, damit er ſeiner unſterblichen Beſtimmung nicht durch einen blos botaniſirenden Appetit entzogen werde.

Dieſe Köchin, welcher meine jetzigen Leſer einen großen Theil ihres Leſevergnügens verdanken, verdient von meinen Leſern gekannt zu ſein, und ich muß ſie, ſo will es mein Dankgefühl, dem Publicum vorführen, wie ſie mir erſchien zur Zeit, als ich noch gar nichts war, nichts als — hungerig, und wie ſie in der Wüſte von Salat und Spinat mir Wachteln regnen ließ, und wenn auch keine Wachteln, doch Brathühner und Bratgänschen, die, nach Ausſage aller Hungerigen, auch nicht zu verachten ſind.

Dieſe Köchin hieß „Ziperl“, und war „eines Hirten niedere Tochter aus dem Flecken Martonvåſår.“ Sie war nicht äſthetiſch gebildet, aber „mollet“; ſie ſprach nicht franzöſiſch, aber wenn ſie ſich Samſtag Nachmittags

unter den Fenſtern meines Sansſouci ſchlafen legte, ging ſelbſt der Rabbiner nicht vorüber, ohne zu denken: „Was der Himmel erſchaffen hat, ſoll der ſündige Menſch nicht verſchmähen.“

Ziperl war eine primitive Seele, ein Urweſen; ſie dachte nicht gerne viel, aber kochte deſto lieber mehr, ſie ſeufzte weniger, aber ſie umarmte deſto leſerlicher, ſie verſtand die Augenſprache nicht, aber wenn man noch ſo leiſe flüſterte: „Ziperl!“ erwiederte ſie: „Schreien ſe doch nit eſo gar! Ich bin jo nit tab!“

Es war im Monate Mai. Noch findet ſich in meinen geſammelten Schriften ein Gedicht: „Mondſcheinluft“, aus jenem Mai! Ich war bleich und ſeufzte und magerte ſichtlich ab. Und warum? Aus Liebe? Nein! Aus Ziperl-Liebe? O nein! Ein anderer Kummer nagte an meinem Herzen!

Mai! Mai! Wonnebringer! Blumenſpender! Jüngling mit den goldenen Locken! Mir brachteſt du nur Weh und Herzleid! Wenn ich in Moor herumſchwärmte im Monat Mai, was ſah ich? Nichts als große Salatgärten, große Spinatfelder, unendliche Erdäpfeläcker! Und der Gedanke erwachte in mir: All' dieſer Salat wächſt für dich! Dieſes Weltmeer von Spinat ſoll durch deinen elenden Leib gehen! — Ich ſah wie ein Somnambule in die Zukunft meiner Eingeweide, und ſah ſie ganz grün, hellgrün, paperlgrün!

Ich glaube, Schiller ſagt: „Der Menſch braucht wenig, und an Spinat reich iſt die Natur!“ Dieſe Spi-

nat- und Salatfelder verbitterten mir die Spazirgänge am Tage, und ich ging blos Nachts im Mondschein spaziren und schrieb das Gedicht: »Mondscheinluft«! Im Mondschein sahen die Salatköpfe aus wie Rephühner und die Erdäpfelfelder wie kälbernes Ragout!

Ich wäre gewiß zu Grunde gegangen und läge am Saume des Bakonyer Waldes begraben, mit der einfachen Inschrift:

»Hier liegt er in der That;
Er lebte vom Salat,
Und starb dann am Spinat!«

wenn nicht Ziperl, die primitive Ziperl, gewußt hätte poetische Blöße, Musen-Magerkeit von Hungerblöße und Magen-Melancholie zu unterscheiden. Eines Abends kam sie in mein Zimmer, schritt über das »Vorzimmer« in das »Speisezimmer«, drang bis in mein »Schreibzimmer« und sagte barsch: »Aber, junger Herr, Sie verhungern ja!« Da war's ausgesprochen! O göttliche Einfalt heiliger Natur! Was kein Verstand der Verständigen sieht, das gibt er dem Genius ein!

Ich sah sie lange an, lang und mit Anmerkungen und sprach, indem ich die Hand auf ihr Haupt legte: »Ziperl, woher kommt dir diese Wissenschaft? und kannst du mir Fleisch in meine Lage bringen?« Ziperl aber antwortete: »Eine reine Magd vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden!« und von diesem Tage an empfing Ziperl jeden Morgen von mir einen blanken Zwanziger, — o damals gab's noch blanke Ziperls und blanke

Zwanziger, — und brockte mir heimlich das »unreife Fleisch«, wie in der homöopathischen Küche junge Gänse u. s. w. heißen.

Wenn ich dem Leser nun auch betheuern wollte, daß zwischen Dichter und Ziperl nie andere Empfindungen hin- und hergingen als platonische, daß ihr Küchenfeuer mit dem Feuer der Vesta hätte wetteifern können, und daß Baucis, ihre letzte Gans schlachtend, nicht tugendhafter war als Ziperl, würde der Leser, der den Poeten alles Ueble zumuthet, es doch nicht glauben. Ich sage also darüber weiter nichts und komme zu meiner Erzählung wieder zurück.

Eines Morgens zog mich der erwachende Tag mit seiner lieblichen Frische, mit seinem jungfräulichen, würzigen Athem, auf meinen gewöhnlichen Spazirgängen in den sonnigen Säumen des Bakonyer Waldes, etwas tiefer in den dichten Wald hinein, auf dem Wege nach Kis-bér zu. Die vielen We- die sich im Sande nach der Willkür und Laune der Wald- und Holzbauern da kreuzten, verloren sich nach und nach in weitern Ausmündungen. Meinen Gedanken nachhängend, in der erquicklichen Kühle der Waldesfrische, wanderte ich immer weiter auf schmalen Fußpfaden, die hie und da ein Reisigsammler betreten haben mochte, und nun, als sich der Pfad ganz verlor und ich im dichten Walde fast nicht mehr weiter vordringen konnte, erwachte ich aus meinen Träumereien! Ich blickte um mich her und fand, daß ich jede bestimmte Richtung verloren hatte. Die Gegend

des Waldes war mir ganz fremd, kaum wußte ich von welcher Seite ich herkam, noch weniger wohin ich mich zu wenden habe, um aus dem Walde herauszukommen. Es war aber dazumal kein Spaß, in dem berüchtigten, endlosen, schauerlichen Bakonyer Walde sich zu verirren. Nach meiner Uhr konnte ich mich ungefähr anderthalb Stunden weit von Moor entfernt haben: ich schlug, das wußte ich, den Weg in die Gegend nach Kis bér ein; konnte aber eben so gut, da ich einmal vom Wege abkam, rechts oder links Tage lang wandern, wieder auf denselben Platz zurückkehren und keinen Ausweg finden. Dabei fielen mir alle schauerlichen Begebenheiten ein, zu deren Wiege und Sarg man die grauenhaften Schatten und die schauerliche Stille dieses Walddunkels machte, und ich gestand mir, nicht in der angenehmsten Spazirgängerlage zu sein.

Es wurde mir klar, ich mußte suchen, nach einer bestimmten Richtung fortzuwandern; und obwohl die Begegnung irgend eines Czikós oder Kanas in diesen Räumen nicht zu den reizendsten Stelldichein gehörte, so hoffte ich doch einen dergleichen Obmann der Pferde- und Schweinherden zu finden, im beruhigenden Bewußtsein, nichts in der Tasche zu haben als einen Band von Rousseau, ein Taschenmesser und ein Sacktuch.

Mein erster Gedanke war, eine Anhöhe zu gewinnen, um die Gegend zu überblicken, — der Gedanke war da, aber keine Anhöhe. Die ganze Strecke des Waldes von Moor bis Raab und Wesprim u. s. w. ist nichts

als eine Fläche. Ich wanderte alſo dem Gange der Sonne nach. So wanderte ich wieder zwei Stunden durch Geſtrüppe und Geſchlinge, zwiſchen den tauſendjährigen Baumſäulen mit ihren grünen Dächern.

Endlich fiel mir ein, einen dieſer vielarmigen Rieſen zu beſteigen, um vielleicht von ſeinem Wipfel aus etwas zu erblicken, wornach ich mich orientiren könnte.

Dazumal, verehrter Leſer, war der Humoriſt von jener Taille, die zu einem „Baumkraxler“ wie geſchaffen iſt. Er kletterte auf einem Baume ſo flink herauf und herab, wie jetzt eine Demiſſion eingegeben und angenommen wird. Der „Humoriſt“ hatte ſo wenig Fleiſch wie ein Faſtentiſch und war ſo elaſtiſch wie ein Preßgeſetz.

Ich ſchwang mich in die Höhe, und das nicht durch Kriechen, ſondern durch mühſames Emporſtreben; von Zweig zu Zweig kam ich bis in den Wipfel des hohen Baumes.

Aber es war nichts zu ſehen als Himmel und Waldung; ein Meer von Baumgipfeln wogte unter mir, bis an den fernſten Horizont. Schon wollte ich troſtlos herabſteigen, als ich ungefähr eine Viertelſtunde weit über den Bäumen kleine blaue, dünne Rauchwölkchen aufſteigen ſah, die wie Nebelflocken ſich leiſe in die Höhe wirbelten, und unbezweifelt aus einer der Baumgruppen ſich entwickelten. Wo Rauch iſt, ſagte ich mir ganz erfreut, iſt auch Feuer, und wo Feuer angemacht wird, ſind Menſchen, und ſollten dieſe Menſchen auch Räuber ſein, ſie ſind doch nicht ſo furchtbar als die Ausſicht auf

tagelange Herumirrung im Bakonyer Walde mit der Endausſicht auf Hungertod.

Ich ſtieg herab, nachdem ich die Richtung herum merkte, und wand mich mühſam, behutſam und faſt kriechend von Baum zu Baum. Da ſchien der Wald etwas heller zu werden und ich urtheilte ganz richtig, daß ich einer ſogenannten „Waldlichtung“ nahe ſei. Ich drückte mich, von dicken Baumſtämmen geborgen, immer weiter vor, und ſah endlich durch das dünner werdende Dickicht auf die Lichtung hin, die in dieſem Augenblicke einen ſonderbaren Anblick darbot.

Die Waldlichtung, eine kleine Fläche mit grünem Raſen bedeckt, war von einer kleinen Sandgrube unterbrochen, die aber auch von einzeln hervorſpringenden Baumſtumpfen durchſchnitten war. Auf dem niedrigen Gebüſch am Rande der Sandgrube und des Waldes waren Linnenſtücke, Hemden, Tücher u. ſ. w. zum Trocknen ausgebreitet, und um ein praſſelndes Feuer in der Mitte zeigte ſich eine Gruppe jenes braunen, räthſelhaften Nomadenvolkes, das wie eine lebendige Tradition durch die Welt geht, und deſſen Exiſtenz und Geſchichte nicht zu den kleinſten Wundern gehört, welche eine höhere Weltordnung unzerſtörbar durch die Wandlung der Stände, Völker und Nationen gehen läßt.

Es war eine oder zwei Zigeunerfamilien, die hier Wanderrube hielten. Zwei Männer in dunkeln Wämmſern, mit bunten Halstüchern, trugen am dunkelgebräunten Antlitz die Spuren ſowohl von Wind und Wetter als

auch von den harten Wanderungen durch Drangsal, Bitterniß und Verfolgung. Mahagony-Züge lagen dunkel auf diesen Gesichtern, und in den Furchen der harten Stirn standen die Anklagen eines ewigen Leids gegen die Unerbittlichkeit des verfolgenden Geschickes. Drei bis vier alte Weiber, mit bunten Tüchern um den Kopf, runzlich, gelb und mit dem Ausdrucke verwilderter Weiblichkeit, lagen im Sande und beschäftigten sich mit Ausbessern alter Kleidungsstücke, während zwei Kinder sich im Grase balgten, auf deren braungefärbten Wangen doch die Rosen der Gesundheit blühten.

Als ich aus dem Dickicht hervortrat, waren es die Kinder, die mich zuerst sahen und mir entgegensprangen. Sogleich war Alles in dem kleinen Lager in Bewegung; Männer und Frauen umringten mich und der Eine fragte barsch: wer ich sei, woher ich komme und was ich suche.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können, aber ein Zigeuner, und dazu im Bakonyer Walde, kann gewiß mehr fragen, als zehn Poeten beantworten können.

Ich war aber vorbereitet und erwiederte: ich wäre aus Moor und wir wären hier im Walde unserer Dreißig, die von der Herrschaft ausgeschickt worden sind, den Wald zu durchstreifen, um zu sehen, welche Knoppernausbeute die Bäume versprechen, da Raaber Kaufleute den Wald darauf pachten wollten. Wir haben auch — fuhr ich fort — herrschaftliche Haiduken bei uns, ich habe mich in diese Gegend gewendet, und da ich hier Feuer

ſchein ſah, kam ich hieher und bitte, mir die Pfeife an zünden zu können.

Nach dieſer Rede, die an Diplomatie und Klarheit ſelbſt im Achtundvierzigerjahre ihr Glück gemacht hätte, zog ich in angemeſſener Ruhe meine Pfeife aus dem Sack, und indem ich ſie geſtopft hatte, reichte ich dem Zigeuner ruhig den Kostik hin und ſagte: Tessék? (beliebt's?) Darauf ſchritt ich auf das Feuer zu, und ſagte zu einer der Sibyllen, indem ich mit den Fingern in der Weſtentaſche zu ſuchen begann: »Wenn ich einen Zwanziger bei mir habe, ſo will ich mir, weil's ſich grade ſo trifft, auch wahrſagen laſſen.« Dabei ließ ich die zwei Männer nicht aus den Augen, die ihre Pfeifen ſtopften und mit einander ihr Kauderwelſch ſprachen. Die Debatte ſchien zu meinen Gunſten auszufallen. Der Eine trat heran und ſagte: »Wenn du dir wahrſagen laſſen willſt, ſo ſoll dir Zinka wahrſagen.« Darauf pfiff er auf ſeine Weiſe und aus der andern Seite des Waldes kam nach einigen Minuten aus dem Gebölz ein junges Mädchen gerannt, flüchtig wie ein Reh, daß ſich die Grasſpitzen kaum unter ihrem Tritte beugten, und fragte was es gäbe. Es war Zinka, die Preciosa dieſer kleinen Zigeunerhorde. Ihre Geſtalt zeigte ein Ideal des ſchönen Völkerſtammes, welcher in Bau, Wuchs und Gliedmaßen das Ebenmaß der Vollendung an ſich trägt und dem ſelbſt eine vieltauſendjährige Flucht und Hetze das Gepräge ſeines urſprünglichen Geſtaltadels nicht ganz verwiſchen konnte. In langen Flechten fiel ein rabenſchwarzes Haar

über Schultern und Buſen herab, die trotzig auf ihre naturgeſetzliche Berechtigung die Vollendung ihrer Fülle in das darauffallende Licht zurückwarfen. Zwei Augen glänzten wie zwei vom dunkeln Lichte durchtränkte Edelſteine aus dieſem nachtgebräunten Antlitz, und zwei feingeſchnittene, ſinnvolle Purpurlippen öffneten ſich wie triumphirend, um zwei Reihen Zähne ſehen zu laſſen, die den unzerſtörbaren Penſionsfond dieſer Stammesſchönheit bilden. —

»Zinka,« ſagte der Zigeuner, »der Herr iſt aus Moor, wohin wir gehen, und will ſich wahrſagen laſſen. Thu' das.« — Zinka ſah mich mit hellen Augen an, wie eine Gazelle, ließ ſich meine Hand reichen, auf die ich einen Zwanziger legte. Während ſie die Linien meiner Hand erforſchte und mir in dem gewöhnlichen Zigeuner-Orakel prophezeite, hatte ich nun mehr und mehr Gelegenheit, den beſondern Reiz dieſes wilden Geſchöpfes zu bewundern, und ſo zu ſagen mich in ihm zu vernarren. Als ſie zu Ende war, zog ich meine Börſe heraus, die gerade nicht an Ueberladung litt, und ſchüttelte den ganzen Inhalt in die Hand Zinka's, indem ich ihr lächelnd ſagte, ich hoffte, ſie würde mir dafür ein Stück Brot geben, da ſchon Mittag iſt, und mir dann den Weg zurück nach Moor zeigen. Das Manöver des Geldausleerens war von meiner Seite nicht ganz unberechnet, und überzeugte die Zigeuner, daß ich nichts mehr beſaß. Zinka ſah fragend auf den Zigeuner, dieſer nahm mir die Börſe aus der Hand, während der Andere ganz behaglich allen

Tabak aus meinem Koſtuk in den ſeinigen leerte und ſagte: „So geh', Zinka, und zeig' dem Herrn den nächſten Weg.“

Froh ſo daraus zu kommen, überglücklich in dem Gedanken an die Ariadne, die mich aus dieſem Labyrinthe bringen ſollte, ſchenkte ich meinen Koſtuk noch dem andern Zigeuner und einem der ſchwarzen Bälge mein Taſchenmeſſer.

Zinka ſagte: „ſo komm'!“ — Ich habe ſeitdem von den erſten und reizendſten Künſtlerinnen wohl einige hundert Male die Worte gehört: „komm' her!“ aber ſo lieblich wie jenes „ſo komm'!“ der Zigeunerin Zinka klang mir noch keines.

Zinka ging bald vor, bald neben mir, wie es die Waldwildniß zuließ, und ich hatte Gelegenheit, die Symmetrie, die Elaſticität dieſes reizenden Körpers in allen Biegungen und Wendungen zu bewundern, indem ſie zugleich im Geſpräche alle liebliche Wildheit ihrer Natur und alle ſchwankenden Moralgeſetze ihres Stammes und ihres Geſetzes entwickelte. Ich ſah wie Goethe's Mahöda: „Zwiſchen tiefem Verderben ein menſchliches Herz.“ Doch ich will kurz ſein, ich nahm beim Abſchied mein buntſeidenes Halstuch ab, ſchlang es ihr um's Haupt, und ſie verſprach mir, wenn ſie nach Gſáka kommen, eine Viertelſtunde von Moor, wo ſie längere Zeit zu bleiben gedenken, ſo würde ſie mich gleich aufſuchen.

Und ſo kam es auch. Die kleine Horde kam nach Gſáka, blieb Monate lang da, und ich beſuchte dieſe

fromme Gemeinde zuweilen in den Stunden der Buße und menſchlichen Kaſteiung.

Um dieſe Zeit begab ſich in meinem Hauſe ein kleiner Umſtand, der aber dies ſchwere Abenteuer, welches ich zu erzählen im Begriffe bin, hervorrief.

Meine Stiefmutter trieb neben dem Salzhandel noch ein Weingeſchäft. Sie hatte ein paar hundert Eimer Wein liegen in verſchiedenen Gebünden. Der Keller lag am Ende des Ortes, nahe an dem Weingarten, und meine Stiefmutter begab ſich alle vierzehn Tage in der Nacht dahin, um die Weine zu reinigen, zu putzen, nachzufüllen u. ſ. w. In dieſem Geſchäfte begleitete ſie Ziperl mit einer großen Laterne.

Nun begab es ſich, daß meine Stiefmutter von einem ſolchen Unwohlſein ergriffen wurde, daß ſie nicht ausgehen konnte, und eines Abends beauftragte ſie mich, an ihrer Stelle die Weine zu putzen, zu füllen u. ſ. w., da ſie ſonſt zu Grunde gehen.

Ich wendete zwar ein, daß ich ein Ignorant bin, daß ich von dieſen vinocolen Angelegenheiten gar nichts verſtehe, allein ſie antwortete: „Du haſt einen guten Kopf, Du kannſt Alles!“ Ich wurde alſo feierlichſt mit dem Kellerſchlüſſel belehnt: Weinbürſte, ein Beil, Leinwand, Schwamm wurde mir ex offo anvertraut, und als die ſilberne Sichel des Mondes durch die goldenen Aehren der Sterne ging, wanderte in den dunklen Straßen Moors ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, in ſeiner Hand blitzte ein Mordgewehr, ein Beil, und vor

ihm ſchritt wie die Feuerſäule vor den Israeliten eine »Ziperl« mit einer großmächtigen Laterne!

Wer wandelt ſo ſpät durch die Straßen von Moor?
Es iſt ein Poet und Ziperl zuvor!

Wir kamen glücklich in dem Keller an. Wir waren unſerer Drei, ich und Ziperl und der Genius, der die Unſchuld beſchützt. Ich wußte aber, daß der Genius gerne ein Glas Wein trinkt, beſonders wenn man den Genius einmal im Keller hat.

Ich muß dem Leſer bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß ich den Wein nach allen Kennerregeln putzte: zum Beweis, weiß ich es noch. Ich nahm das Beil und ſchlug oben den Zapfen vom Spundloch auf, dann ſteckte ich den Zeigefinger hinein, um nachzuſehen, wie viel nachgefüllt werden muß. Dann füllte ich das Faß mit jungem Wein nach, bis am Rande, blies die »kamichte« Decke ab, fuhr mit der Bürſte ins Faß, rieb an die Seitenwände, füllte wieder nach, blies ab u. ſ. w. Zuweilen klopft man mit dem Knie an die vordere flache Faßſeite, dadurch geht alles »Kamichte« in die Höhe, da füllt man wieder nach, bläſt wieder ab, und das ſo lange, bis der Wein im Faß und das Gewiſſen in uns rein iſt; dann wäſcht man den Zapfen ab, trocknet ihn, ſchlägt ein reines weißes Läppchen herum und beilt das Faß zu; iſt das geſchehen, dann iſt's ein fait accompli, und man hat ſeinen Platz ausgefüllt.

Als wir zu Ende waren, verließen wir den Keller; beim Ausgang bemerkten wir, daß wir jetzt nur Zwei

ſind, und daß der Genius der Unſchuld nicht mit uns zurückgegangen iſt. Ziperl wollte haben, wir ſollten nochmal zurückkehren, um zu ſehen, wo der Genius geblieben iſt, allein ich ſagte: »Ziperl, laß den Genius gehen, er verträgt nicht viel, wenn er den Rauſch ausgeſchlafen haben wird, wird er wieder kommen!«

Als wir nach Hauſe kamen und ich als Berichterſtatter meinen Vortrag geendet hatte, war meine Stiefmutter ganz vergnügt, und in einer Laune von Großmuth zog ſie ein Stück geblümten Kattun aus dem Schranke und ſagte: »Dafür haſt du da auf einen neuen Schlafrock!«

Ein neuer Schlafrock war in Moor eine Begebenheit und im Hauſe meiner Stiefmutter ein Ereigniß.

Aber dieſer Schlafrock war ein Schickſal! dieſer Schlafrock war ein kattunenes Drama, eine Kataſtrophe in Baumwolle! In dieſen Schlafrock hüllte ſich nicht mein Ich, ſondern eine Nemeſis, ein Strafgericht, eine furchtbare Enthüllung!

Die hiſtoriſche Wichtigkeit, welche der Kattun-Schlafrockſtoff in dieſer Erzählung hat, entſchuldigt es, wenn wir ihn einer genauern Beſchreibung unterziehen.

Dieſer Schlafrockſtoff wurde mir mit den Worten dargereicht: »Das iſt ein Kattun! Wer's nicht weiß, glaubt, es iſt pure Seide!« Ich nahm ihn mit jenem Ausdrucke von Dank an, von dem Jeder, der's nicht weiß, glaubt, er wäre aufrichtig.

Dieſer Seidenſtoff für Unwiſſende, für die Einge-

weihten aber »purer Kattun,« war von brettener Verfaſſung, die aber ſeit Jahren mehrere Reviſionen erlebt hat, ſo daß die Paragraphe, d. h. die Bug-Lagen, verſchiedene Abſchabungen und Abſtoßungen erlitten hatten; durch jenen Zahn, den ſelbſt Dr. Pfeffermann ſeiner Beſitzerin nicht ohne Schmerzen herauszieht, durch den Zahn der Zeit hatte die Verfaſſung dieſes Stoffes eine ſolche Mürbheit erhalten, daß man ſie auseinanderblaſen konnte. Die Farbe dieſes ſeidenen Kattunſtoffes war ein freches Grün mit ultragelben Punctirungen. Einige ſechzig Frühlinge hatten dieſem Ultragelb einen Anflug von Mehlſackgrau gegeben, ſo daß das Ganze für den, der's nicht wußte, blos die Bauchhaut einer Blindſchleiche dargeſtellt hätte. Wenn ſich meine glühende Phantaſie mein Ich in dieſem Schlafrock vorſtellte, ſo glaubte ſie ein Thier aus der Apokalypſe vor ſich zu haben, ein Canarienvogelkopf auf dem Rumpfe eines proviſoriſchen Laubfroſches.

Da ich dieſes Geſchenk meiner Kellerwanderung zu verdanken hatte, ich dieſe aber nicht allein, ſondern in Begleitung Ziperls und des Genius der Unſchuld unternahm, ſo war ich ernſt entſchloſſen, den Stoff an Ziperl abzutreten; allein das wäre eine empfindliche Rohheit vis-à-vis der Geſchenkgeberin geweſen. Dann dachte ich daran, dieſen Kattun dem Genius der Unſchuld auf einen Schlafrock zu ſchenken. Endlich aber entſchied ich mich dafür, dieſen Stoff meiner reizenden Zigeunerin zu geben. Vom Entſchluß zur That war nur ein Schritt, d. h. un-

gefähr ein paar tauſend Schritte, bis zum ambulanten Zigeunerdörfchen, welches die Zigeuner nahe bei Gſáka aufgeſchlagen hatten. Um die gewöhnliche Stunde, wenn die eherne Zunge der Stunde achtmal an die metallene Lippe der Zeit ſchlägt, wanderte ich hinaus, unter den Buchen, unter den Linden ſie zu ſuchen, ſie zu finden. Zinka, welche die Stunde wußte, wenn das blonde Kind des beflügelten Gottes zu dem braunen Kinde der liebegünſtigen Haide ſchleicht, erwartete mich, ich flog ihr entzückt entgegen.

»Zinka, hier haſt du ein Geſchenk! Pure Seide, und wer's nicht weiß, hält's für puren Sammt!« — ich wickelte den Kattun um ihren ſchlanken Körper und rief den am Abhange weidenden Ochſen und Kühen zu: »Honny soit qui mal y pense!«

Nach der Wonne, einen kattunenen Schlafrock geſchenkt zu bekommen, kommt gleich die Wonne, ihn wieder an eine Zigeunerin geſchenkt zu haben. Ich verließ bald darauf Zinka, ohne ihr, wie Ritter Delorges, zugerufen zu haben: »Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.«

So verſtrichen einige Tage in ſtiller Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Kein Wölkchen trübte den heitern Horizont unſerer patriarchaliſchen Hütte; Erdäpfel, Spinat und Salat wechſelten in ihrer regelmäßigen Bahn ab, Ziperl griff manchmal mit einem Stück Kalbfleiſch oder Huhn dem Rädergange des Schickſals in die Speichen und nichts ließ mir das Ungewitter ahnen, welches ſich über meinem Haupte zuſammenzog!

Vor einigen Jahren hatte eine Frau Rentmeiſterin in Moor den berühmten Kattun, den Unwiſſende für pure Seide hielten, bei meiner Stiefmutter geſehen, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, bewundert.

Dieſer unglückſeligen Rentmeiſterin kömmt plötzlich zur unglückſeligen Stunde der unglückſelige Gedanke, ihrem Herrn Rentmeiſter zum Geburtstage einen Schlafrock zu ſchenken, und in ihrem Gedächtniſſe lebt jenes freche Grün des bewußten Kattuns als ein Ideal alles Reizenden, und ſie kömmt, um den Stoff zu bitten, um in Stuhlweiſſenburg einen ähnlichen kaufen zu laſſen. Meine Stiefmutter, nicht wenig in ihrem Kattun geſchmeichelt, ſagt: »Ich hab' ihn meinen Moritz auf'n Schlafrock geſchenkt! Ich werd' ihn gleich holen laſſen.«

»Mein Moritz« wird gebolt, »mein Moritz« erſcheint; »mein Moritz« kommt und hört und glaubt, der Schlag rührt ihn. Er ſoll den kattunenen Schlafrock oder den Kattun ſehen laſſen, die geiſtreiche Frau Rentmeiſterin will juſtament einen ganz ähnlichen grünen Kattun mit gelben Punkten!

Don Carlos ſtand vor ſeiner Schwiegermutter und vor dem Großinquiſitor mit keinem ſolchen Schafsgeſicht da, wie ich vor meiner Stiefmutter und der geſtrengen Frau Rentmeiſterin.

Mein erſter Gedanke war, die Frau Rentmeiſterin zu erdroſſeln, meine Stiefmutter in den Keller zu ſperren, zwei Gulden aus ihrer Caſſe zu nehmen und mit Zinka nach Amerika zu entfliehen. Die Frau Rentmeiſterin hatte

aber einen ſolchen Bläßhals, daß ſie mir unerdroſſelbar vorkam, und ich mußte dieſen glücklichen Plan aufgeben. Mein zweiter Gedanke war, geſchwind zu Zinka zu laufen und ihn auf einen Augenblick zurückzuverlangen; allein mir fiel ein, daß ſie mir erſt geſtern ſagte, ſie hätte aus dem Kattun ſich ſchon einen Falteurock für den Kirchengang zum nächſten Sonntag gemacht!

Ich ſtand da wie ein Schullehrer, der zum erſten Mal Schnee ſchaufeln ſoll. Ich ſagte endlich: »Ich will ihn ſogleich holen!« ging in mein Zimmer und kam mit der Nothlüge zurück: »Ich kann den Stoff nicht finden!«

»Den Seidenſtoff hat man geſtohlen!« ſchrie meine Stiefmutter, und ſo mußte Juno ausgeſehen haben, als ſie den Merkur einen »Rinderdieb« nannte. »Geſtohlen! Geſtohlen!« Ich zuckte die Achſel. Zweimal vierundzwanzig Stunden wurde das ganze Haus in Unterſuchungsſtand geſetzt. Ziperl wurde inquirirt. Ganz Moor wurde in Ausnahmszuſtand erklärt, und meine Stiefmutter ſchwur ein Beiſpiel ſondergleichen zu geben; vorausgeſetzt, daß ſie den Dieb erſt habe.

Ich zog mich in mich ſelbſt zurück und überließ leichtſinniger Weiſe die Sache ihrem Lauf, in der Ueberzeugung, daß ſie ohne Folgen ſein wird.

Aber anders hatten es die Götter, die unerbittlichen, beſchloſſen!

Am Sonntag war eine Art Kirchenparade in Moor. Der Bruder meiner Mutter wohnte der Kirche gerade vis-à-vis, und die Fenſter ſeiner Wohnung gingen auf

die Kirche, welche auf einer kleinen Anhöhe vor dem Hauſe lag.

Ganz Moor, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, ſtrömte zu dieſem außerordentlichen Spectakel, und auch meine Frau Stiefmutter verfügte ſich an ein Fenſter in dieſem Hauſe auf dem Moorer Kohlmarkt, um das Schauſpiel zu genießen.

Nach und nach kam die Moorer Bevölkerung, Honoratioren, Notabilitäten, Militär, Volk, aus allen Richtungen.

Auch das reizende Zigeunerkind, Zinka, ſtrahlend in dem Geſchenke der Zärtlichkeit, in dem grünen Ueberrock aus Kattun, den Unwiſſende für Seidenſtoff hielten, näherte ſich unbefangen, um die Kirche zu beſuchen. Unglückſeliger Weiſe fiel das Auge meiner Stiefmutter auf ſie, ſie erkannte den Kattun, es konnte kein anderer ſein, einen ähnlichen brachte die Schöpfung nicht noch einmal hervor! Sie fuhr vom Fenſter weg: „Nun hab' ich den Dieb!“ Augenblicklich requirirte ſie die heilige Gerechtigkeit in Geſtalt eines Kis biró und Haiduken, und indem ſie „die Zigeunerin in dem grünen Kattun-Kittel“ als eine Diebin bezeichnete, wurde dieſe bei ihrem Herausgehen aus der Kirche von den Handhabern der blinden Göttin angefaßt und ſogleich vor die Moorer Aſſiſen geſtellt!

Dieſer Auftritt konnte nicht ohne Aufſehen geſchehen, es verſammelte ſich ein hochanſehnliches Publikümchen um ſämmtliche Mitglieder dieſes Zigeuner-Dramas.

Zinka wurde mit ihrer Gefährtin in die Gerichtsſtube abgeführt, der Richter wurde gerufen, Haiduken mit, meine Stiefmutter folgte mit dem reſpectvollen Gefolge von Neugierigen aller Claſſen.

In der Gerichtsſtube eröffnete ſich das öffentliche und mündliche Verfahren, welches der Kis biró, als Staatsanwalt, mit der üblichen Formel: »Na ebbata kutya u. ſ. w.« eröffnete, indem er Zinka fragte, wie und wann ſie dieſen Kattun geſtohlen habe. Zinka, mit jener Ruhe, welche das Bewußtſein der Unſchuld verleiht, lächelte und ſagte unbefangen: »Der Sohn der Salzgewölbfrau hat mir den Kattun geſchenkt!« —

Entſetzen! — Stillſtand des Verſtandes ſämmtlicher Magiſtratsperſonen. — Gewaltige Maulaufſperrung des reſpectablen Auditoriums! —

Nur meine Stiefmutter, außer aller Atmoſphäre geſetzt durch den Anblick des corpus delicti, vulgo: grüner Kattun, nicht berechnend die Wechſelfälle des menſchlichen Lebens und die Verirrung ſterblicher Schlafröcke, blieb unerſchüttert und rief: »Wie, du freche Zigeunerin, wagſt, meinen tugendhaften Sohn öffentlich als Mitverbrecher anzugeben?« Aber Zinka blieb dabei feſt und verlangte, man ſollte mich rufen laſſen. Die etwas verblüffte Jury beſann ſich, aber meine Stiefmutter ſelbſt ſagte: ja, man ſolle ihren tugendhaften Sohn nur holen!

Dieſer tugendhafte Sohn ſaß indeſſen zu Hauſe und ſah mit Erſtaunen, daß die Mittagsſtunde vorüber iſt, die Stunde, in welcher er beſtimmt war, Salat und

Spinat zu Ehren des Vegetabilitäten-Schöpfers zu verzehren, und in dieſer Erwartung durchſchritt er mit acht Schritten ſein Schlaf-, Schreib-, Speiſe- und Bibliothekzimmer, als auf einmal die Moorer Hermandad eintrat, mit dem Bedeuten, meine Stiefmutter läßt mir ſagen, ich möchte ſogleich zum Kis biró kommen. Ich hatte nicht die blaſſe Ahnung von dem, was mir da entgegentreten ſollte, und folgte mit dem feſten Tritte eines Gerechten dem Diener der Moorer Executive.

Allein wer ſchildert meine Ueberraſchung, als ich in dem vollen Gerichtsſaale Zinka in dem grünen Kattunrock wie eine aufblühende Salatſtaude ſtehen ſah, und »rings am hohen Balcone die Damen im ſchönen Kranz!«

Augenblicklich wurde mir Alles klar; mit dem Tact und Scharfblick eines Napoleons überſah ich das Schlachtfeld, alle Poſitionen, die Stellung der feindlichen Armeen, Päſſe und Wege zum Rückzug, und der Plan des Feldzuges war augenblicklich gefaßt.

Meine Stiefmutter ſchrie mir gleich beim Eintritt entgegen: »Da ſtell' dir die Niederträchtigkeit vor, dieſe u. ſ. w. hat den Kattun geſtohlen, und ſagt, du haſt ihn ihr geſchenkt!« — Zinka ſagte ganz ruhig: »So rede und ſag', haſt du mir den Kattun nicht geſchenkt?« und auch die Juſtitia ſelbſt mit Schnurbart und Cſakan fragte mich: »Na, Ebbata, haben Sie Kattun geſchenkt?«

Ich trat vor, legte die Hand feierlich auf Zinka's Haupt und ſagte hohl und dumpf: »Ich habe ihr den

Kattun geſchenkt!« Ein Schrei der allgemeinen Ueberraſchung, dann lebloſe Stille und Erwartung. — Meine Stiefmutter ſchritt auf ihren tugendhaften Sohn zu und fragte: »Aber ſag' mir nur, wofür haſt du ihr den Kattun geſchenkt?« Ich antwortete mit dumpfer Stimme: »Und haben Sie gar keine Ahnung, wofür ich ihr den Kattun geſchenkt haben könnte? — Meine Stiefmutter erwiederte: »Nein, ich kann mir gar nicht denken, warum du einer fremden Perſon, die dich gar nichts angeht, dieſen prachtvollen Kattun ſchenken ſollſt!« — Ich ſchritt ernſt und pathetiſch auf den Richter zu und fragte: »Was denken Sie?« Er antwortete: »Ebbata, was ſoll ich denken, bin ich Richter, denk' ich gar nix, et caetera!« Ich hob meine Augen gen Himmel, ſchritt auf meine Stiefmutter zu und fragte mit unheimlicher Weiſe: »Sind Sie abergläubig?« — Sie trat einen Schritt zurück: »Warum fragſt du?« — Ich frage noch einmal: »Glauben Sie an Prophezeiungen?« — Sie war erſchüttert, das verehrte Publicum war in ſichtbarer Spannung, ich trat vor wie ein Inſpirirter, faßte Zinka bei der Hand und begann mit Klarheit:

»Dieſes reizende Kind iſt Zeuge, daß ich einſt im Balonyer Walde mich verging, das will ſagen, mich verirrte. Dieſes Mädchen, ohne welches ich vielleicht hilflos verſchmachtet wäre, brachte mich auf dem kürzeſten Wege wieder auf den rechten Weg zurück. Ich ließ mir von ihr wahrſagen, ſie ſah die Linien meiner Hand lange und aufmerkſam an und ſagte dann: »Ein Ding,

das lange, lange verborgen lag, kommt durch ein Werk der Finſterniß und durch dich an's Tageslicht; wenn du dieſes Ding erhältſt und es nicht verſchenkſt; ohne daß die Perſon, die es dir gab, etwas davon erfährt, ſo wird binnen jetzt und Weihnachten dieſe Perſon ein tiefes Leid und einen herben Verluſt erleiden.«

»Als dieſes liebe Kind ſo geſprochen, verließ ſie mich und ſinnend und grübelnd über den dunklen Sinn dieſer Prophezeiung kam ich nach Hauſe; da forderte mich meine Stiefmutter auf, da ſie unwohl iſt, in der Nacht den Wein zu putzen. Das war alſo ſchon »das Werk der Finſterniß«, von welchem die Wahrſagerin ſprach. Des andern Tages holte meine Stiefmutter den Kattun, der jahrelang im Schranke lag, um ihn mir zu ſchenken; da war alſo auch »das Ding, das jahrelang verborgen lag,« welches durch das »Werk der Finſterniß« an's Tageslicht kam. Mich ergriff nun ein Grauen, die Ahnung von dem Eintreffen auch des andern Theiles der Prophezeiung überkam mich, mich beunruhigte es, das Heil meiner Stiefmutter bewog mich alſo, »das Ding zu verſchenken,« ohne »daß die Perſon, die es mir gab, etwas davon erfahre;« ſo wollte die Prophezeiung. Ich konnte es alſo in Moor ſelbſt keiner Perſon ſchenken, und ich ſchenkte es dieſer unſchuldigen Sibylle, von welcher ich nicht wiſſen konnte, daß das Ding ſo kommen ſollte! Es iſt anders gekommen! Ich fürchte die dunkle Fügung der unheimlichen Himmelsmächte! Sie haben ſelbſt das Orakel herausgefordert! Mögen die ge-

rechten Götter Alles zum Guten lenken und möge die Fürsehung, die oft auf die Erfüllung ihrer Orakel besteht, es Ihnen verzeihen, daß Sie sie herausgefordert haben, indem Sie ein unschuldiges Kind der Natur und einen tugendhaften Sohn vor den Augen eines so ehrenvollen und geistreichen Publicums einen Augenblick lang unreinen Gedanken aussetzen konnten. Gott im Himmel kann vergeben wie ich! Ich entferne mich mit Ruhe, Bewußtsein, Wehmuth und Zinka!“ — Darauf verneigte ich mich tief und ehrerbietig nach allen Seiten, ergriff Zinka bei der Hand und schwenkte mit ihr wie ein siegender Gott durch die erstaunte Moorer Bevölkerung.

Zinka sagte, ihre Horde gehe morgen fort; ich nahm Abschied und beschloß auch zugleich, zu meinem Bruder nach Lovasberény zu gehen.

Ich eilte nach Hause, packte meine Wäsche und Kleider in einen Mantelsack, steckte ihn in die rechte Rocktasche und meinen Rousseau in die linke und verließ Moor. Ich nahm von Ziperl Abschied und sagte ihr: „Ich danke dir für Alles, was du mir heimlich Gutes an Rindfleisch und Kalbfleisch gegeben, möge es dir der Himmel an Mann und Kindern wieder vergelten!“ segnete sie und ging per pedes apostolorum zu meinem Bruder.

Meine Stiefmutter kam nach Hause, erwartete mich lange und fragte endlich wie Königin Elisabeth: „Wo ist Lord Leicester?“ — Ziperl antwortete still weinend: „Der Lord ist fort, zu Fuß nach Lovasberény!“

## Kaiseradel, alter Adel und Seelenadel.

Im Kaisersaal wogt Lichterflut und Glanz,
Von Schönheit und von Muth ein Lebenskranz;
Mit Rittern und Feen füllet sich der Raum,
Im gold'nen Saal ein Sommernachtstraum.

Musik ertönt, sie strömt durch den Saal,
Es reihen die Paare zum Tanz sich zumal,
Die Ritter verneigen sich fein und galant,
Die Schönen sie reichen ihnen huldig die Hand.

Ein Krieger gar tapfer, mit Orden geschmückt,
Der muthig im Felde den Lorbeer gepflückt,
Der sich mit dem Degen errungen den Kranz,
Er naht sich der Dame und wünscht sie zum Tanz.

Die Dame, vom ältesten Stammbaum geschnitt,
Sie zweifelt, ob er sattsam auch Ahnen besitzt,
Und weil nun sein Adel vor Alter nicht grau,
Versagt sie den Tanz ihm ganz höflich und flau.

Der Kaiser bemerkt es, voll Milde die Brust,
Schmerzt Ihn der Mißlaut in Freude und Lust,

Dem Kaiſer ſo tapfer, dem Kaiſer ſo mild,
Der Adel der Seele auch Großes ſtets gilt.

Er naht ſich der Mutter, ſpricht leiſ' ihr in's Ohr,
Die herrliche Fürſtin ſchaut freundlich empor,
Sie lächelt ſo mild, ſie nickt mit dem Haupt,
Sie hat, was der Sohn von ihr wünſcht, Ihm erlaubt.

Der Kaiſer, er nahet dem Krieger ſich dann,
Spricht mit dem ſeligen Worte ihn an:
»Von meiner erlauchten Mutter bin ich geſandt,
Sie wünſcht zum kommenden Tanz Ihre Hand.«

Die Ritter, ſie lächeln, die Dame erglüht,
Der Harfe des Sängers ein Liedlein erblüht
Vom Kaiſer, welcher, vom Himmel erwählt,
Beim Adel der Seele die Ahnen nicht zählt.

## Badner Kipfel.

Die freundlichen Leſer dieſer Briefe ſind heuer gut daran; denn heuer ſind alle „Kipfl“ kleiner, wenn auch nicht theurer, als im vorigen Jahre; alſo auch dieſe „Badner Kipfel“, und ſo ſollte eigentlich dieſes „Kipfel“ ſchon groß genug ſein!

Da war' er denn wieder, der „alte Badner Kipfelbäck,“ in dem alten Baden mit ſeinen alten Leiden und Freuden!

Ich habe mich heuer ganz dahin gezogen, wo Baden und die Natur ineinanderfließen, wo man nach Belieben mit dem rechten Fuß auf ſtädtiſchem grundloſen Boden und mit dem linken Fuße auf ländlichem bodenloſen Grunde ſtehen kann. Ich wohne im Zinner'ſchen Hauſe in der Parkſtraße, da iſt heuer die „grüne Wiege von Griſeldens Reiz;“ da ſtehen viel allerliebſte Häuſer und Häuschen an den vier Ecken dieſes grünen Shawls mit Blumen-Borduren und ich bin einer von den vier Haimonskindern dieſer ländlichen Colonie!

Ich glaubte der Erſte in der Fremdenliſte zu ſein! Leerer Wahn, eitles Hoffen! Es ſind ſchon vierhundert-

achtunddreißig Gäſte da! Wo? Wahrſcheinlich im Theater; denn das iſt noch nicht eröffnet, und da iſt's möglich, daß ſie hineingehen; wenn's einmal eröffnet iſt, ſo iſt's für ſie zu! Es wird nirgends ſo viel »Frei-Maurerei« getrieben, als hier in Baden! In jedem Hauſe ſteckt ein heimlicher Maurer und arbeitet frei! Die Badner ſind wie die Frauen, ſie werden mit Allem zu ſpät fertig! Die Straße vom Bahnhofe nach der Stadt der Mühle entlang war vor ſechs Wochen beinahe fertig, jetzt iſt ſie bei weitem nicht fertig, das iſt ja eins und dasſelbe! Bis die Fahrſtraßen fertig ſind, kann man nicht, und da's nicht geht, läßt man's fahren!

Den Luxus, den Baden mit den Maurern treibt, den erſetzt es durch ſeine Frugalität an Tiſchlern und Schloſſern!

Ich gebe mir alſo die Ehre, einem hochlöblichen, löblichen und unlöblichen Publicum anzuzeigen, daß ich heuer Baden mit einem beſonderen »Raritäten-Cabinete« beſucht habe; mit Gegenſtänden, die den Einwohnern Badens um ſo intereſſanter zu ſehen ſein dürften, als ſie ſelten in dieſem Erdſtriche zu finden ſind*).

Dieſe beſondern, hier ſelten zu findenden, merkwürdigen Naturgegenſtände ſind:

---

*) Ich bemerke, daß ich blos von der großen Mehrzahl rede, Ausnahmen gibt's überall, das verſteht ſich. Die Häuſer, wo ich ſeit Jahren wohne und jetzt wohne, gehören zu den Ausnahmen. Saphir.

1. Ein Tiſch, welcher nicht wackelt! Dieſe Erſcheinung verdient große Aufmerkſamkeit! Die feſteſte Tugend wackelt manches Mal, beſonders in einem Badeorte; warum ſollte alſo ein „Tiſch“ nicht wackeln? Ein ſimpler Tiſch, ein Tiſch von Holz, der ſchon am grünen Holze geſchwankt hat, warum ſollte der am „dürren Holze“ nicht ein bischen wackeln? Deſto größer iſt das Wunder, ein Tiſch, der niemals wackelt, ſelbſt wenn er ſich keiner Protection, d. h. Unterſtützung, zu erfreuen hat.

2. Ein Schiebladkaſten, deſſen drei Fächer ſämmtlich unverdorben ſind! Alle drei zum Auf- und Zuſchließen! Nicht möglich und doch wirklich! Wenn man bedenkt, daß oft ein Menſch von nur einem Fache, ein einfacher Menſch ſchon ſo vielfach verdorben iſt, ſo wird es Niemand wundern, daß ein Kaſten, der verſchiedene Fächer in ſich vereinigt, nicht unverdorben bleiben kann, deſto wunderbarer iſt die Allmacht der Natur, wenn man noch einen Kaſten ſieht, deſſen alle drei Fächer noch nicht verdorben ſind! die alle drei beim Auf- und Zuſchließen nicht ihre eigenen Umſtände bekommen, die aus lauter Geiſtesanſtrengung nicht überſchnappen; die nicht wie verſchiedene andere Menſchen bei verſchiedenen andern Fächern alle Augenblicke geſchmiert werden müſſen, wenn ſie uns einen Beſchluß mittheilen ſollen! Ich ſchmeichle mir, daß in der Stadt Baden noch wenig ſolche unverdorbene Weſen geſehen worden ſind!

3. Ein Fenſter, welches oben und unten gut

ſchließt! Daß ein ſolches Geſchöpf im Reiche der Natur exiſtirt, dürfte gewiß der jungen Generation Badens ein Geheimniß ſein; und mit deſto größerem Erſtaunen werden ſie dieſes exotiſche Geſchöpf betrachten und bewundern.

4. Einen Divan! Ein wirklicher, lebendig-ausgeſtopfter Divan! In Lebensgröße! Ein Divan, der an Menſchen gewöhnt iſt! Ein Divan, auf dem man ſich mit Händen und Füßen ausſtrecken kann! Dieſes luxuriöſe Fabelthier, welches bis zu dieſer Zeit noch nicht nach Baden gedrungen iſt, wird gewiß die Schauluſt der Neugierigen im höchſten Grade befriedigen! Der Wärter, der's zeigt und explizirt, erwartet ein beſonderes Douceur!

5. Einen echten, veritablen Glockenzug! Dieſes Thier lebt in den höchſten Regionen des Lebens, kommt aber in allen Zonen fort. Man findet ſie von allen Größen und Farben, und der Menſch kann ſie bald ſo zahm machen, daß ſie ihre Stirne erheben, wenn er will. Die Structur dieſes Thieres iſt ganz einfach: der Leib heißt „Zug", die Seele heißt „Glocke", und ſo lange bei dieſem Thiere „Leib und Seele" beiſammen iſt, kann es der Menſch nach ſeinem Willen lenken; das iſt die Ueberlegenheit des menſchlichen Verſtandes über das unvernünftige Thier.

6. Einen Fenſtervorhang! Unter die wunderbarſten Geſchöpfe der Allmacht gehört unſtreitig ein „Fenſtervorhang"! Und wenn man die außerordentliche Structur dieſer Creaturen betrachtet, wird man un-

willkürlich zur Andacht geſtimmt. Ein Vorhang, nicht geſtückelt, oben nicht zu kurz, unten nicht zu ſchmal, auf beiden Seiten nicht zu mager, in der Mitte ohne bedeutende Lücke, zum wirklichen, nützlichen Gebrauche, nicht als ideales Fragment, nicht als abgeriſſener Gedanke, nicht als unzuſammenhängende humoriſtiſche Vorleſung, nicht als zu errathender Topf-Rebus, ſondern ein ſolider, ganzer, üppiger, wirklicher geheimer Vorhang gehört zu den ſeltenſten Vorkömmniſſen des neunzehnten Jahrhunderts, und dürfte beſonders in einem Cur- und Bade-Orte nicht ohne beſonderes Intereſſe geſehen werden. Man bittet aber, den Vorhang nicht zu reizen, nicht zu necken, ihm nichts zu eſſen zu geben, denn es iſt ein empfindſames, leicht zu erregendes Weſen!

Noch andere, kleine und größere Raritäten und wahre Cabinetsſtücke, welche aufzuzählen der Raum nicht zuläßt, ſind bei uns zu ſehen, Dinge, an welchen viele „Logis-Vermiether“ ihre blauen Wunder ſehen werden, und von denen ſie vielleicht Einiges nicht ohne Nutzen und reellen Vortheil in ihre theueren Miethshäuſer übertragen könnten.

Mit der Theuerung der Gegenſtände in Baden iſt's ſonderbar, und es herrſcht in dieſer Beziehung hier eine ganz eigenthümliche Sympathie mit der Reſidenz! Wenn in Wien die „jungen grünen Erbſen“ theuer werden, ſteigern ſie in Baden die Graupen-Preiſe! Wenn in Wien die „jungen Hühner“ theuer ſind, nehmen ſie ſich in Baden ein Beiſpiel daran, und ſchlagen mit den

„dürren Zwetſchken“ auf! Wenn ſie hören, daß in Wien ein „Solo-Krebs“ 48 Kreuzer koſtet, ſo erhöhen ſie die Preiſe der „Solo-Zwiebel“! So zart und innig lich verwebt ſind die Lebensfäden zwiſchen Wien und Baden.

Die Schwimmſchule habe ich noch nicht geſehen, eben ſo wenig die neue, eben ſo zweckmäßige als vortreffliche „Felſenkeller-Straße“, welche beide ich als „Extra-Weinberl“ in mein nächſtes Badner-Kipfel füllen werde.

Und hiemit vale für today! Holnap ein deuxième Kipfel!

## Aufruf an Deutschland!

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!“ —

Echo: Ich hab die Stranchen!

„Aus dem Schlummer erwache, schau um dich her!“

Echo: Die Schlafhauben her!

„Recht, Gewissen, alle Stimmen schreien laut:“

Echo: Her mit dem Sauerkraut! —

„Zerbrich die Pflugschar, laß' den Webstuhl steh'n!“

Echo: In's Bierhäusel laß' uns gehn! —

„Was thut dem Volk, was thut uns Allen noth?“

Echo: Vom Schwarzbeizten noch ein Loth!

„Wir ziehen zum Kampf und schlagen mit Lust —“

Echo: An die Pommer'sche Gänsebrust!

„O Schlachtenlust, o großer Durst!“ —

Echo: Wenn man gegessen Frankfurter Wurst!

„Der Lenzestag geht zu Ende schier!“

Echo: Dann gehen wir schnell zum Salvator-Bier!

„Nun sehn wir vereinigt den schönen Bund,“

Echo: Von Radieschen mit Butter, das ist gesund! —

„Von deutſchen Zungen tönt's von Haus zu Haus —“
Echo: Rindszunge mit Aspik gibt beſſer aus!
„Drum ſchmückt im voraus mit dem Siegeskranz —“
Echo: Den Wildſchweinskopf zum Feſtesglanz!

---

## Was iſt der Menſch?

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Schaf!
Zwar wird er nicht in Woll' geboren;
Doch wächſt die Wolle ihm, wird ſie im Schlaf'
Und Wachen fleißig ihm geſchoren!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Rind!
Zwar ſeine Haut iſt nicht aus Leder;
Doch iſt ſie noch ſo fein und weich und zart und lind,
So gerbt die arme Haut doch Jeder!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Ochs!
Zwar fehlen ihm die ſtarken Knochen,
Doch kommen Menſchen noch in ganzen Schocks,
Ihm Geiſt und Nacken einzujochen!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Hund!
Zwar fehlt die Treue ihm, die edle,
Doch wachſam iſt er wohl zu jeder Stund'
Wie er nur ſpitzle und wedle!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Roß!
Zwar fehlt ihm Luſt zu führen Zaum und Zügel;
Doch „ventre à terre“ geht der Gottgenoß,
Riecht er von ferne nur den Prügel!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Scorpion!
Zwar liefert er das Gegengift nicht ſelber,
Doch wie jener frißt ein Menſch den andern ſchon,
Wenn ſie zuſammen kommen wie die Kälber!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Hecht!
Zwar hat er nichts Heiliges im Kopfe,
Doch er verſchlingt ſein eigenes Geſchlecht,
Und ſein Mitgeſchöpf liegt ihm im Kropfe!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Haupt-Kameel!
Zwar macht aus ſeinem Haar' man keine Decken;
Doch kniet's zur Erde ſich, die gute Seel',
Wenn neue Laſten ſeinen Rücken decken!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Baſilisk!
Zwar ſtirbt er nicht am eig'nen Blick im Spiegel,
Doch wo nur Höh'res iſt, ſei's Denkmal, Obelisk,
Speit er ſein Gift empor auf Berg' und Hügel.

Was iſt der Menſch? — Der Menſch! — Ein Thiergemiſch!
Von allen Sorten, Arten, Racen,
Halb Schaf, halb Wolf, halb Greif, halb Stachelfiſch,
Halb Fuchs, halb Molch, ein Wild aus allen Claſſen.

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Aff' mit Sprach' und Wort!
Ein Erdklotz zum Pasquill geknetet,
Ein Blatt, am grünen Baum verdorrt,
Ein Ding, das erſt ſündigt und dann — betet!

Was iſt der Menſch? — Der Menſch? — Ein Graf,
Ein Fürſt, ein Künſtler, ein Beamter,
Ein Dichter, ein Miniſter, ein Herr, ein Sclav,
In allen Formen aber ein Verruchter, ein Verdammter!

## Faſten-Deviſen.

### »Heute roth, morgen todt!«

Heute roth, morgen todt! Heute fetter Donnerſtag, morgen magerer Freitag! Heute Faſching-Sonntag, morgen Verſatzamt-Montag! Heute blauer Montag, morgen grauer Dinſtag! Heute brennender Dinſtag, morgen Aſchen-Mittwoch! Heute Freud', morgen Leid! Heut': »Juchhe!« morgen: »o weh!« Heute geſund, morgen zu Grund'! Heute erworben, morgen verdorben! Heute ganz flott, morgen bankerott! Heute noch Schnee, morgen ein See! Heute geſchnürt, morgen geſchmiert! Heute Mazur, morgen die Spur! Heut' engagirt, morgen verführt! Heut' in der Mod', morgen in Koth! Heute gefreu't, morgen bereu't! Heut' Equipage, morgen Blamage! Heute Nachtigall, morgen Raben-Schall! Heute gemacht, morgen verlacht!

### »Heute roth, morgen todt!«

Zwiſchen heut' und morgen, wachſen Qualen und Sorgen! Zwiſchen morgen und heut', wechſelt Luſt in Leid! Heut' und morgen und dazwiſchen, kann der Teufel die Karten miſchen! Heute, morgen, und dazwiſchen

die Nacht, führt herbei die Schmerzensfracht! Zwiſchen jetzt und zwiſchen ſpäter, ſtehet Tod, der ſchwarze Peter! Zwiſchen ſpäter und zwiſchen jetzt, iſt's oft »zu guter Letzt!« Die Sonne geht unter, und Alles iſt munter, die Sonne geht auf, bringt Jammer vollauf! Zwiſchen Wachen und Schlummer, wächſt Leid und wächſt Kummer! Zwiſchen Schlummer und Wachen, wird Weinen aus Lachen! Zwiſchen Bett und zwiſchen Seſſel, lauert brennend die Neſſel! Zwiſchen Seſſel und Bett, ſteht des Todes Skelett!

»Heute roth, morgen todt!«

Heute zärtlich wie Spatzen, morgen feindlich wie Katzen! Heut ewiger Frieden, morgen Krieg iſt beſchieden! Heute niedlich und putzig, morgen mürriſch und trutzig! Heute ein Klatſcher, ein friſcher, morgen ein Pfeifer, ein Ziſcher! Heute ein Sanfter, ein Schwärmer, morgen ein Raufbold, ein Lärmer! Heute ein Hudler, ein Lober, morgen ein Tadler, ein grober! Heut' ein Lebmann, ein gezierter, morgen ein Müder, Blaſirter! Heute claſſiſch, pedantiſch, morgen modern, romantiſch! Heute leben für Alle, morgen Miſanthrop voller Galle!

»Heute roth, morgen todt!«

Zwiſchen Faſchingdinſtag und Aſchermittwochnacht, da hat die Zeit einen Einſchnitt gemacht! Da ſchlägt's »zwölf« — Gott helf! Hört ihr die zwölf Schläge vom Thurm? Sie ſagen: »Genug getanzt, du Wurm! Genug gehopſt und gewalzt, genug gejubelt, geſchnalzt! Genug

der Geigen und Trompeten, es gibt eine Zeit auch zum — Beten! Genug vom Laufen und Wirbeln und Dreben, es gibt eine Zeit auch, in ſich zu geben! Genug nun der Tanzſäle und Hallen, es iſt Zeit auch, zur Kirche zu wallen! Genug iſt's nun in der Polka zu ſchweben, es iſt Zeit, auch das Herz zu erheben! Genug nun des frivolen Treibens, denkt: im Tanzſaal iſt nicht eures Bleibens! Ihr ſeid nicht erſchaffen vom gütigen Himmel, um ſtets zu verflachen im Tänzergewimmel!

Wollt ihr nicht auch nun in's wirkliche Leben ſehen, da wird euch das ewige Tanzen vergehen! Da ſteht von ſchwerer Zeitenhand das »Mene Tekel« groß an der Wand! Und ihr thut ſo, als ob die Menſchen alle, alle, mit euch tanzten in prächtiger Halle! Aber d'rauſſen im Leben, da hört nur hinaus, da geigt ein ſchreckenerregender Strauß die Weiſen auf zum Jammertanze, und die Tänzer tanzen im Dornenkranze! Schaut in dieſem Winter euch um, da geht ein nimmermüder Tänzer herum; er geht herum von Ball zu Ball, und merkt ſich die wüthenden Tänzer all', er fragt ſie nicht, er führt ſie zum Tanz, und ſchmückt ihnen das Haupt mit einem — weißen Kranz!

Hört ihr in der Faſchingdinſtagnacht, wenn's Zwölfe ſchlägt? Habt Acht! Heute roth auf den Brettern hin, morgen todt in den Brettern d'rin! Habt Acht, Alles dauert nur eine kleine Weil': die Seele, der Geiſt will auch ſeinen Theil! Wir ſind kein Luſtverderber, kein Störefried, der nicht gerne Frohſinn und Freude ſieht,

aber wir lieben das Maß in allen Dingen, beſonders aber beim Tanzen und Raſen und Springen! Gebt einem Jeden das Seine, dem Tanzmeiſter ein paar Stunden die Beine; ein paar Stunden gebt dem Schuſter und Schneider für Schuhe, Mieder und Kleider; ein paar Stunden gebt der lieben Eitelkeit, an Putzen, Tanzen und unſchuld'ger Freud; ein paar Stunden gebt dem blinden Schelmchen, der da logirt unter Hauben, Hüten und Helmchen; aber dann gebt auch dem Himmel das Seine, das Herz, das fromme und reine; gebt auch dem Geiſte, was nichts iſt als billig, denn wenn man nur will, da iſt er ſchon willig; gebt auch der Seele das tägliche Brot, die Nahrung an Frömmigkeit, in Leben und Tod; gebet das Seine auch dem Gemüthe, an Bildung und Sanftmuth und ſittlicher Blüthe; gebt auch dem Hauſe, was ihm gebührt, an Aufſicht und Wirthſchaft friedlich regiert; gebt auch der Welt, was ſchicklich und weltlich, daß in der Jugend ihr nicht thut ältlich; und habt ihr erſt alſo im irdiſchen Leben Jeglichem reichlich das Seine gegeben; und kömmt dann am Ende die Zeit einſt und ſagt behende: „Heute roth, morgen todt," ſo hat's mit Leib und mit Seel' nicht Noth!

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Wanderungen eines deutſchen Magens durch die Pariſer Küche | 3 |
| Der Traum ein Leben | 14 |
| Der Frühling, auch ein Poſtillon | 22 |
| Interpellation an den Kometen vom Jahre 1856 | 29 |
| Die Zigeunerin | 36 |
| Kaiſeradel, alter Adel und Seelenadel | 64 |
| Badner Kipfel | 66 |
| Aufruf an Deutſchland | 72 |
| Was iſt der Menſch | 73 |
| Faſten-Deviſen | 76 |

# Blaue Blätter

für

## Humor, Laune, Witz und Satyre.

Von

M. G. Saphir

aus seinen Schriften gepflückt.

Zweite Lieferung

Pest, Wien und Leipzig, 1845.
Hartleben's Verlags-Expedition.

# Meine Memoiren.

## I.

## Recept zu einer Selbſtbiographie.

Nimm ein großes ſchwarzes Küchenmeſſer,
Den Secirtiſch hol' vom Krankenhaus,
Und daneben ſtell' zwei leere Fäſſer,
Salz und Pfeffer gehe dir nicht aus.
Schneide dann dich ſelbſt in Stücken,
Und was Gutes an dir iſt, das werfe fort,
Denn ſich ſelbſt zu loben wird ſich nicht ſchicken,
Davon glaubt man dir ja doch kein Wort!
Doch das Schlechte, was aus Leib, Gehirn und Seele
Du von dir herauszuſchneiden nur vermagſt,
Das nur nimm, füll' die Fäſſer, nichts verhehle,
Und man glaubt dir mehr noch als du ſagſt!
Dann beſtreu', ſelbſtverläugnend, heldenmuthig,
— Nicht mit Mandeln, Butter, Zucker oder Schmalz, —
Dieſe Stücke, lebend, zuckend noch und blutig,
Schon mit Cayenna-Pfeffer und mit Salz.
Wenn du ſo, was du gethan, gefühlt, gedichtet,
Deines Lebens Inhalt und dich ſelbſt dazu
Haſt zerſtückt, eingepfeffert, zugerichtet,
Dann erſt ſag' zum Publicum: „Greif zu!“

An der Schwelle meines ſechzigſten Lebensjahres, — welches am 8. Februar 1855 getagt hat, Gott und

der Geldmangel erlaubten es, — ſehe ich vor und zurück durch den langen Corridor von ſechzig Jahren, durch den langen Lebensgang, — und ſehe die Wiege und ſehe den Sarg, und höre im Geiſte meine Wiegenlieder und meinen Grabgeſang, und an der Wiege ſteht eine Mutter mit dem Thränentuch des diesſeitigen Kreuzganges und am Sarge ſteht ein Vater, ein ewiger Vater mit dem Lichte des jenſeitigen Lichtganges!

In dem Maße wie das phyſiſche Auge und Ohr im Alter kurzſichtig und ſchwerhörig wird, wird das innere Auge und Ohr weitſehend und ſcharfhörig, und jenes ſieht alle Geſtalten der Kindheit und Jugend und dieſes hört alle Kinder-Echos und alle Waldgeſänge und alles Bachgerieſel aus dem Lande der Jugend! Und ſo liegt an der Ausgangsthüre aus dem Leben vor dem Menſchen eine Auferſtehung und hinter dem Menſchen eine Auferſtehung, und der ſterbende, der abſterbende Menſch ſteht zwiſchen zwei Auferſtehungen, und bevor die Seele der Auferſtehung vorwärts zuſtrebt, pilgert Herz, Geiſt, Erinnerung ſo gerne noch einmal zurück zur Auferſtehung des vergangenen Lebens und die Seele wird zur Willi und aus den Gräbern der Vergangenheit ſteigen die Geſtalten als lauter Willis heraus und tanzen mit ihm den langen, ſüßen, tödtlichen Willistanz!

In meinem ſechzigſten Jahre geh' ich daran, meine Lebensgeſchichte niederzuſchreiben.

Für wen?

Wozu?

Für wen? Nicht für Diejenigen, die fragen: wozu? — Wozu? Nicht dazu, daß man frage: für wen?

Ich und die Maria Stuart wir ſind »viel geliebt und viel gehaßt« worden; ſie iſt viel gehaßt worden, weil ſie — ſchön war, deshalb bin ich gottlob nicht gehaßt worden!

Für die, ſo mich geliebt, für die, ſo mich gehaßt, ſchreib' ich meine Lebensgeſchichte nieder, auf die Gefahr hin, daß mich nach Leſung meiner Biographie jene ſo mich lieben, weniger lieben und die ſo mich haſſen, weniger haſſen dürften! Die zweite Gefahr iſt die größere!

Wozu? Zum Beſten meines Ichs! Das »Ich« muß, wenn es lange liegt, aufgeſchaufelt werden, es muß gewendet werden, dann ſieht es eine lange Zeit aus wie neu, wie friſch!

Wenn der Menſch ſeinen inneren Menſchen bei den Ohren aus ſich herauszieht und ihn vor ſich hinſtellt und ihn betrachtet und beſchaut von der Vergangenheit bis jetzt, ſo findet er, wie beim Ausziehen aus einem Quartier, ſo manches Verlorene, Vergeſſene, ſo manchen verlegten Schlüſſel zu dem Räthſel ſeines jetzigen Menſchen, ſo manche alte Rechnung der Jugend, welche das Alter jetzt bezahlen muß!

Kein Menſch, kein Individuum iſt ſo unbedeutend, daß ſeine Lebensgeſchichte nicht irgend etwas Intereſſantes für den denkenden Leſer, für den Menſchenſtudierer enthielte, ſo wie kein Individuum phyſiſch ſo klein iſt,

daß die Anatomie ſeines Körpers dem denkenden Arzte nicht immer noch neue und intereſſante Entdeckungen gewährte.

Man wird ſagen: »Wie kömmt der Mann dazu, ſeine Biographie zu veröffentlichen? Dazu haben nur berühmte Leute ein Recht!«

Grade im Gegentheil! Berühmte Leute ſind ſicher, an der Tafel der Nachwelt ſtets einen der erſten Plätze zu finden, unberühmte, wenn ſie mit an die Tafel kommen wollen, müſſen ſelbſt den Platz belegen!

Ruhm! Was iſt Ruhm? Iſt es der Kranz, einer Tänzerin geworfen? das Ständchen einer Sängerin? Iſt's der Lärm eines Triumphzugs? Iſt's der Duft eines Feſteſſens? Iſt es der Strahl eines Ordensſterns?

Oder iſt Ruhm der Kranz, vom Genie mit Thränen begoſſen, mit Schmerzen gewunden und unter rieſelndem Herzblut auf den Knien erbettelt? Iſt es die Dornenkrone des Erlöſers? Iſt es der Gralsbecher, bewacht von Unholden und Drachen und beſchützt vor Entweihung? Iſt's die Bluttaufe großer, zerriſſener Geſchicke?

Ruhm?! Wer theilt ihn aus? Ein hirnloſer Buchhändler! Lendenlahme Lexiconsartikel um 2 fl. beſtellt!

Ruhm?! Wo iſt er zu haben? Auf dem Markt, wo die Theaterkränze gewunden werden; in Journalen, wo Buben zu Gericht ſitzen und wo Leidenſchaft und Eigennutz die Taxatoren des Ruhmes ſind!

Ruhm?! Wann iſt er zu haben? Wenn an dem

Fleiſch und Gebein des Menſchen die Würmer oben den Würmern unten Platz machen!

Ruhm?! Was iſt von ihm zu haben? Ein Lorbeerblatt, angefreſſen von den Galläpfeln des Neides und durchnagt von der unſterblichen Scheelſucht!

Ruhm?! Welches ſind deine Früchte? Wenn's hoch kömmt, ein Monument nach dem Tode, collectirt im ganzen lieben Vaterlande, die Perſon zu ſechs Silbergroſchen ohne Wein!

Selber iſt der Menſch ſein Ruhm! Sein Leben ſein Monument und ſeine Thaten oder Werke machen den Kranz, den er noch lebend auf ſeinen Grabſtein ſetzen muß!

O gebt! gebt! gebt den Lebenden! gebt den lebenden Talenten Raum und Ruhm! Gebt dem Talente, gebt, o gebt, ihr Großen der Erde, gebt den Stern, ſo lang ihn der Augenſtern noch ſehen kann! Gebt, o ihr Menſchen, gebt der Liebe, gebt der Jugend, gebt der Hoffnung, gebt der Kraft, gebt dem Streben, gebt wieder Liebe, Ermunterung, Antheil!

Gebt, o gebt, ihr Leſer und Richter und Ruhmaustheiler, gebt dem Talent, gebt dem Verdienſt, gebt dem Genie, gebt dem Geiſt Anerkennung, Hingebung, gebt ihnen den Kranz auf's Haupt bevor es einſinkt, gebt ihrer Seele den Ruhm, bevor ſie ſie aushauchen!

O gebt, gebt, gebt gleich und nicht immer ſpäter! Gebt der Jugend ſo lang ſie grün iſt und wartet nicht bis ſie welk wird! Gebt dem Talent ſo lang es friſ

und wartet nicht bis es siech wird! Gebt dem Alter und wartet nicht bis es todt ist!

Diese Biographie ist das Monument, das ich mir selber setze:

»Hier liegt M. G. Saphir wie er leibte und lebte, und wie er zu Tode gelebt wurde!«

»Wie er leibte und lebte?« Wirklich? Zum Sprechen ähnlich? Nicht geschmeichelt? Nichts verheimlicht? Nichts beschönigt? Nicht blos als Engel mit Flügeln am Kopf, nicht nur Bruststück, sondern ganze Figur mit Pferdefuß und Leichdorn?

So nehm' ich mir's wenigstens vor!

Allein kein Mensch weiß wie er inwendig aussieht, selbst wenn er in sich geht! Der Mensch hat eben so wenig ein ganz richtiges Urtheil über seine geistige und moralische als über seine wirkliche Physiognomie! Kein Mensch kann sich seine Nase gegenüberstellen und diese Nase beurtheilen, seine Nase im Spiegel ist eben seine Nase mit ihm, seine Nase als Abstractum kann er nicht ganz genau beurtheilen, eben so wenig seinen Geist, sein Gefühl, seine innere Nase, die Seele, das innere honestamentum faciei!

Ich kann dem Leser nur sagen, daß ich den besten Willen habe, mich eben so unverholen zu tadeln als ungenirt zu loben, meine Leberflecken mit keinem Schönpflästerchen zu bedecken, die innern Höcker, die doppelten Glieder des Guten und Schlimmen in mir eben so zu enthüllen wie meine Schönheiten und Liebenswürdigkei-

ten, und das Neſt von ſchlimmen Gäſten in mir eben ſo offen zu beleuchten wie das Paradezimmer für meine glänzenden und guten Eigenſchaften! Uebrigens iſt's nicht möglich, daß man ſich ſelbſt ſo weh thut, wie Einem ein Anderer thut! Ich werde in mein Fleiſch hinein ſchneiden, da wo es wild iſt, aber ich werde dabei ſtehen und zu mir ſagen: thu' dir nicht zu weh und ſtreue ein wenig Zucker darauf!

Der Leſer weiß ohnehin ſo ziemlich, daß Mamſell Eigenliebe ihr Näschen überall darein ſteckt und das Gute noch guter herausputzt und daß Herr Urian einen langen Mantel umnimmt, um den Pferdefuß zu beſchönigen.

Leſer und Kritiker werden ſich ſchon ſelbſt ihr Urtheil bilden, ſie werden von der Biographie abziehen, was der Egoismus, oder der Witz, oder die falſche Scham, oder die Bemäntelung, oder die Leidenſchaftlichkeit übertrieb oder unterſchätzte, was zu licht oder zu dunkel gemalt iſt; ſie werden abziehen, was ihnen ihr richtiger Inſtinct anzeigen wird, und ſo dürfte ihnen am Ende ein ziemlich richtiges Nettogebild verbleiben.

Die hiſtoriſche Ruhe eines Lebensbeſchreibers darf man bei mir nicht ſuchen. Zu bedenken iſt nur, daß Zeit und Ort, und der Umſtand, daß mehre Perſonen, die beſonders hier in Wien die erſten Einſchläge in meinen Lebensfaden machten, noch am Leben ſind, zu tauſenden Rückſichten und Umſchreibungen mich zwingen dürften.

Die Geſchichte meiner Literaturlaufbahn und mein perſönlicher Lebensinhalt ſind nicht ſowohl durch bedeutende Ereigniſſe und große Geſchicke als durch Herzbegebenheiten und Gefühlsgeſchicke in meinem Herzen innig verwachſen und in mein Gemüthsleben zuſammengezweigt.

Wer ſeine eigene Lebensgeſchichte ſchreibt, unternimmt ein Geſchäft, das er nicht zu Ende führen kann, der Tod eines Menſchen gehört mit zu ſeinem Leben, ſeine Todesgeſchichte iſt oft der Commentar ſeiner Lebensgeſchichte. Alſo wer ſeine Lebensgeſchichte ſchreibt, weiß, er übernimmt ein Bruchſtück, das letzte Capitel ſeines Werkes kann er nicht ſchreiben, und welche trauernde Feder wird bei meiner Todesanzeige wie eine Witwe anzeigen: „Uebrigens ſetze ich das Geſchäft (der Lebensbeſchreibung) nach ſeinem Tode fort?“ — Das iſt traurig und ſchadet! Wie oft widerlegt nicht eine Sterbeſtunde den ganzen Lebenslauf eines Menſchen! Traurig, denn wie oft iſt die Minute des Todes das Siegel oder der Widerruf eines ſiebzigjährigen Ruhms, Characters oder Lebensinhalts! Und ſchade, denn gerade ſeinen Tod würde der Selbſtbiograph oft mit der größten Satisfaction beſchreiben, d. h. nicht ſowohl ſeinen Tod als ſeinen Leichenzug, ſein Begräbniß, ſeine Leichenrede, und wie dieſer Moment gerade der ſchönſte, der froheſte ſeines Lebens war, und wie viel Freunde der Selbſtverblichene hatte, und welche Lobeserhebungen der Selbſtdahingeſchiedene erhielt, und wie viel leere Trauerworte und

leere Trauerkutſchen dem Selbſtverewigten nachfolgten u. ſ. w.

Es wäre ſo angenehm, beſonders für den freundlichen Leſer, wenn der Mann, der ſeine eigene Lebensgeſchichte ſchreibt, dieſe Geſchichte gleich mit dem Ende, mit ſeinem Tode anfangen könnte, ſo wie man einem zubereiteten Häring den Schweif in den Mund ſteckt, wodurch die ganze Geſchichte gleich ein Sinnbild der Ewigkeit bekömmt, ein Anfang, welcher ſein Ende in den Mund nimmt!

Ich habe halb und halb auch dieſe Vorkenntniß zu meiner Selbſtbiographie mitgebracht: man hat mich oft todt geſagt, allein es kam nie bis zum Leichenzuge und bis zur Grabesrede, was mir faſt eben ſo leid thut, wie vielen meiner Freunde, denn die Sargwand iſt die einzige Wand, hinter welcher der Horcher nicht die »eigene Schand« hört.

Allein es iſt nun einmal nicht zu ändern, ich beginne das Werk, das ich nur fortſetzen, aber nie enden kann.

Bei dem Leſen dieſer Selbſtbiographie wird ſich der Leſer nach und nach und nachgerade an meinen Styl, an meine Darſtellungsweiſe, an die Buntheit meiner Zeilen gewöhnen müſſen. Ich ſchreibe keine Abhandlung, keine Kritik meines Lebens, ich lüfte nur 60 Lebensjahre aus, hänge ſie an Luft und Licht, und halte bald einen Sermon, bald eine Xenie, bald eine Betrachtung, bald eine Erzählung, bald ein Lachen, bald ein Weinen.

Der Leſer muß ſich an meine Darſtellungsweiſe ge-

wöhnen, hab' ich mich doch auch an den Leſer, und nicht ohne Mühe, gewöhnen müſſen.

Ich ſchöpfe aus dem Brunnen der Vergangenheit; wie die beiden Eimer „Phantaſie“ und „Erinnerung“ gerade leer, voll oder halbvoll auf und nieder ſteigen, ſo ſchütte ich ihren Inhalt aus. Ernſt und Scherz, Salz und Pech, Champagner und Zuckerwaſſer, Thränen und Lachen, Gedanken und Gedankenloſes, Naives und Bizarres, Anecdoten und Contemporatives, Daten, Facten, perſönliche Schilderungen, ſatyriſche Zwiſchenſpiele, kurz Bäume und Pflanzen, wie ſie in meinem wildwachſenden und von keiner pedantiſchen Gartenſchere und ſteifen Wänden geformten Phantaſiegarten emporwuchern.

Der Styl iſt der Menſch, in einer Selbſtbiographie iſt die erſte Bedingung, daß der Menſch ſich ungenirt, alſo auch der Styl ſich ganz als der Menſch präſentire und im Style ſelbſt liegt ſchon ein gut Stück Characterzeichnung des Lebensbeſchreibers.

# Meine Memoiren.

## II.

Ich werde die volle und detaillirte Geſchichte meiner »Kinder- und Knabenjahre« in meinen »Memoiren« ganz und ausführlich geben, wenn ich ſie aus dieſen Blättern einſt zum »Buch«, zum ſelbſtſtändigen Werk erhebe. Hier werde ich davon nur wenig, nur ſo viel geben, als gerade nöthig iſt, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen und um die unerläßlichen erſten Lineamente meiner Lebenslaufbahn anzudeuten.

Rouſſeau hat ſeine Lebensgeſchichte zu »Bekenntniſſe« gemacht. Er hat einen Diebſtahl von ſich bekannt. Er hat ſich öffentlich an's Kreuz geſchlagen. Aber wer ſich ſelbſt an's Kreuz nagelt, iſt noch kein Märtyrer, man muß an's Kreuz genagelt werden.

Und wie hat man Rouſſeau's Bekenntniß aufgenommen?!

Man hat ihm dieſe Selbſtbeſchuldigung kaum geglaubt! Viele haben ihn von dieſer Selbſtanklage losgeſprochen, aber nur deshalb, um ihm dafür ein doppeltes Laſter aufzubürden: »Lüge aus Eitelkeit.«

Wie viel Schriftſteller gibt es, die keinen Diebſtahl zu bekennen hätten? Ein Gedanke, ein Einfall,

eine Idee und andere dergleichen Kleinigkeiten, welche Schriftsteller einstecken, wenn sie bei einem andern Buche einen Besuch machen?

In dieser Beziehung aber ist Niemand ein größerer Dieb als das Publicum, die Menschen, alle Menschen. Fast Alle geben die Gedanken Anderer aus, fast Alle leben von fremdem Geisteseigenthum; fast jeder Mensch spricht, was er gehört oder gelesen hat!

Ich schmeichle mir, keinen Diebstahl zu bekennen und damit keine Lüge zu sagen.

Kein »Verbrechen« hab' ich zu bekennen, aber einen »Geburts-Fehler!« Ich bin nämlich von Geburt ein — Jude.

Ich könnte sagen: Ein »Israelite« oder: »mosaischer Religion«, aber »Hühneraugen« bleiben »Hühneraugen«, auch wenn sie unter dem Namen »Leichdörner« unter die Leute gehen.

Als Jude geboren werden ist jetzt, nachdem die Fackel der wahren Aufklärung von Kamtschatka bis weit über Hessen-Cassel hin leuchtet, blos ein »Geburtsfehler«; vor 25 Jahren war es noch ein »Geburtslaster« und vor 60 Jahren war es ein »Geburtsverbrechen!«

Dieses »Geburtsverbrechen« machen alle nachträglichen Processe und Appellationen nicht ungeschehen, und höchstens wird man davon — ab instantia losgesprochen!

Börne, Heine und ich sind mit diesem Geburtsfehler auf die Welt gekommen. Wir haben ihn alle drei operirt.

Wer am erſten? Das mag man aus folgender wahren Anecdote entnehmen:

Im Jahre 26—27 waren wir eines Abends in Frankfurt am Main zuſammen, Börne, Heine und ich. Wir ſprachen vom Judenthum und Chriſtwerden.

Börne in ſeiner großartigen Geſinnung, Börne in ſeiner offenen und redlichen Wahrheitsliebe, er hat nie geleugnet, daß er ein Jude war, er ſagte mir an demſelben Abend: „Der iſt mehr Chriſt, der ſich das Chriſtenthum erworben hat, als der es geerbt hat; ſo wie der mehr Verdienſt hat, der ſein Vermögen erworben hat, als der es geerbt hat.“

Börne war nicht nur von lauterem, über das kleinliche Urtheil des Vorurtheils erhabenem Character, ſondern er war auch practiſch genug zu wiſſen, daß man einen Höcker und einen geſtohlenen Hecht durch die Mühe, ſie zu verheimlichen, am meiſten verräth.

Heine ſträubt ſich mit Händen, Füßen, Federn und Liedern dagegen, daß er ein Jude iſt, er ſpricht nur von ſeinen jüdiſchen „Vorfahren“, von ſeinen Voreltern, die Juden waren.

Iſt das nicht kleinlich von ſo einem großen Geiſt, iſt das nicht dumm von ſo einem klugen Kopf?

Zur Strafe für dieſe ſeine Albernheit mag hier ein Brief aus der „Leipziger Judenzeitung“ (Nr. 47, 20. Nov. 1854) ſtehen.

„Hamburg, 9. November. (Privatmitth.) Ich erhalte ſoeben die Nr. 44 und beeile mich, Ihnen zu be-

merken, daß Heinrich Heine bis ungefähr in sein 24. Jahr ein Jude war. Ich habe ihn noch als Juden gekannt, und zwar als etablirten Kaufmann im englischen Manufacturenfach. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu und ich erinnere mich nicht, ob er am Ende caput ging, oder ob er mit Hilfe seines Onkels, Salamon Heine, noch davon kam. Ein Mäkler in diesem Fach, Namens Joseph Friedländer, hatte ihn eingeklagt, und er rächte sich, indem er ihn in seiner ersten Reiseskizze als den »in Hamburg noch immer ungehängt herumgehenden Manufacturwaaren-Mäkler« bezeichnete. Hernach studierte er, und ich erinnere mich noch, wie entweder vor oder bald nach seiner Promotion der selige Wohlwill, der ihm sehr befreundet war, fast mit Thränen erzählte, Heine habe sich taufen lassen. Es hat hier in Hamburg lange gedauert, ehe wir ihn anders als wie einen genialen Gassenjungen zu betrachten lernten. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist bestimmt noch Jüdin, und seine Schwester Mad. Lottchen Moritz Ebden ist mit ihren zahlreichen Kindern ebenfalls Jüdin.«

Ich kam mit diesem Geburtsfehler am 8. Feb. 1795 in Ungarn, im Stuhlweißenburger Comitat in einem Dorfe zur Welt, d. h. zur damaligen Welt, in einem Dorfe, dessen Namen die Nachwelt mir zu Liebe nicht auswendig lernen wird: — »Lavaschéreny.«

Wer in einer großen Stadt geboren und erzogen

wird, der hat keine Jugend-Erinnerung, keine Kindheits-Auferstehung! Seine Erinnerung bringt ihm nur Menschen, Häuser, Steine, Lehrer, Schulcameraden, Prämienbücher, Prügel und höchstens einen Weihnachtsbaum! Seine Wiege stand eingemauert, sein Rollwägelchen rollte zwischen vier Wänden umher u. s. w.; wer in einer großen Stadt geboren ist, der sehnt sich in der Fremde, im Alter, wohl nach seiner Heimat, aber nicht nach seinem »Geburtsort«; sein Geburtsort wird von der Phantasie, von der Erinnerung mit nichts ausgestattet, nicht mit Romantik, nicht mit Poesie.

Nur wer auf dem Lande, in der Natur, so zu sagen unter freiem Himmel geboren worden ist, bei dessen Geburt die Bäume ihre Zweige als Geburtszeugen zum Fenster hereinsteckten, an dessen Wiege die Vögel des Waldes ihr »Giapopeia« sangen, der zu den ersten Kindergespielen die Turteltaube auf dem Dache, den Storch auf dem Kirchthurme, die Perlhühner im Hofe hatte, wer vom Echo der Berge, vom Rauschen des Waldes reden lernte, wer mit den Dryaden des Waldes, mit den Nymphen des Baches auferzogen wurde, wer auf dem Stickteppich der Wiesen gehen lernte, wer als Kind am großen Teich mit den plätschernden Enten Krieg führte, wer mit anderen Kindern auf Bäume kletterte, Eichhörnchen vom Blatte fing u. s. w., nur der hat in seiner Phantasie eine Landkarte seines Geburtsortes mit grünen, rothen und bunten Farben, mit Landeszungen aus dem Lande der Kindheit, mit allen Grenzen vom Säug-

ling zum Kind, vom Kind zum Knaben; nur der hat in der Fremde Sehnsucht nach seinem Geburtsort, nur vor dem liegt er in der Phantasie wie eine Opferwolke, nur dessen Erinnerung hat Heimweh nach dem Orte, wo er das Licht der Welt erblickte.

Sehr romantisch aber ist die Gegend, in welcher Lavasbéreny liegt, nicht; und ob sein Clima besonders humoristisch ist, bezweifle ich auch! Es brachte zu jener Zeit nichts hervor als „Dorfgeher“ und „Zigeuner“; zwei Naturprodnete, die dem künstlichen Communismus in die Hand arbeiten.

In meiner Kindheits-Erinnerung nimmt das „G'schloß“ in Lavasbéreny eine riesige Stelle ein.

Es war dieses das Schloß des Gutsbesitzers Grafen von Gziraky, in welches man wie in jenes Zauberschloß nicht einmal mit Flügeln zukonnte. Der Garten war mit einem Graben umgeben, und am Thore lagen Hunde und Haiduken von gleicher Geistestiefe, die es einem Menschenkinde schon zweihundert Schritte weit abrochen, ob sein Ahnherr von dem Thiere aß, von welchem sich die damaligen Haiduken nur durch den stets fünfundzwanzig fertigen Stock unterschieden.

Ich habe auch von jenem Schloß nur das rothe Dach in Erinnerung und von dem Zaubergarten nichts als das, was alle „Schabbes“ von anderen Judenmädchen erzählt wurde, die in diesen grabenumgürteten, haidukenbeschützten und hundebewachten Park eindringen

wollten und von der Beſatzung glorreich hinausgehetzt oder geprügelt wurden.

Der Beſitzer des Gutes ſelbſt war ſelten da, und in ſeiner Abweſenheit ſchalteten drei Landvögte, drei Natur-Geßlers über Ort, Volk, Juden, Zigeuner und Gartengraben-Uebertreter, Ueberſpringer und Ueberſpringerinnen. Dieſe drei Land- und Natur-Tyrannen waren ein »Hofrichter«, Tyrann Nr. 1; ein »Rentmeiſter«, Tyrann Nr. 2; und ein »Iſchpan« (»Gſpann« oder »Kaſtner«?), Tyrann Nr. 3.

Mein Geburtshaus, wenn man ein langes Gemauerwerk mit Rohrdach, in welchem an dreißig Familien wohnten, ſo nennen will, hieß »die Fabrik.«

## War Socrates ein Weiser oder ein Narr?

Die sonderbar scheinende Frage, ob Socrates ein Narr war, wirft der „Humorist“ nur deshalb auf, weil er kein Narr mehr ist, der „Humorist“ hätte viel näher liegende, gehende, stehende und schreibende Menschen und Unmenschen, von denen er es beweisen könnte, daß sie Narren, daß sie noch etwas Schlimmeres als Narren sind!

Allein lügen darf man nicht, denn der „Himmel“ sagt: „Du sollst nicht lügen;“ — die Wahrheit sagen darf man auch nicht, denn die „Erde“ sagt: „Du sollst nicht die Wahrheit sagen;“ — die „Erde“ sagt, heißt so viel als: die „Menschen“ sagen, denn die Menschen sind ja aus Erde gemacht. Also steht ein „Humorist“ zwischen Himmel und Erde mit offenem Mund und hat Maulaffen feil. Wenn ein Satyriker oder Humorist das Maul aufmacht und sagt: „Dort geht ein Aff'!“ kömmt gleich ein Mensch und sagt: „Der Aff' bin ich!“ Er klagt, und da man bei der Gerechtigkeit nie gewiß ist, ob sie wirklich blind ist, oder ob sie nicht blos schielt, so kann man nie mit Sicherheit sagen: „Dort geht ein Affe“, ohne von den Menschen wegen Persönlichkeit verurtheilt zu werden.

Aus den Lebendigen, aus der Gegenwart kann ſich die Satyre ihre Beute nicht mehr holen! Wahr iſt's, es iſt ſchade, und ſchade, daß es wahr iſt! Ach Gott, wieviel Narren, wieviel Dummköpfe, wieviel miſerable Individualitäten, wieviel elende Scribler, wieviel erbärmliche Redacteure laufen noch lebendig herum, die mir alle noch ihre Kopfſteuer nicht bezahlt haben!

Zwar einen Socrates findet der Humor nicht in der Gegenwart; viel eher eine Xanthippe. Der Humor muß alſo wie die Hyäne die Todten aus der Erde ſcharren und ſie ſatyriſch verarbeiten. Er muß die Weltgeſchichte zum Weltgericht der Gegenwart benützen. Socrates iſt ein gutes Thema, erſtens wird er nicht klagen, denn er iſt ein geſcheidter Mann; zweitens kann er nicht klagen, denn er iſt todt. Alſo Socrates muß herhalten.

Man ſagt: Socrates war ein Weiſer! Was wir von ihm wiſſen, ſcheint uns das Gegentheil zu beweiſen.

Socrates war dreißig Jahre alt, als er ſich der Weisheit widmete, ein Beweis, daß er kein Schwab' war, die ſich erſt zu vierzig Jahren der Weisheit widmen. Das iſt der Unterſchied zwiſchen den Griechen und den Schwaben, die Griechen wurden um zehn Jahre früher geſcheidt! Die Athenienſer können den Stuttgartern und Geisbergern zehn Jahre Weisheit vorgeben!

Socrates hat ſich zu dreißig Jahren der Weisheit gewidmet, er war alſo noch keine dreißig Jahre alt, als er geheirathet hat. Erſt nachdem er eine böſe Frau bekam, widmete er ſich der Weisheit! Das kann jeder Narr

auch! Er widmet ſich dann der Weisheit und ſagt: „Der Kluge gibt nach!“

Socrates Höchſtes war: „Lerne dich ſelbſt kennen!“ Welche Narrheit! Es geht den Menſchen mit ſich ſelbſt wie mit andern Menſchen. Man hält von den Menſchen nur ſo lang etwas, als man ſie nicht kennt; wenn man ſie kennen gelernt hat, ſo ſagt man oft: „Hätt' ich nur den Menſchen nicht kennen gelernt!“ So geht es den Menſchen auch mit ſich ſelbſt; wenn man ſich ſelbſt genau erkennt, ſo hätte man auch oft Grund zu ſagen: „Hätt' ich mich ſelbſt nur nicht kennen gelernt!“ Sehr ſelten hat der Menſch Urſache, zu ſich ſelbſt zu ſagen: „Es freut mich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, ich hab' ſchon ſo viel Schönes von Ihnen gehört!“

Socrates faßte den Entſchluß, ſein ganzes Leben dem Geſchäfte zu weihen, „ſeine Mitbürger aufzuklären!“ Nun bitt' ich! kann es einen größeren Narren auf der Welt geben?! Aufklären! „Seine Mitbürger aufklären!“

Wer hat ihn dazu angeſtellt? Wozu iſt denn am Tag die „Sonne“ und der „Zuſchauer“ und bei Nacht der „Mond“ und der „Hans Jörgel“ da? Aufklären? Wenn der liebe Himmel die Leute aufklären will, ſo braucht er keine Philoſophie dazu, da ſchickt er einen Kometen, der den Menſchen ſeinen Schweif zukehrt, oder gar ein Nordlicht, daß Einem die Augen übergehen, und da geht dem Menſchen ein curioſes Licht auf!

Aufklären! Seine Mitbürger aufklären! Haben

je „Mitbürger“ Aufklärung verlangt? Wenn ein geſcheidter Menſch zur Aufklärung ſeiner Mitbürger etwas beitragen will, ſo errichte er eine Oelraffinerie, eine Kerzenfabrik oder eine Buchhandlung, die Kochbücher verlegt!

Was iſt das Ende, wenn man ſeine Mitbürger aufklärt? Sie verurtheilen die Socratiſten zum Tod! Alſo iſt es geſcheidter, daß man ſeine Mitbürger aufklärt, damit ſie uns ſterben laſſen, oder iſt es geſcheidter, daß man ſeine Mitglieder nicht aufklärt und ſie ſo läßt, wie der liebe Himmel und der Magiſtrat ſie zu Mitbürgern gemacht hat, damit man ruhig leben kann?

Socrates hat ſeine „Mitbürger“ aufklären wollen; iſt es auch die Pflicht, blos „Mitzuſtändige“ aufzuklären? Was meint Socrates dazu?

Socrates wollte ferner die Menſchen „über ihre „Beſtimmung“ aufklären.“ Socrates ſoll mir verzeihen, aber das iſt eine große Narrheit! Entweder es gibt eine „Beſtimmung“ oder es gibt keine; gibt es keine, wie kann man Jemand über etwas aufklären wollen, was gar nicht exiſtirt? Und gibt es eine „Beſtimmung“, ſo iſt jede Aufklärung darüber überflüſſig. Seiner Beſtimmung entgeht man nicht. Nicht einzelne Menſchen, nicht ganze Völker. Der Menſch iſt beſtimmt zu ſterben. Iſt der Menſch beſtimmt, ſiebzig Jahre alt zu werden, ſo helfen alle Aerzte ihm nicht, er ſtirbt doch nicht früher. Iſt der Menſch beſtimmt niemals reich zu werden, ſo mag er noch ſo dumm ſein, er bringt's doch

zu nichts. Iſt der Menſch beſtimmt zum Narren gehalten zu werden, ſo mag ſeine Frau oder Geliebte noch ſo einfältig ſein, er wird doch zum Narren gehalten.

Und wie elend, wie erbärmlich fing Socrates es an, ſeine Mitbürger aufzuklären! In dieſem Punete hätte er von dem miſerabelſten Lump in der jetzigen Journaliſtik lernen können!

Denn hat Socrates je gegen die Juden geſprochen? Und welch ein ſchönes Thema wäre das ungefähr 500 Jahre vor Chriſti Geburt geweſen! Hat Socrates je dafür geſprochen, daß man Haß und Zwietracht in die Gemüther ſäen muß, daß man das Gift der Vergangenheit ſtets in die Adern der Gegenwart gieße, daß man Verfolgung der von Griechenland geduldeten Secten proclamire?

Alſo kann Socrates in Hinſicht von Weisheit und Tugend von unſeren elendeſten Schmierern noch Unterricht bekommen?

Womit hat Socrates ferner ſeine Weisheit an den Tag gelegt?

Er hat die Schuhe verſchmäht! Er iſt barfuß gegangen! Iſt es geſcheidt die ganze Schuſterzunft gegen ſich aufzubringen? Wer weiß ob bei dem Geſchwornengerichte bei Socrates' Proceß nicht ein paar Schuſter mehr die Geſchwornen waren, und das war ſein Pech! Und glaubte denn Socrates, wenn man keine Schuhe trägt, ſo weiß man nicht, daß und wo Einen der Schuh drückt?

Socrates war Volkslehrer! ein Schullehrer! Jetzt wiſſen wir, warum er nicht auch Schuhe hatte!

Seine böſe Frau betrachtete Socrates als „ein Uebungsmittel ſeiner Geduld und Selbſtbeherrſchung!“ Der Narr! Dazu iſt auch eine gute Frau ganz zweckmäßig! „Wenn ſie tobte, ging er auf den Markt und lehrte Weisheit!“ Iſt das nicht ein Narr, der anſtatt der Frau auf den Markt geht?

Socrates Methode war es, die Leute auszufragen! Aber als man bei Gericht ihn ſelbſt befragte, wollte er keine Antwort geben! So ſind die Weiſen! Pudelnärriſch!

Die Aſtronomie verachtete Socrates; das iſt auch dumm! Auf der Erde darf man nichts beobachten, alſo muß man die Gnade haben, wenigſtens den Himmel zu beobachten! Der Himmel hat ein gutes Gewiſſen! Er läßt ſich durch die Rippen ſehen! Er erlaubt es, daß man Nachricht gebe von dem Gang der Kometen, daß man ſeine inneren Angelegenheiten beſpreche. Alſo warum ſollten wir nicht die Sterne beobachten, wir, die wir doch lange keine Sterne ſind und doch auch beobachtet werden?

„Socrates hat die Philoſophie vom Himmel auf die Erde geführt!“ Da wird ſich die Philoſophie bedanken! Wenn Socrates kein Narr geweſen wäre, hätte er die Philoſophie hübſch in dem Himmel gelaſſen; denn wenn die Socrateſſe in den Himmel kommen und keine Philoſophie oben finden, da werden ſie wie aus dem Himmel gefallen ſein!

Und was hat Socrates der Erde genützt, daß er ihr die Philoſophie gebracht hat?

Iſt die Philoſophie gut gegen die Kartoffelkrankheit? Hat die Philoſophie die Cholera aufgehalten? Hat die Philoſophie die Ochſen vermindert, ſo hat ſie den Preis des Fleiſches vertheuert, und um dieſen Preis möchten wir lieber keine Philoſophie!

Socrates wies beſtändig „auf den weiſen Bau des menſchlichen Körpers hin.“

Wer nur halbwegs geſcheidt iſt, weiß wie ſchlecht dieſer Bau iſt, wenn man dagegen unſere Neubauten betrachtet, z. B. die Wienbrücke, oder den Brunnen am hohen Markt, oder gar den Semmeringbau, der für die Ewigkeit gebaut iſt, da die Zeitlichkeit ihn ſchwerlich lange befahren wird.

Der Menſch iſt der zweckwidrigſte Bau, den ich kenne! Es iſt grade als hätte ihn ein Wiener Hausherr als Zinshaus gebaut! Lauter Löcher und Winkelzeug! In dem kleinen Raum vom Kopf wohnen fünf Parteien: hören, ſehen, riechen, fühlen, ſchmecken!

Die Augen haben keine Doppelfenſter, die Ohren keine Spalettladen, die Naſe hat eine elende Zwiſchenwand, der Mund hat nicht Schloß, nicht Riegel, die Empfindung muß im Herzen in zwei feſten, engen Kammern wohnen, der Magen hat keinen Sparherd, die Galle hat kein Luftdach, der Bauch, die Hausmeiſterwohnung, hat keine Klingel, kurz, der ganze Bau iſt verdorben; wenn man den Menſchen den Gebrüdern Klein in

Pacht gegeben hätte, er wäre ſolider und beſſer gebaut worden!

Socrates glaubte an einen „Dämon“, doch wußte er nicht wie er ihn nennen ſollte; er glaubte nämlich, daß ihn immer ein Weſen, von ihm ungeſehen, begleite und beobachte, und nannte ihn ſeinen „Genius“. Der Narr! Wir haben auch Weſen, die, von uns unbemerkt, uns begleiten und beobachten, aber wir halten ſie für keinen „Genius.“

Was war das Ende von der Socratiſchen Philoſophie? Er wurde angeklagt und zum Tode verurtheilt!

Ein Dichter, ein Redner und ein Gärber! Metitos, ein Localdichter, aber nicht Verfaſſer vom „letzten Zwanziger“ im Joſephſtädter Theater; Lykon, ein Redner, aber kein Redner in der Aula; und Aeytos, ein Gärber und Demagog, aber kein Weißgärber, klagten ihn an.

Und weſſen haben ſie ihn angeklagt? — Er führe fremde Götter ein!

Die Philiſter! — Es war alſo eine reine induſtrielle Frage, eine Freihandelsfrage! Es handelte ſich um die Einfuhr ausländiſcher Götter!

Und die guten Athenienſer! Sie haben „einzelne, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stellen“ zur Anklage gebracht und Socrates wurde verurtheilt! — Ja, die Griechen haben's auch verſtanden! — Socrates verſchmähte es, ſich zu vertheidigen! War das etwa weiſe? Nein, es war dumm! War es etwa edel? Nein,

es war engherzig! Man muß nicht nur ſich, man muß in ſich das Recht vertheidigen! Wenn man ſeine gerechte Angelegenheit vertheidigt, hört man auf eine Perſon zu ſein und wird eine Sache; man kann wohl ſeine Perſon aufgeben, aber man hat kein Recht, die Sache aufzugeben, denn die Sache iſt die Sache Aller! Man vertheidigt in ſich die Sache, in der Sache das Recht, im Recht den Geiſt Gottes! Die Athenienſer hätten den Socrates immerhin verurtheilen können, aber ſeine Sache nicht; der Vertheidiger hätte den Giftbecher getrunken, aber die Vertheidigung hätte fortgelebt für Athen, für die Welt, für das Recht, für uns, für die Zukunft, für die Weltgeſchichte, für den Geiſt aller Richterſtühle des Univerſums!

Socrates hatte kein Recht, ſeine Sache nicht zu vertheidigen! Er hat ein Verbrechen an dem Geiſte der Gerechtigkeit begangen, er hat ihn friſch und unvertheidigt in die Hände ſeiner Feinde fallen laſſen!

Und wie gelebt, ſo geſtorben! Seine Freunde und Schüler wollten ihn retten, er gab es nicht zu! Er konnte entfliehen, aber er wollte nicht! Reine Narrheit! Narrheit, die wie Weisheit ausſieht, Kleinheit, die wie Größe ausſchaut!

Wenn er überzeugt war, daß er unſchuldig ſtirbt, ſo mußte er ſeinen Richtern ein Verbrechen erſparen und entfliehen. Wenn er das Wohl ſeiner Mitbürger wollte, ſo mußte er ſeinen Mitbürgern eine Reue erſparen und entfliehen!

Wenn man das Bewußtſein hat, ſeine Strafe verdient zu haben, dann iſt's ein Verbrechen, zu entfliehen, iſt man ſich aber bewußt, unſchuldig verurtheilt zu ſein, dann iſt's eine Pflicht, zu entfliehen. Denn einem unverſchuldeten Tod entrinnen zu können und es nicht zu thun, iſt nackter Selbſtmord! Ob man den Selbſtmord durch ein zweiſchneidiges Schwert oder durch die Vollſtreckung eines zweideutigen Urtheils an ſich ausübt, iſt alles Eins.

Socrates' letzte Worte waren: „Wir ſind dem Aesculap einen Hahn ſchuldig!“ Welch' ein Narr: im Tod denkt er noch an ſeine Schulden!

Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir, daß dem Aesculap der Hahn als Symbol des Lebens geopfert wurde. Wahrſcheinlich deshalb, weil um den, der dem Aesculap in die Hände fällt, kein Hahn mehr kräht.

Wir wollen nun dem Leſer ſelbſt überlaſſen, den Socrates für einen Weiſen oder für einen Narren zu halten und uns auch. Daß es aber Phil-ſophen über Philoſophen gibt, beweiſt der Umſtand, daß einer der größten deutſchen Philoſophen: Hegel, es herausgebracht hat, daß Socrates mit Recht verurtheilt wurde.

Die Philoſophen können Einen wirklich ganz ſtockdumm machen!

# Europäiſches Cyclorama

oder

## Nebelbilder aus der Gegenwart.

1.

Ein „engliſches Meſſer“ aus der Oſtſee, im Moment, wo es „abgezogen“ erſcheint.

2.

„Sebaſtopol“, eine anſehnliche Stadt, wie ſie ein Tartar in der Krim einnimmt, und in Europa von ſich gibt.

3.

Der Berg, an welchem von jeher alle Ochſen ſtehen, in dem Augenblick, wo neue Ochſen kommen, um an ihm zu ſtehen.

4.

Eine „Neutralität“ im Coſtume: Bärenfell, deutſche Leute und ſpeciſiſche Trodel.

5.

„Das ſchwarze Meer“, aufgenommen von dem fünften Punct und gemalt von der „Neuen preußiſchen Zeitung.“

6.

Die Schlacht bei „Mirnir-Dirnir“ in Brauſepulverdampf gehüllt, mit dem Ausgang auch von zwei Seiten.

7.

„Die Beſtürmung der öffentlichen Meinung“, ausgeführt von Zeitungen zu Fuß, zu Roß und zu Maulthier; im Hintergrund die „öffentliche Meinung“ ganz unkenntlich zugerichtet. Gemalt von einem ausgezeichneten Pinſel.

8.

„Anſicht von der gegenwärtigen Lage“; ein „G'waſchbild“, worin beſonders die Aehnlichkeit der „Lage“ mit der „Stellung“ und die Natürlichkeit des dicken Dunkels zu bewundern ſind. Dieſes Bild iſt von einem Greisler für ſein Atelier angekauft.

9.

Der „Fechter von Ravenna“ umgeben von ſeinem römiſchen Generalſtabe, und Thusnelda als „Armgard“ in „Tell“, wie ſie den Fechter vom Pferde ſchießt.

10.

„Anſicht des vereinigten deutſchen „Kanonendonners“, den die „Allgemeine Augsb. Zeitung“ ſchon ſeit drei Monaten hört; zeichnet ſich durch beſondere Farbenmiſchung aus.

11.

„Die Belagerung von Zwing-Uri“, ausgeführt vom Balletcorps der großen Pariſer Oper.

12.

»Der Fahnenträger, der auf Sebastopol die Fahne aufpflanzen wird«, in dem Moment aufgefaßt, wie er noch geboren wird und von der »Jungfrau von Orleans« die Fahne bekömmt, »ohne die sie nicht kommen darf«!

Zum Schluß:

Ein Nachtlicht-Bild aus der Heimat.

Ein »Cercleſitz« à 3 fl. C. M. zu dem »europäiſchen Concert« auf der »alten Leier!«

## Die Witwe und ihre Köchin.

### Eine Reſidenz-Anekdote.

In einer Reſidenz, wo Licht und Schatten, Tugend und Laſter, Glanz und Schmutz, Glück und Elend, Freude und Kummer, Erhabenheit und Verworfenheit neben einander wohnen, wo Beten und Fluchen, Verſchwenden und Zuſammenſcharren, Wohlthun und Uebelſtiften, Frommwandeln und Sündigen in Schichten auf- und nebeneinander lagern, lebte eine Witwe, deren Mann gerade zu rechter Zeit ſtarb, um ſich eine Nachkommenſchaft nicht aufdringen zu laſſen, die aus einer Reihe von Abwechslungen entſtand, welche die tugendhafte Witwe im Gebiete der ſinnlichen Magie machte.

Dieſe Witwe gehörte zu jenen unglücklichen Geſchöpfen, welche durch eine verwahrloſ'te Erziehung ſchon in den zarteſten Kinderjahren dem Laſter in ſeiner gemeinſten Geſtalt zugeworfen werden, die nach und nach durch Zeit und Uebung alles Bewußtſein von Tugend und Laſter, von Sitte und Verworfenheit, von Zucht und Unzucht verlieren und im Pfuhl der Schmach und der Sünde ein nur für das gemeinſte Laſter beſtimmtes Leben fortführen.

Dieſe Witwe hatte kein Regiſter wie Leporello für

die zahllosen Vermehrer ihrer kleinen häuslichen Freuden, obschon sie auch wohl hätte sagen können: „Zwanzig in Deutschland, in Italien sechsunddreißig, in England fünfundvierzig und in Spanien tausend und drei!“ allein sie hielt ein „Tagebuch“, — lucus a non lucendo — ein Tagebuch, worin nichts von Tagen, sondern blos von Nächten aufgezeichnet war. Diese „Nachtbücher“ wurden von der tugendsamen Witwe mit einer Vorsicht sondergleichen, mit einer „Versicherung für das Gedächtniß der Sünde“ geführt. Jede Nacht nämlich, die sich durch eine neue Berührung im Gebiete der physikalischen Experimente ergab, so wie auch alle „Wiederholungen“ dieser Experimente, besonders wenn sie auf „Verlangen“ geschaben, zeichnete sie darin auf, mit einigen verblümten Worten, an welchen einige kleine Pausen, gleichsam als Lotterbettchen für die sich in der Rückerinnerung darauf wälzenden wollüstigen Gedanken!

Die tugendsame Witwe hatte das Princip der Gleichberechtigung schon lange früher ausgeübt, als die Märztage dazuführten! Vielleicht hat kein Wesen die Freiheit aller Nationalitäten so gleich begünstigt, ihnen allen solche gleiche Rechte, einen solchen gleichen Genuß an Boden und Grundbesitz gestattet als diese in Rede stehende tugendhafte Witwe. Der Schüler des Mars, der Sohn des neblichen Albions, der Jünger Thaliens, der Bassist auf der Barricade, der Komödiant im Badeorte, der hungernde Student, Keiner von diesen konnte sich beklagen, von ihrem Herzen und von den Um-

gebungen dieſes Herzens abgewieſen worden zu ſein, ohne die lebendigſten Folgen eines wohlthätigen Eindrucks zurückgelaſſen zu haben. —

Dieſe tugendhafte Witwe befand ſich endlich in der Lage der Equipage, die von oben herab dient. Eine ſolche Equipage iſt in jungen Jahren die Equipage eines Vornehmen, dann geht ſie in die Hand eines Janſchky über, dann wird ſie Fiaker, dann Lohnkutſche, endlich ein altes Einſpänner-Wagerl.

Die Witwe kam, nachdem ſie abwechſelnd Momente hatte, in welchen ſie durch ihre Beſitzer unter die Equipage zählte, endlich in die „Einſpänner-Wagerl-Saiſon“ an. Der Vierziger kam auch und ſchrieb ſeine Viſitenkarte in das durch vieles Tranſito abgewelkte Fleiſch der tugendſamen Witwe ein, und die vielen Sünden, die am grünen Holze der Welt blos als marmorirte Kreiſe erſchienen, klafften am dürren Holze als ekelhafte Aſtlöcher weit auf.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß Bublerinnen und Krokodille im Alter noch leidenſchaftlicher und ſtärker werden. Es gibt nichts, was ſchamloſer iſt als eine Verworfene, die einmal in die Zone ankam, wo ſie das, was ſie für Liebe empfing, wieder ausgeben muß, um, wenn auch nicht Liebe, doch das materielle Surrogat dafür unter der Firma „Liebe“ zu bekommen!

Von dem Augenblicke an, wo eine ſolche depravirte Perſon die furchtbaren Worte ausſtößt: „Mir liegt an der Welt nichts!“ von dieſem Augenblicke an trägt ſie

die Sünde wie einen Schmuck, das Laster wie einen Kranz, die Frechheit wie eine Bescheerung, die Geilheit wie eine Berechtigung, die Schande wie einen Fächer und die allgemeine Verachtung wie eine Errungenschaft.

Auf dieser Höhe war diese tugendhafte Witwe angelangt, und mit jener eisernen Stirne, welche das hartgekochte Laster sich aneignet, mit jener frechen Fratze, welche die langjährige Uebung im Zurschautragen der Sünde endlich aus dem Gesichte jener Classe von Weibern macht, schleppte sie sich in Concerte und Theater, unbekümmert um die Verlegenheit, welche jedes sittsame, weibliche Wesen befiel, die in ihrer Nähe zu sitzen kam und zufällig wußte, zu welcher Classe sie gehöre, unbekümmert um das verächtliche Winken und Lächeln Aller, die ihre Laufbahn kannten und das sie für „Eroberungen" hielt.

In diesen Jahren der „Vierziger", in welchen ihr Fleisch zu Heu und dann zu Grummet wurde, minderte sich aber die Eroberungsbegierde unserer Witwe noch lange nicht, im Gegentheile, wie das immer der Fall ist, sie steigerte sich! Die tugendhafte Witwe mußte Liebe à tout prix haben, d. h. Liebe im Sinne dieser corrupten Wesen; da „Liebe nicht mehr kam", mußte sie „Liebe suchen", Alles eins, ob unter dem Barett eines Sohnes der Euterpe, ob unter dem Pappendeckelkram eines Histrionen oder auf dem Vorstadtzimmer einiger Calabreser-Besitzer. Chi cerca trova!

Unter andern solchen Reisen nach den Zonen, wo „Liebe weilet und schwindet", fand sie einen Bettelstu-

denten, einen Winkelpoeten, der ganz geeignet ſchien, „Liebe“ zu robotten, wenn ſie baar abgelöſt wird.

Es iſt in Reſidenzen keine ſeltene Erſcheinung! Die Zahl jener nichtswürdigen Mannsnachtlöhner, die ſich von liederlichen Weibsbildern aushalten laſſen, iſt nicht klein und iſt eine glorreiche Errungenſchaft der Zeit!

Ein ſolcher nichtswürdiger Lump iſt das Verächtlichſte, was die Erde trägt. Wenn ein Weib ihre Perſönlichkeit als Waare verdingt, ihren Leib als ambulante Sache verwerthet, ſo iſt das Schmach und Schande genug, wenn aber ein Mann ſo tief in die Pfütze der Gemeinheit ſinkt, von einem Weibe ſich aushalten zu laſſen, Liebesdienſte für Futter, Zärtlichkeit für Unterſtand zu geben, dann hat die Sprache kein Wort, um den Grad von Erbärmlichkeit auszudrücken, der eine ſolche D—ckſeele erfüllt! Ein Gebrandmarkter erſcheint als Mann erhaben und ehrenwerth gegen einen ſolchen Miethgaul an dem Schlappkörper eines ſündigen alten Weibes!

Aber die ſchönen Seelen finden ſich zuſammen! Die tugendſame Witwe fand ein ſolches erbärmliches Wichtchen, das für „Subſiſtenzmittel“ die Strapaze übernahm, um mit einer ihm alle Ehre machenden Ueberwindung ſich als der letzte Amant von Tauſend und Einem zu proclamiren und öffentlich eine Feſtung als Eroberung am Arm zu ſchleppen, die durch unzählige Capitulationen ſchon aller ihrer Feſtungswerke beraubt war. Dieſer gute Gewerbsjüngling ſetzte ſich über den Hohn ſeiner Geſellſchaft hinaus, ja er trieb die volle Offenheit

ſo weit, ſelbſt in die eigene Beſpöttlung einzuſtimmen, und man ſagt ſogar, er ſelbſt habe Plan und Umriß der Feſtungswerke in vertraulichen Stunden preisgegeben.

So lebte dieſes holde, achtungswerthe Paar in gegenſeitiger echter Liebe und Achtung, bis ein fataliſtiſcher Zufall die platoniſche entente cordiale ſtörte. Die holde Witwe nämlich hatte eine Köchin. Eine Köchin kocht, was thut eine Köchin noch? Sie liebt! Sie hält ſich auch einen Liebhaber! Tel maître tel valet! Aber eine Köchin ſchürt auch Feuer an, und oft ein Feuer, bei dem was Anderes geſotten wird als ein Huhn. Der Amadis unſerer tugendſamen Witwe wendete ſich von dem keuſchen Feuer ſeiner Subſiſtenz-Witwe zu dem Feuer auf dem Herde, wo die Werke von „Spieß“ ſeiner literariſchen Beſchäftigung vielleicht Neid erweckten. Der Amadis, der gerne „con amore“ lieben wollte, ſuchte das Feuer in der Aſche, die Aſche war auf dem Herd, an dem Herd die Köchin, man ſieht, es war — Fatum! Der Menſch entgeht ſeiner Köchin nicht!

Als der junge Amadis eben im Begriffe war, ein Feueranbeter zu werden, hilf Himmel, warf er durch das Ungeſtüm der Liebe einen Topf mit lautem Geſchmetter zu Boden; und

Ein Knall
Iſt ein Schall,
Der den Fall
Einer Köchin kann bedeuten!

Jedoch dieſer Fall — ein Incidenzfall — führte einen andern Fall herbei! —

Die tugendhafte Witwe riß die Thüre auf, ſtürzt hinter den Küchenſchrank — und

„O Witwe, begehre nie und nimmer zu ſchauen,
Was der Küchenſchrank deckt mit Nacht und Grauen!“

Aber ſie wollte ſchauen, ſchau, trau, au, au! Sie kam und ſah und ſah, was? und dann fing ein kleines Kampfſpiel an — „Goddams!“ und „Se ſein a die Rechte“ wurden zwiſchen tugendſamer Dame und tugendſamer Köchin ausgewechſelt und zwiſchen Beiden der junge Werther mit ſeinen Leiden!-Aber die tugendſame Witwe hat Temperament! Temperament! Sie will der Köchin handgreiflich beweiſen, daß ſie an Dinge und Sachen, die ſie für Geld ſich angeſchafft hat, kein Recht habe; die Köchin entflieht in ihrer Angſt, ſtürzt in das Seitencabinet der Dame, ſtürzt auf einen Schirm, der Schirm ſtürzt auch, er ſtürzt, — o Schirm, warum biſt du geſtürzt? Der Schirm ſtürzt wie ein Miniſter auf die fette Seite! Was iſt die fette Seite? Ein Mann! Ein Mann? Ein Mann, ein lebendiger! Was für ein Mann? — ein Liebhaber! — und weſſen Liebhaber? — Weſſen Liebhaber? — o Mond, verſtecke dich dazu! Der Liebhaber der — Köchin!

Die Köchin ſtürzt auf den Schirm, der Schirm ſtürzt auf den Liebhaber, ergo ſtürzt die Köchin im Cabinet der Frau auf ihren eigenen Liebhaber! So ſpielt der Zufall! So dunkel ſind die Wege des Schickſals,

wenn sie von einer tugendhaften Witwe, von einer keuschen Köchin, von einem salarirten Liebespractikanten und von einem Köchin-Amanten gewandelt werden!

Man denke sich die unerforschlichen Geheimnisse der Lebensläufe! — Wie kam der Liebhaber der Köchin hinter den Schirm der Frau, und wie kam der Liebhaber der Frau hinter den Küchenschrank der Köchin? — Da sieht jeder Fromme die Hand der Fürsehung!

Und welch' ein Tableau! „Die Köchin hier, die Dame dort, der Küchenschrank daneben!“ Hier die „vedova tradita“, dort „la bella Koechinara“, dort „is nix, sein's 36 Kreuzer“, und hier „der Student und die Dame“, und von beiden Seiten das „unterbrochene Opferfest“ und der Altar und das Schaf und die Bestalinnen!

Die Weltgeschichte hat große Momente! Wie diese beiden „matrimonii segreti“ endeten? Die Köchin mußte den Herd ihrer Tugend verlassen, die tugendsame Witwe bewies ihrem Herzensliebhaber, daß sie den Liebhaber der Köchin rief, um ihm zu sagen, wie gar nicht moralisch es wäre, eine Köchin zu lieben, und so zu sagen, feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln; — der Liebhaber folgte der Köchin, indem er ihr sagte, er habe die Frau nur auf die Probe stellen wollen; — der junge Holdling aber diente weiter bei der tugendsamen Witwe, nachdem sie eine Erhöhung seiner Dotation bewilligte.

Und so endete jener Spaß friedlich, zur Zufriedenheit aller Partein!

# Frühlings-Reiſebriefe im Winterpelze.

(Eilwägen, Station „Finſter“.)

Die Station „Finſter“ im Eilwagen iſt meinen verehrlichen Leſern wohl und allbekannt. Es iſt ein hübſcher Ort, liegt einige tauſend Fuß hoch über dem Meeres- und Sittenſpiegel. Die Einwohner der Station „Finſter“ ſind liebe, gute Leute, es ſitzt jeder ſtill in ſeiner Ecke, oben auf dem Kopfe eine Bärenmütze, die Füße in Filz, den Leib in Flanell, ſo kann man um ſich finſter ſein laſſen, daß es eine Freude iſt!

Ich habe letzthin eine Berechnung geleſen, wie lange das Licht braucht, bis es zu uns, d. h. zu unſerem Planeten „Erde“ gelangt! von der „Sonne“ ſo und ſo lang, aber von einem gewiſſen Stern, ich glaube von einem Stern, der dort ſteht, wo die Welt ein Eck hat, braucht das Licht nur tauſend Jahre, bis es zu uns gelangt.

Von dieſem Stern wird unſer Licht kommen! Wir Deutſche, wir ſind gut daran, wir haben die Tugend der Geduld und die Geduld der Tugend; wir können's erwarten; aber die Chineſen! die Chineſen! das iſt ein hitziges, aufflammendes Volk; wie werden die's ertragen, bis das Licht zu ihnen kömmt?

Indeſſen iſt das meine Sorge? Die Chineſen haben Opium, ſie können ſchlafen, wenn's finſter iſt, aber wir haben kein Opium, können nicht ſchlafen, und haben doch finſter! Ich ſpreche nämlich von uns, die wir hier im Eilwagen ſitzen, von ſieben Uhr Abends bis Morgens ſechs Uhr, und nichts haben als rechts Europa, links Europa, vor uns Europa, hinter uns Europa, über uns Europa, unter uns Europa, und nichts als zwei Laternen am Eilwagen, wovon die eine noch immer auf ihren Diogenes wartet, der ſie anzünden ſoll, und die andere aus langer Erfahrung die Welt durch trübe Gläſer anſchaut!

Und dieſe Laternen wollten mir einreden, ſie ließen ihr Licht für mich leuchten, ſie brannten für mich! O, es iſt ſchon lange her, daß keine mehr für mich brennt! Mich foppen ſie nicht, die Laternen! Für mich haben ſie ihr Licht nicht leuchten laſſen, blos für die Poſtpferde und für den Poſtillon, und das wollen ſie mir als Licht anrechnen!

All' mein Lebtag iſt mir ein Moralſatz dunkel geblieben, ein Moralſatz, der über die Böſen und Laſterhaften ſagt: »Ihr Weg wird finſter und ſchlüpfrig ſein, und ein Engel wird ſie verfolgen.« Das ſchien mir zu hart! Wenn der Weg eines Menſchen ſchon »finſter und ſchlüpfrig« iſt, zu was braucht ihn noch ein Engel zu verfolgen? Er wird ſchon von ſelbſt ausrutſchen und fallen!

Allein darin unterſcheiden ſich ja eben die Guten und Tugendhaften von den Böſen und Laſterhaften: die

Guten stolpern bedeutend, wenn der Weg finster und schlüpfrig ist, die Bösen aber kommen gerade am besten vorwärts da, wo der Weg finster und schlüpfrig ist!

Aber keine Finsterniß ist so dicht, daß nicht ein Lichtstrahl sie durchdringe, auch die Station »Finster« im Eilwagen wurde mir von einem Lichtstrahl erhellt, der Lichtstrahl hieß:

»Eine halbe Million!«

Das waren nämlich die letzten Worte der Literatur, die mit leuchtenden Buchstaben an der Altenfleischmarktecke mir entgegenflammten, als ich mit dem Eilwagen Abends vorüberrollte.

»Morgen ist eine halbe Million zu gewinnen!« Diese Halbe-Million-Hoffnung ging wie eine Feuersäule mit mir und durchflammte die Station »Finster«. Wenn ich nun so von Wien abreis'te als gar nichts, und käme als ein »Halber« zurück! d. h. als ein »halber Millionär!« die Wiener würden mich gar nicht mehr erkennen, und im Adami'schen Kaffeehause wäre großer Thee mit Butterbrot und Journalschnitten!

Ein »halber Millionär!« Närrischer Ausdruck, fast so närrisch wie die Sache selbst! Der Mensch muß nichts Halbes sein! Wievielmal hätte ich schon ein »halber Millionär« sein können! Aber nein, »ganz muß ich sie haben!« Zu diesem Zwecke werde ich nächstens eine Vorlesung in Brünn halten, Mitarbeiter an meinem »Humoristen« werden und die Theaterdirection in

Baden bei Wien übernehmen; so ist das Ding beisammen! So leicht ist die Geschichte!

An einem Freitage soll der Mensch nichts unternehmen, und keine Reise antreten, der Freitag ist ein Unglückstag. Columbus ist an einem Freitage ausgesegelt, dafür hat er nicht nur das Unglück gehabt, Amerika zu entdecken, und dafür in Ketten gelegt zu werden, sondern er ist von Herrn Werder in Berlin auf die Bühne gebracht worden!

Der Sonnabend ist ein Tag, geschaffen, abzureisen, denn am Sonnabende werden gewöhnlich die neuen Theaterstücke zum ersten Male gegeben: das Theater beginnt präcis 7 Uhr, der Courier geht ab präcis 7 Uhr — die Stunde kann nicht günstiger sein!

Und diese herrliche Constellation benützte ich und reiste!

Der Monat März ist auch der günstigste zum Reisen, denn hat man keine Wintergarderobe mitzunehmen, so sagt man: „Bah! es ist ja schon Frühling!“ Und hat man keine Sommergarderobe, so sagt man: „Ah! es ist noch bedeutend Winter!“

Da sitz' ich also und geh' nach München! Es war Winter, tiefer Winter, als ich zum ersten Male nach München kam — 1830. Und nun 13 Jahre später ist wieder Winter! Merkwürdiges Spiel der Natur!

Dreizehn Jahre habe ich München nicht gesehen, dreizehn Jahre hat München mich nicht gesehen: ich bin

neugierig, wenn wir uns wieder ſehen, wer früher lachen wird!

Man weiß gar nicht wie lieb man ſich behält, wenn man ſich alle dreizehn Jahre einmal ſieht — das iſt ein probates Mittel zur Erhaltung der gegenſeitigen Liebe! Man kommt ſich gegenſeitig ordentlich ſchöner und geiſtreicher vor.

Als ich nach einer Abweſenheit von ebenfalls dreizehn Jahren nach Wien zurückkam, ging's mir auch ſo. Ich erinnere mich eines Mädchens, welches, als ich Wien verließ, gar nicht hübſch, mager und bleich, aber liebenswürdig, froh und unbefangen war; als ich zurückkam, fand ich ſie verheirathet, hübſch, „mollet“ u. ſ. w., aber etwas geziert und vornehm. Sie ſagte mir: „Saphir, ſagen Sie mir aufrichtig, finden Sie mich verändert?“ Ich antwortete: „Gnädige Frau, Sie wiſſen, ich bin wahr, aber es iſt keine Schmeichelei, ich muß Ihnen ſagen, Sie haben ſich ſehr zu Ihrem Nachtheile verſchönert!“ Werde ich, werden die Münchner ſo ſagen?

## Sebastopol esse delendam!

Der Friede naht auf Turteltaubenfittig,
Der Friede naht auf Telegraphendraht,
Der Friede naht wie eine Türkin, fittig,
Der Friede nahet wie ein Häuptelsalat,
Der Friede nahet nun zu Allen, —
»Doch zuerst muß Sebastopol fallen!«

Ganz Deutschland, da gilt mehr kein Einwand,
Ganz Deutschland wird einig jetzt wie nie!
Ganz Deutschland wird endlich doch zu Leinwand,
Ganz Deutschland ist nicht mehr Charpie,
Ganz Deutschland wird sich in die Arme fallen, —
»Doch zuerst muß Sebastopol fallen!«

Ganz wohlfeil wird's in nächster Minute,
Der Handel und Wandel kömmt plötzlich in Flor,
Vom Grund aus hergestellt ist die Valute,
Man sieht nichts als Ducaten und Louisd'or, —
Denn Zwanz'gerklang hört man überall schallen,
»Doch muß zuerst Sebastopol fallen!«

Die Cultur ſchwimmt auf der Donau nach Oſten,
Die Cultur wächſt in Stambul ganz wild,
Die Cultur wird bald gar nichts mehr koſten,
Die Cultur ſtimmt den Schamyl ſchon mild,
Von Cultur hört den jüngſten Koſak man lallen, —
„Doch zuerſt muß Sebaſtopol fallen!“

Von Krieg und Politik wird nichts mehr geſprochen,
Nur Kunſt und Wiſſenſchaften kommen in Flor,
Die Journale werden Räthſel und Rebus nur kochen,
Nichts wird gedruckt als — Witz und Humor!
Man will nur Dichter noch und Nachtigallen, —
„Doch zuerſt muß Sebaſtopol fallen!“

Die Volksdichter werden lauter Raimund's,
Im Burgtheater wird Shakeſpeare nicht zerfetzt,
Das Ballet genießt des beſten Leumunds,
Der „Don Juan“ wird complett beſetzt,
Die Claqueurs müſſen ihre Bündel ſchnallen, —
„Doch zuerſt muß Sebaſtopol fallen!“

Die Wiener Hausherren werden nicht mehr ſteigern,
Die Wiener Hausmeiſter werden zart und fein,
Die Wiener Leierkaſten werden jetzt zu Schweigern,
Die Wiener Wirthe ſchenken reinen Wein,
Die Wiener Ratten verlaſſen ihre Hallen, —
„Doch zuerſt muß Sebaſtopol fallen!“

Sebaſtopol iſt nun nicht mehr Zwing-Uri,
Sebaſtopol wird nun nicht mehr des Meeres Joch;
Sebaſtopol wird nun blos ein Shuri-muri,
Sebaſtopol wird ein ausgebranntes Loch,
Nach Sebaſtopol wird ganz England wallen, —
»Doch zuerſt — muß Sebaſtopol fallen!«

# Eine Eroberung.

## Aus meinem Tagebuche.

Es war in Nürnberg, im Jahre 184—. Ich kam früh Morgens an und legte mich gleich ſchlafen. Es iſt für Reiſende nicht genug zu empfehlen, wenn ſie an einem fremden Orte ankommen, ſich ſogleich ſchlafen zu legen; das gibt der Polizei eine Art Garantie für die Unſchädlichkeit dieſer Reiſenden, und ſo lang man ſchläft, wird man gewiß nicht beunruhigt werden. Nachdem ich ausgeſchlafen hatte, präſentirte ſich der Wirth des „bairiſchen Hofes“, Herr Auernheimer, bei mir, um einen ſolchen vornehmen Gaſt zu bewillkommnen und mich zu fragen, welche von den Nürnberger Merkwürdigkeiten ich zu allererſt zu ſehen wünſchte, worauf ich mich für ein Boeuffteak und einen Schoppen Rothwein entſchied.

Ich kannte Nürnberg und ſeine Merkwürdigkeiten ſchon von früher und war blos einer Einladung meines Freundes, des Grafen D.....n nachgekommen, um mit ihm auf ſeinem nahe bei Nürnberg gelegenen Landſitze einige Tage zu verleben. Ich wollte ſogleich hinausfahren, allein ich hörte, Abends ſei Sommerball auf dem „Dutzend-Teich“ — ſo heißt ein Beluſtigungsort in Nürnberg — wo ſich die ſchöne Welt verſammelt, und ich beſchloß, die

ſchöne Welt um ein Exemplar zu vermehren! Mein Gott, es läuft ſo Manches unter der Bezeichnung „ſchöne Welt“ mit, was eben nicht dazu beiträgt, dieſe Welt zu verſchönern, daß ich ohne Gewiſſensbiſſe obenerwähnten Beſchluß faſſen konnte, bis zum Abend, allwo die „ſchöne Welt Saphir et Compagnie“ ſich verſammeln ſollte.

Den Tag über ging ich nach „Fürth“, dieſem bairiſchen Jeruſalem, es war gerade an einem Sabbath und ich beſuchte die Synagoge, in welcher eben eine Predigt über das „Capitel von der Kuh“ Statt fand, von der „rothen Kuh“, die Moſes zu verbrennen befahl. Der Rabbi ſprach von dieſer rothen Kuh, als ob er mit ihr in einem Penſionat geweſen wäre, er wußte wie viel Haare ſie hatte und welche Erziehung ſie genoß, und er bemühte ſich eine Stunde lang, zu erörtern, warum die „rothe Kuh“ verbrannt werden mußte, und ich hätte ihm ſchon gerne zugerufen: Die Kuh iſt roth, alſo eine demokratiſche Kuh, alſo wird ſie verbrannt. Er ließ ſich noch ein Weiteres über dieſe rothe Kuh aus, die „ohne Fehler ſein mußte“, eine Forderung, die von irdiſchen Kühen zu viel verlangt iſt! Ich erwartete immer, der Rabbi würde die Frage abhandeln, ob die „rothe Kuh“ „weiße Milch“ geben darf.

Nachmittag kehrte ich nach Nürnberg zurück. Der Abend kam, und ich fuhr in einer Hofequipage nach dem „Dutzend-Teich“, das heißt in der Equipage des „bairiſchen Hofes“.

Ich hatte früher ſorgfältig Toilette gemacht, ich

zog meinen Spiegel zu Rathe, und der Spiegel ist wie jeder andere Rath, er ist mit dem Referenten einverstanden! War schon jemals Jemand mit seinem Spiegel unzufrieden? Ich war sehr zufrieden mit meinem Spiegelbild; denn der Weise ist mit Wenigem zufrieden, ich war überzeugt, heute eine Eroberung machen zu müssen und fuhr mit angenehmen Hoffnungen nach dem „Dutzend-Teich“. Der „Dutzend-Teich“ ist ein liebliches Plätzchen, eine Menge kleiner Teiche sind da auf grüner Heide zerstreut, dazwischen Wald-, Laub- und Schattengänge, und ein Sommertanz- und Conversationslocale.

Die schöne Welt war größtentheils schon da, und ich complettirte dieselbe vollständig. Die Nürnbergerinnen sind wie die Nürnberger: sie hängen Keinen an ihr Herz, bis sie ihn haben. Sie sind aber schön und liebenswürdig, und ich dachte in mir: „Sie sollen ihn haben,“ den „Humoristen“ nämlich.

Ich stieg an allen Teichen, in allen Zimmern, in allen Alleen und Baumgruppen herum; die Musik, die Kühle des Abends, der balsamische Duft der kronenreichen Bäume, die wogende Menge, der Kranz junger, lebensfrischer, hübscher Frauen versetzte mich in jene Stimmung, in welcher man durchaus lieben oder doch wenigstens die Cour machen will. Ich war so lange liebedürstig, daß ich mir auch schon von schwarzen Augen hätte was weiß machen lassen!

Ich schickte meine Blicke ringsumher und bemerkte ein junges Frauenzimmer, welches mich mit forschendem

Blicke anſah. „Ha! die iſt in mich verliebt!“ dachte ich, „die hab' ich erobert!“ Man weiß ja, Liebe iſt das Werk eines Augenblicks! „Wie kömmt die Liebe und wie geht ſie?“ — Sie kömmt, wie Einem etwas ins Aug' fliegt! Ich bin dieſem Mädchen ins Aug' geflogen, vom Aug' ins Herz, es ſucht vergebens, mich aus dem Aug' und dem Herzen zu reiben!

Von nun an war ich ſelig! Ich war geliebt! Ich flieg um das Boskett, in welchem das Mädchen ſaß, herum, wie ein raſtloſer Geiſt; da ſah ſie mich noch einmal an — und wieder einmal! — Es that mir ordentlich leid, daß ich ſo liebenswürdig bin. — Die Arme! — Ich ging in eine Seitenallee, um darüber nachzudenken, wie ich ſie von Verzweiflung retten könnte! —

In dieſer Seitenallee belauſchte ich folgendes Geſpräch, welches verſchiedene Perſonen, die ich an der Stimme erkannte, in meinem Innern hielten. Die „Eigenliebe“, eine geſunde, ſtarke Perſon, mit durchdringender Stimme, ſagte: „Es iſt ganz natürlich dieſes plötzliche Liebesfangen! Du haſt eine ſchöne Geſtalt, — der Wuchs iſt bei einem Mann Alles, nach dem Geld natürlich! — Du haſt eine Phyſiognomie, die höchſt geiſtreich iſt, kurz, du beſitzeſt ein „je ne sais quoi“, das dir Eroberungen leicht macht!“ — Eine charmante Perſon die Eigenliebe! Man kann ihr ſtundenlang zuhören! Aber da miſchte ſich eine tiefe Baßſtimme drein, es war der „Verſtand“, ein toller Kerl, der nie geliebt hat. Der ſagte wieder: „Aber er wird doch nicht ſo dumm

ſein, ſich für ſo gefährlich zu halten, daß ein Mädchen ihn blos vom Sehen ſchon liebt! Hat er ſich denn gar nie im Spiegel geſehen?« — Ich hätte den groben Kerl gleich umbringen können! — Darauf antwortete die nicht ſo bald ſchweigenzumachende Eigenliebe: »Na, warum denn? Weil er keine römiſche Naſe hat, aber doch eine italieniſche, mit einem flachen Dach; aber hat er nicht einen Mund, der für ihn ſpricht, d. h. einen Zug um den Mund, der lieb und gemüthlich und doch wieder pikant iſt? Hat er nicht eine kühngewölbte Stirne, auch einen edlen Gang u. ſ. w.?« — Ich ſtimmte der Perſon ganz bei. »Das iſt eine ſo geſcheide Perſon,« dachte ich bei mir, »die ſoll's gut bei mir haben.« — Jedoch plötzlich hörte ich wieder eine kreiſchende Stimme, wie von einer bejahrten Frau, es war die »Erfahrung«, die mußte auch ihren Senf dazu geben und näſelte: »Aber biſt du denn nicht ſchon oft ſo getäuſcht worden? Wirſt du denn nie von der Vergangenheit was lernen? Wie oft biſt du ſchon ſo aufgeſeſſen!?« — Ich hätte berſten mögen und dachte: »Altes Weibergeſchwätz, laßt man die reden, die können von Liebe nichts mehr hören, das iſt purer Neid!« — Da flüſtert eine Flötenſtimme, ſüß wie Lautenklang, eine ganz allerliebſte Stimme, voll Wohllaut, und dieſe Stimme gehörte der »Eitelkeit« und ſprach: »Laß dich nicht einſchüchtern! Haſt du aber nicht auch oft ſchon Glück gemacht? Und iſt es nicht möglich, daß dieſes Mädchen deinen Namen gehört hat, du biſt eine »Celebrität!« Die Frauen ſind auf Cele-

bärtten ſo erpicht wie auf Brüßler-Spitzen! Sie liebt dich als berühmten Mann!« — »O,« ſagte ich, als ich das hörte, »es gibt noch tiefdenkende und wahrheitsliebende Seelen! Die hat's getroffen!« — Da liſpelte wieder ein zartes Stimmchen, es war »die Vorſicht«, ſie liſpelte: »Aber mach' dich nicht lächerlich! Gib Acht, daß du nicht Stoff zur Beluſtigung gibſt!« — »Was doch dieſe zimperlichen Geſchöpfe für Störfreuden ſind!« murmelte ich für mich, als eine laute, muntere Stimme in mir erſcholl; es war der »Humor«, der ſagte: »Ei was, die Stunde will beim Flügel genommen ſein, wer wird ſo viel philoſophiren, wenn's nur ein Abenteuer gibt! Und wenn du zum Beſten gehalten wirſt, du haſt dich zwei Stunden amuſirt, das iſt genug! Wie oft haben ſich ſchon ganze Völker ein paar Stunden lang amuſirt und ſind nachher auch gefoppt worden, und ſind auch nicht d'ran geſtorben!« — Das iſt ein Mordkerl, der »Humor!« Ein alter Practicus!

Kurz, der »Humor«, die »Eigenliebe« und die »Eitelkeit« trugen den Sieg davon.

In dieſem Augenblicke kam das holde Mädchen an der Hand einer Freundin; als es mich erblickte, ſtieß es ihre Freundin ſanft an, um ſie auf mich aufmerkſam zu machen, ich bemerkte es, und wurde nun meiner Sache immer gewiſſer. Ich folgte den beiden Mädchen in einiger Ferne, ſie gingen in den Erfriſchungsſaal.

Auf dem Wege begegnete mir Freund H...e, Redacteur des »N. K.«. Ich hing mich an ſeinen Arm.

»Freund, ich habe eine Eroberung gemacht, du mußt mir helfen.« — »Was denn? Wie denn?« — »Ja, wenn ich das wüßte! Aber komm', ich werde sie dir zeigen, du mußt sie kennen, eine solche Schönheit! und dann mußt du mich vorstellen!«

Wir traten in den Saal ein, während ich ihm Alles erzählte; nach einigem Suchen sah ich die Holde an einem Tischchen mit ihrer Freundin und einer ältlichen Dame. Als sie mich sah, flüsterte sie der Dame einige Worte ins Ohr, und diese sah mich dann mit großer Aufmerksamkeit an. — »Siehst du?« sagte ich zu H., »sie hat eben mit der alten Dame von mir gesprochen, es ist richtig!«

Dr. H. sah die Gruppe an und sagte mir: »Ei freilich kenn' ich sie, das ist die schöne Julie, Tochter des reichen Kaufherrn N. N., ich kenne die Familie recht gut, die Alte ist ihre Großmutter, und ich kann dich vorstellen.« —

Ich war glücklich! Wir nahten uns dem Tische, an welchem sie saßen. Ich sah nun J.... in der Nähe. Es war eines der reizendsten Gesichter, frisch, lieblich, rosig, muntere schwarze Augen, Lippen wie die Apfelblüte, Zähne wie die Heerde Salomons, dichte schwarze Locken fielen auf blendende Schultern herab, die einem marmornen Genius Ehre gemacht hätten.

Wir nahten uns dem Tische und nach einer leichten Begrüßung nahmen wir auf zwei noch leeren Stühlen an demselben Tische Platz. Ich warf Blicke wie feurige Bomben auf Julie, und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und zwar mit den geistreichen Worten: »Hier d'rinnen

iſt's doch kühler wie dort draußen.“ Dr. H. nahm nun das Wort: „Ich ſtelle Ihnen hier meinen Freund, Herrn Saphir vor, Sie werden den Namen wohl kennen.“ — Julie ſah mich an und ſagte: „Ich hab' nicht die Ehre.“ — „Da haſt du's,“ ſagte der „Verſtand“ in mir zur „Eitelkeit“, „du haſt ja geſagt, ſie liebt ihn, weil er eine „Celebrität“ iſt!“ — Aber die „Eigenliebe“ nahm ſchnell das Wort und ſagte: „Das iſt mir um deſto ſchmeichelhafter, ſie liebt alſo blos meine „Perſönlichkeit!“ — Ich aber fuhr fort Julien den Hof zu machen, ſagte ihr viel dummes und geſcheides Zeug durcheinander, wie das bei verliebten Gecken und Philoſophen ſtets der Fall zu ſein pflegt, und ich ſah bald wie ſie immer weniger fremd und immer zutraulicher wurde. Ich ſagte ihr endlich, während Freund H. die andern beiden Damen unterhielt, wie ſie ſchon den ganzen Abend meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe, wie ich mich unwiderſtehlich ihr nachgezogen fühlte. Sie lächelte und ſagte: „Ja, ich hab' Sie auch ſchon lang bemerkt und immer angeſehen.“ Ich erbebte vor Freude, ich rückte ein bischen näher und fragte verſchämt: „Und wodurch hab' ich dieſe ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit auf mich gezogen?“ — Sie ſah mich unbefangen an und ſagte mit naiver Unſchuld: „O, Sie ſehen meinem verſtorbenen Großvater ſo ähnlich!“ — Ich ſah nun das Mädchen genauer an! Es war grundhäßlich! So täuſcht man ſich!

## Blumenſprache

### für Literaten, Journaliſten und Künſtler.

Aglei — — — Conſtabler, herbei!
Aepfel — — — Die Cenſur liegt mir im Kröpfel!
Aſter — — — — Der Witz iſt ein Laſter!
Aurikel — — — Nur keinen politiſchen Artikel!
Baldrian — — Ein gutgeſinnt Organ.
Bambus — — — G'ſpürſt was, Aſinus?
Cypreſſe — — — Sie hat genieſ't, Atzi!-Preſſe.
Cyane — — — Alles ſei, nur kein Germane!
Coloquinte — — Der ſitzt ſchön in der Tinte!
Diſtel — — — Baſſiſt, ſing' nicht in der Fiſtel!
Dorn — — — Neuigkeit hinten und Altes vorn.
Eſpe — — — Guten Morgen, Herr Dr. Weſpe!
Enzian — — — Das iſt ein faber Roman!
Fichte — — — Sei verliebt, nur nicht im Gedichte!
Frauenſchuh — — Blauſtrumpf gehört noch dazu!
Gänſeblume — — Ein Sonett für Baſe und Muhme!
Garbe — — — Willſt ein Dichter ſein? So darbe!
Geranium — — Dein Geſchreibſel bringt mi um!
Goldlack — — — Für's Gold nur ſchreibt dies Pack!

Hyacinthen — — Vorne Puff und Lügen hinten!
Hahnenkopf — — Zum Kampf' bist du mir zu sehr Tropf!
Hundszunge — — Jetzt recensirt jeder Junge!
Judenkirsche — — Emancipirt sind Harschel und Hirsche!
Immortelle — — Man wird nicht unsterblich durch Libelle!
Je-länger-je-lieber Je länger die Nase, desto länger der Nasenstüber!
Kümmel — — — Sei satyrisch, doch sei kein Kümmel!
Kamille — — — Mir wird übel, Dichter, sei stille!
Löwenrachen — — Theaterheld, brülle nicht stets, daß die Balken krachen!
Lorbeer — — — Uebersetzer, wachsen sie im Dictionär?
Melisse — — — Schreib' über Alles und gar nichts wisse!
Melone — — — Die Welt ist rund und voller Spione!
Moos — — — Kannst du kriechen, ist gemacht dein Loos!
Nachtviolen — — Halt's Maul, sonst kann dich Nachts der Robert holen!
Narzisse — — — Ein Jeder gefällt sich selbst in der Coulisse!
Nelken — — — Die rothen betäuben nur und verwelken!
Oleander — — Uns fehlt miteinander Hero und auch Leander!
Ochsenzungen — Wir haben schon viel Kühe besungen!

Pappeln — — — Schlank biſt du, Soubrette, aber du mußt nicht zappeln!

Pfeffer — — — Sei beißend, doch ſei kein Kläffer!

Pomeranze — — Man drückt dich aus, das iſt das Ganze!

Quitte — — — Nur nichts Unzeitiges, ich bitte!

Quendl — — — Nicht in guten Geruch bringen ſtete Händel!

Ranunkeln — — Jetzt iſt ſelbſt im Dunkeln nicht gut munkeln!

Salat — — — Willſt du ihn zu ſauer nicht, ſei ſtat!

Sonnenwende — Die Journale drehen ſich behende!

Spaniſches Rohr Deutſcher, hüte dich davor!

Schleben — — Laßt nicht ſo viel Druckfehler ſtehen!

Tulipane — — Brüſtet euch nicht, ihr Dummerjane!

Tuberoſe — — — Feuilletoniſt, ſei nicht ſo loſe!

Tamarinde — — Sprich, wo einen beſſern Styl ich finde!

Ulmenzweig — — Fader Ueberſetzer, ich bitte dich ſchweig!

Unone*) — — — Politiſcher Dichter, o ſchone uns, ſchone!

Vanille — — — Noch Zeitungen leſen? Herr, es iſt dein Wille!

„Vergißmeinnicht“ So die „Sittſamkeit“ zum „Localdichter“ ſpricht!

---

*) Unona concolor.

**Waldmeister***) — Ihr ſeid nicht im Wald, ihr wilden Geiſter!

**Wolfsſchote****) — Für die Schaf' im Volk ein Bete!

**Ziegenbart** — — Jedes Journal meckert auf and're Art!

**Zankkraut** — — Sie zanken, doch nur um die eig'ne Haut!

**Zwiebel** — — — Erzählt mir nichts Neu's, mir wird übel!

---

*) Asperula odorata. L.

**) Lupinus albus. L.

# Sentimentale Briefe an das Fräulein Elephant.

## I.

Mein gnädiges Fräulein!

In dem zarten Alter von zwei Jahren hat das Geſchick Sie aus Ihrem Vaterlande, aus dem heimatlichen Dach, aus dem Schooße Ihrer Familie geriſſen und Sie in einen andern Welttheil, in ein anderes Klima, unter fremde Weſen, in ungekannte Sitten und Gebräuche geſchleudert!

Jung, unerfahren, lebhaft, von der Natur mit ſeltenen Vorzügen begabt, in einem Alter, wo die fünf Thore zum Tempel der Verführung, die fünf Sinne, offen und unbewacht ſind, betreten Sie eine neue, große Welt, eine Welt, die reich an Verführung, reich an Verlockung, reich an Eventualitäten iſt, welche erfahrneren und älteren Elephantinnen als Sie gefährlich ſind!

Sie betreten eine Menagerie von Thieren, Menſchen, Sitten und Gebräuchen, in der ſie vollkommen rathlos ſind! Sie wiſſen nicht, welchen Gefahren junge Frauenzimmer ausgeſetzt ſind! Sie ſind jung! Sie ſind ſchön gebaut! Sie kommen in eine Welt der „Löwen“! Sie

ſind argwohnlos, Sie haben weder die „Geheimniſſe von Paris“ noch die von „Wien“ — „Gratz“ — „Ketskemet“ — „Schwechat“ u. ſ. w. geleſen; Ihr Herz iſt mit afrikaniſcher Glut, ihre Phantaſie mit aſiatiſcher Ueppigkeit gefüllt; Sie erhalten jeden Sonntag Nachmittag Beſuche von unſeren Wiener Löwen, Affen, Bären und Geisböcken; Sie wiſſen noch nicht die Huldigung tugendhafter Verehrung von den Schmeicheleien und Bewunderungen giftgefüllter, böſer Abſicht zu unterſcheiden, — ich fürchte für Sie, ich zittere für Sie!

Sie kennen mich vielleicht gar nicht? Ich zweifle auch, ob in Afrika die Cultur ſchon ſo weit iſt, daß zarte Elephantinnen von zwei Jahren Zeitſchriften leſen. Aber belieben Sie in Ihrer Menagerie Erkundigungen über mich einzuziehen und man wird Ihnen ſagen: Der „Humoriſt“ iſt ein „Thier- und Kinderfreund“ — und da Sie beides ſind, iſt er Ihr doppelter Freund! Als Kind, als Thier, als Frauenzimmer und als Gaſt haben Sie vierfache Anſprüche auf Zuvorkommenheit und Aufmerkſamkeit.

Der „Humoriſt“, mein gnädiges Fräulein, bietet ſich Ihnen alſo als Fremdenführer in Wien an, ſo zu ſagen: als literariſch-artiſtiſch-ſocialer „Cornac“!

Fürchten Sie nichts, mein Fräulein! Daß der „Humoriſt“ von Natur aus einige Hinneigung zu Ihnen hat, könnten Sie ihm an der Naſe anſehen, und was man von ſeiner Neigung zum ſchönen Geſchlechte ſpricht, ſo iſt er, wie Maria Stuart, beſſer als ſein Ruf! Ueber-

dem iſt der Unterſchied des Alters zu groß! Sie zwei Jahre alt und er ſchon über dritthalb!

Sie können mit mir Hand in Hand durch die Straßen der Reſidenz gehen, zu jeder Tag- und Nachtſtunde, die Verleumdung wird keine Nahrung daraus ziehen!

Sie werden mir alſo ſchon das Glück gönnen, Ihr Mentor zu ſein. Ich werde Sie, mein ſchönes aſiatiſches Fräulein, nach und nach in unſere Zuſtände einführen, Ihnen unſere Kunſttempel öffnen, Sie in die Gärten unſerer Literatur, auf das Schanzel unſerer Journaliſtik, auf den Naſchmarkt unſerer Geſelligkeit begleiten, mit Ihnen beſuchen die Arenas der wild und im Freien wachſenden Muſen-Schneidermamſells, und die durch Milanollo-Invaſionen verheerten Concertſäle, die Muſikconſervatorien, in welchen man Profeſſoren ausbrütet wie Kaninchen, die alten und neuen Kunſtvereine, in welchen ſich aber die Kunſt nicht vereint, die „Viehausſtellungen“, in welchen Ihnen beſonders die „Culturmaſchinen“ beweiſen werden, daß unſere Cultur eine Maſchinerie iſt; u. ſ. w. — u. ſ. w.

Von Zeit zu Zeit, mein holdes Elephanten-Fräulein, werde ich im Vorübergehen ein Blümchen aus unſerer Tagsliteratur pflücken und es an Ihren holden Buſen ſtecken.

Mit der Politik, mein holdes Kind, werde ich Sie ganz verſchonen, denn ſo klug auch ein Elephant iſt, und

obwohl ſelbſt aus dem Orient, ſo müßte er doch den Rüſſel bedeutend rümpfen, ſollte er über die „orientaliſche Frage“ eine Meinung abgeben.

Laſſen wir das „Repertoir der Welttheater“ beiſeite, was kümmert's uns, ob die Fürſtenthümer mit „neuer Beſetzung“ in die Scene gehen, ſehen wir ganz unbefangen dem Aufführen aller „Shakespeare'ſchen Stücke“ in Europa zu; der „Sturm“ in der Türkei wird auch wie ſo viele Stürme vorübergehen; aber von dieſem „Sturm“ kann man ſagen: „Man hört den „Sturm“ vor lauter Wind nicht!“ Zu Paris wird „viel Lärm um nichts“ in der neueſten Bearbeitung gegeben; in der Schweiz geht „der Keiferin Zähmung“ in die Scene; das nordiſche „Wintermärchen“ wird in dem „Sommernachtstraum“ aufgehen, mit dem Dialog: „Gut gebrüllt, Löwe!“ — „Gut geſchienen, Mond!“ — In England wird „Was ihr wollt“ geſpielt; in Oeſterreich hält man ſich an „Maß für Maß“; in der Lombardie ſcheint „Der Liebe Müh' umſonſt“ dargeſtellt zu werden; doch hoffen wir, daß aus dieſer großen Welt-„Comödie der Irrungen“ ein erwünſchtes Stück zuſammen geſchrieben wird: „Ende gut, Alles gut!“

Sollte es zu einem Kriege kommen, meine ſchöne Elephantin, ſo führt der „Humoriſt“ die Kriegskunſt der Alten wieder ein: er führt nämlich die Elephantin in den Krieg! Der „Humoriſt“, mein holdes junges Fräulein, baut ſich dann einen Pulver- und Redacteursthurm

auf ihren schönen Rücken. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?!

Dann siegen wir gegen den Feind! Wo ist dieser Feind? Wer ist dieser Feind? Alles eins. Glauben Sie mir, meine junge, leider noch unerfahrene Freundin, die Menschheit ist jetzt so beschaffen, auf welchen Menschen man immer ausgeht, geht man auf einen Feind los, und welchen Menschen man auch erschießt, der verdient erschossen zu werden! Ja, wenn ein Mensch sich selbst erschießt, so kann er hernach doch noch sagen: Ich habe meinen größten Feind erschossen!

Jedoch, meine holde, junge Elevin, ich komme von meinem Thema ganz ab. Ich habe mich selbst zu Ihrem Wegweiser angeboten, ich werde mit Nächstem so frei sein, Sie zu unserer Excursion abzuholen; und verharre bis dahin in aufrichtigster Ergebenheit

Ihr, dem ganzen Elephantengeschlechte von
jeher wohlgewogener Humorist.

---

# Sentimentale Briefe an das Fräulein Elephant.

## II.

Mein holdes Fräulein!

Wenn ich ein paar Tage gezögert habe, Sie, meine junge Freundin, meinem Versprechen zu Folge, abzuholen und in die Welt einzuführen, so geschah es, um Ihnen eine heimliche Freude vorzubereiten; nämlich Ihnen ein „Stammbuch“ anzulegen, einige Notabilitäten einschreiben zu lassen und Sie damit zu überraschen.

Sie wissen vielleicht gar nicht was ein „Stammbuch“ ist? Ein „Stammbuch“ ist in unserem Jahrhundert jedem Frauenzimmer unentbehrlich! Es gibt manches Mädchen, das nicht weiß was ein „Kochbuch“ ist, wie ein „Rechenbuch“ aussieht, das kaum ein Gebetbuch kennt, aber ein „Stammbuch“ oder ein „Album“ muß jedes Mädchen, jede Frau haben, die Anspruch macht auf Haut- und Geistescultur. O meine schöne, junge Asiatin, der Schreiber dieses hat sein Lebtag schon Bedeutendes an Stammbuchblättern gelitten.

Sie kennen diese Stammbuchblätter-Jagd noch nicht! Da ist eine Elephantenjagd ein wahres Blindekuhspiel dagegen!

So ein Stammbuchbeſitzer oder Beſitzerin, die ſind beſtändig auf dem Anſtand, ſie jagen Namen, Reputationen, alles eins, ob's Hochwild iſt oder Kleinwild, auf alles wird angelegt!

Wenn der Schreiber dieſes, doch nur ein Kleinwild, alles das beiſammen hätte, was er alles ſchon gealbumt worden iſt, manche reizende Leſerin des „Humoriſten“ würde weniger darüber klagen, daß er oft wenig ſchreibt!

Mein verſtorbener Freund Dr. Herloßſohn ſagte mir: „Du, war geſtern nicht wieder ſo eine Album-Ratte bei dir?“ Er hatte ſich zu dieſem Zwecke ein Gedicht von ſechzehn Zeilen verfertigt; dieſes Gedicht war ſo beſchaffen, daß man die zwölf Zeilen nach Belieben vor, nach oder untereinander ſetzen konnte, es war immer ein leſerliches Gedicht. „Das hat mir Mühe gekoſtet,“ ſagte er mir, „aber das gibt eine Menge Gedichte, das iſt mein Rattenpulver, ich komme lange Zeit damit aus!“

Alſo meine ſchöne, junge Menagerin, ich habe Ihnen vor der Hand nur eine junge Stammbuchblattſchule angelegt, die weitere Anpflanzung müſſen Sie ſelbſt beſorgen. Wenn ein Künſtler, Literat u. dgl. in Ihre Menagerie kömmt, ſo verſetzen Sie ihm ſogleich ein Blatt mit den Worten: „Nur eine Zeile, nur zwei Worte, nur Ihren Namen, eine ſolche Berühmtheit kann ich nicht ungeſchoren laſſen!“

Alſo empfangen Sie freundlich folgende Anfangsblätter zu Ihrem

## Elephanten-Album.

1.

Dieſes erſte kleine Blättchen zu dir ſpricht:
Trample auf Roſen und — vergeß' dich nicht!

M. G. Saphir.

2.

Vor dir liegt noch eine große, ſchwere Wahl,
Entweder ein „Pantoffelmann“ oder ein „Percival“,
Kein and'rer Weg kann durch die Ehe führen,
Du mußt ihn oder er muß dich malträtiren!

Griſelbis.

3.

Zum „Cognac“ bildet ſich für dich der Deutſche,
Aus ihrem Grabe ſteigt heraus — die Peitſche!

Thadden Trieglaff.

4.

Kränze ſchenkt die Eitelkeit und Lorbeerſaaten,
Wahre Liebe ſchenkt Thaler und Ducaten!

Catalani.

5.

Die Erde iſt ein großes, großes Jammerthal,
Ein jeder Gläubiger auf ihr ſagt ſtets: „Bezahl!“

Sokrates.

6.

Verzage nicht, wenn deine Beine in der Jugend ſich verirrten,
Die alten Schafe finden doch noch einen guten Hirten.

Ida Hahn-Hahn.

7.

De mortuis nil nisi bene!
Bin ich einmal todt, was nützen mir die Beene?
Nur im Leben nützten sie alleene,
Wenn sie sind kleene, wenn sie sind scheene.
Doch zum Trost sag' ich dies eene:
„Große Füße sind besser als keene!“

Oliva di Pepita.

8.

„Das Gold ist nur Chimäre,“
Auf Ehre!
Was die Wahrheit dieses Spruch's betrifft,
So bezeug' ich sie mit meiner Unterschrift:

Rothschild.

9.

Lieben und geliebt zu sein ist das größte Glück fürwahr!
Raum ist in der kleinsten Hütte für ein liebend Elephanten-Paar!

Diogenes.

10.

Liebe geht mit Sorge stets nur Hand in Hand;
Lebt nur die Liebe, so stirbt nur gleich ein Elephant.

Don Carlos.

11.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Das Mitleid sagt: Jedem das Meine!
Die Vernunft sagt: Trau nicht dem Scheine!
Die Klugheit sagt: Wahre das Deine!

Die Liebe ſagt: Schmachte und weine!
Die Ehe ſagt: Dulde und greine!
Das Leben ſagt: Der Weg iſt voll Steine!
Der Tod ſagt: Mach dich auf die Beine!

Till Eulenſpiegel.

12.

Die Welt iſt nichts als eine Menagerie,
Große, kleine Thiere, dort wie hie,
Wer nützlich iſt, beſcheiden und auch ſtill,
Dem keinen Blick man gönnen will;
Nur wer auf großen Füßen lebt wie du,
Dem ſtrömt der Hauſe bewundernd zu!

# Sechzig Jahre,

oder

## unſers Herrgott Polizeiſtunde im Wirthshauſe des Lebens.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt ein Wirthshaus, und jeder Menſch iſt ein anderes Gaſt- und Wirthshausſchild, z. B. das Lamm, das Roß, das Kamehl, der Ochs, der Zeiſig, der Bock u. ſ. w. Sie, m. ſ. H. u. H., ſind heute auch in einem humoriſtiſchen Wirthshäuſel, und ich bin auch das Wirthshausſchild: „Der wilde Mann“.

Was heißt ein wilder Mann? Wer in der jetzigen Zeit ein Mann iſt, der muß wild werden! Sie, m. ſ. H. u. H., ſind heute die Gäſte beim „wilden Mann“, und wenn ich Ihnen Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch vorſetze, ſo haben Sie „Wild—pret“.

Eine jede Frau iſt ein Kreuzberg; wie Kreuzberg wilde Thiere zähmt, ſo zähmen die Frauen die „wilden Männer“, aber nicht nur die ſchönen Frauen zähmen die wilden Männer, ſondern auch die wilden Frauen; darum iſt die Ehe eine „wilde Geſchichte“!

Schon Adam war ein „wilder Mann“, er lief ganz nackt im wilden Wald herum, aber Eva hat ihn schön gezähmt, er hat ihr aus der Hand gegessen.

Jupiter war auch ein „wilder Mann“, er hat in einer Höhle gelebt und ist bei Geismilch erzogen worden, und wie hat ihn die liebe Juno gezähmt! Es hat gar keinen größern „Simandl“ gegeben als Jupiter. Wie er sich hat nur bei einer Andern sehen lassen, hat sie Juno gleich verwandelt in eine Fledermaus, in ein Wiesel u. s. w.

Von dem wilden Mann, von Jupiter, sollen alle wilden Männer lernen, wie man bei den Weibern Glück macht. Nicht nur der wilde Mann, der hier vor Ihnen sitzt, sondern der alte wilde Mann da oben war ein gescheidter Practicus. Alle andern Götter haben sich zum Courmachen verkleidet als Riesen, als Adler u. s. w., Jupiter aber, der hat's verstanden bei den Frauen Glück zu machen; zu der Einen kam er als „goldener Regen“, zu der Andern kam er als „Ochs“.

Der starke Simson war auch ein „wilder Mann“, er hat sich nicht gekämmt, nicht rasirt, wie ein deutscher Demokrat, und wie hat ihn sein gutes Weib, die Delila, gezähmt, gekampelt und geschoren; von ihr hat ja Parthenia gelernt, wie man den „Sohn der Wildniß“ barbirt und frisirt!

Holofernes war auch ein „wilder Mann“ und wie zahm hat ihn die Juden-Judith gemacht!

Dieser wilde Mann Holofernes wollte haben, daß

Alles nach ſeinem Kopfe gehe, und die gute Judith iſt wirklich nach ſeinem Kopf gegangen!

In der Geſchichte der Juden, m. f. H. u. H, bildet die Epiſode von Judith und Holofernes einen — Hauptabſchnitt.

Meine verehrten Freunde und Gönner haben mich heute ſo viel gelobt, Sie haben das freundliche Perſpectiv der Anerkennung mit der Vergrößerungsſeite an meine gute Seite und mit der Verkleinerungsſeite an meine Fehler gelegt, und ich als Hauswirth darf nicht widerſprechen. Ich glaube, dieſe Huldigung iſt nur ein Vorſpiel, ſie fangen ſchon zu meinem ſechzigſten Geburtstag an, mich — einzubalſamiren! Um aber Jemand einzubalſamiren, muß man alle Höhlen in ihm mit Weihrauch und Specereien anfüllen, muß man ihm erſt das Gehirn herausnehmen; ich aber habe Gottlob noch ſo viel Gehirn im Kopf, um dieſe ſchmeichelhaften, geſungenen und geſprochenen Huldigungen mit dem gerührteſten Dank für das hinzunehmen was ſie ſind, für herzlich wohlgemeinte Märchen, mit welchen man das Alter in den letzten Schlummer hinein plaudert.

Sechzig Jahre, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt die Polizeiſtunde des Todes, da ruft der Gendarm des Todes mit der Senſe in's Wirthshäuſel herein: „es iſt bald Zeit zum z'Haus gehen!“ Aber der liebe Gott, der gute Wirth, ſagt freundlich: „Nun! ein bischen kannſt du ſchon noch bleiben, aber nur

hübsch ruhig, mach' keinen Lärm und unterhalt' dich ganz solid bei deiner letzten Neige Wein!«

Aber wenn der Mensch sechzig Jahre alt wird, da fangen außer seinen Gönnern die andern Leut' auch an, ihn gern zu haben, sie denken sich: »Jetzt ist der Kerl sechzig Jahre alt, jetzt wird uns der Kerl nicht mehr lang sekiren! Vor dem brauchen wir unsere Weiber und Töchter nicht mehr einzusperren! —«

Ich sollte Ihnen eigentlich heute eine kurze gedrängte Biographie von mir geben, ich will es ganz drastisch in wenigen Worten thun: Mein Leben ist mein Schreibzeug, mein Schreibzeug ist mein Leben! Wenn mich die Lumpe angegriffen, hab ich sie mit Papier besiegt. Wenn mir das Wasser an den Hals ging, hat mich die Tinte herausgezogen.

Wer mich scheel angesehen hat, dem habe ich Sand in die Augen gestreut, und was ich mit den Federn verdient habe, haben mich die Gänse gekostet.

Die Lebensgeschichte des Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist gewöhnlich nichts als seine Sterbensgeschichte. Jeder Sterbliche ist zum Tode verurtheilt, das schlechteste Leben aber hat der, der zur Unsterblichkeit verurtheilt ist! Der Mensch ist aus Thon und Erde gemacht, er ist eine Töpferarbeit, jeder Mensch ist ein Topf, aus Thon geschaffen, wird am Ende ein Scherben und wird wieder zur Erde geworfen.

Eigentlich ist nur der Mann ein Topf, die Frau

iſt der „Hafendeckel“. Jeder Topf geht ſo lange herum, bis er ſeinen Hafendeckel gefunden hat, und hat er ſeinen Hafendeckel gefunden, dann iſt er erſt recht zugedeckt!

Der Topf und ſein Hafendeckel ſtehen am Herd und kochen ſich ihr bischen Eſſen, da kommt der Hausfreund, das iſt der Häferlgucker, und nimmt ſich den beſten Biſſen fort.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nichts als ein Bienenſtich, es wird am gründlichſten durch etwas kühle Erde geheilt.

Es gibt todte Völker, auf deren Grab kein Leichenſtein ſteht, keine Cypreſſe klagt und keine Inſchrift zu leſen iſt; es gibt todte Herzen, auf welchen ebenfalls kein Liebeskreuz, keine Thränenurne, kein klagendes Wort ſteht, aber das Herz deſſen, der geliebt hat, ein Weib, ein Kind, einen Freund, die Menſchheit, das Gute, das Schöne, an einem ſolchen Herzen, wenn es auch ein Grab geworden iſt, ſteht doch eine Trauerweide und Vergißmeinnicht und eine Aeolsharfe, und freundliche Herzen beſuchen es am Allerſeelentage der Erinnerung, und ein ſolches Herz lebt fort als Klaglied im Munde derer, die es kannten und liebten!

Jedoch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich werde zu ernſt; das werden Sie dieſer Stunde wohl verzeihen, die Wehmuth findet noch immer mehr Anklang als der Scherz!

„Wer da will rühren Menſchenherzen,
Stimme an den Ton der Schmerzen,
Aber nicht den Ton der Luſt,
Denn viele gibt's, die niemals fröhlich waren,
Aber keinen gibt's, der noch niemals hat erfahren
Leid und Weh in ſeiner Bruſt!“

Und doch iſt das Leben ſchön und der Lebende hat Recht und der ſchönen Stunden gibt's viele auf Erden!

Freilich, wer nur Engel ſucht auf Erden, der wird nur Teufel finden, wer aber nur Menſchen ſucht, der wird auch zuweilen einen Engel finden.

Die Menſchheit iſt erhaben und der Menſch iſt gut und der böſeſte Menſch hat Augenblicke, in welchen er das Wohl der leidenden Menſchheit will, zum Beweis ſchließe ich und leſe Ihnen nichts mehr vor! —

## Der ſtille Bote.

An Frau J—e K—r.

Ein ſtiller Bote geht durch's Land,
Vom Herrn dort oben ausgeſandt,
Er wandert leiſ', er wandert ſtumm,
Er ſteht nicht ſtill, er ſchaut nicht um,
Klopft hier und dort an eine Thür',
Und ruft hindurch: „Komm' raſch mit mir!"
Da hilft kein Säumen und kein Zagen; —
— Wer will den Herrn denn fragen? —

Stein iſt des Boten Angeſicht,
Er weinet nicht, er lächelt nicht,
Er geht bei Nacht, er geht bei Tag,
Ihn rührt nicht Bitt', ihn rührt nicht Klag';
Wen er ſoll rufen ab zur Stund',
Legt er den Finger auf den Mund. —
Ob ſeine Stunde ſchon geſchlagen? —
— Wer will den Herrn denn fragen?

Gar Mancher ruft den ſtillen Mann:
„O, klopf' bei mir, Erlöſer, an!
Mir iſt es hier ſo weh und bang,
Ich harr' auf dich ſchon ſchmerzlich lang!" —

Der Bote kalt zur Erde blickt:
„O, nicht zu dir bin ich geſchickt,
Du mußt dein Weh noch tragen!
— Wer will den Herrn denn fragen?“

Daneben tritt der Bote ein
Bei Jugend, Glück und Lichterſchein,
Und winkt dem Haupt, von Luſt umglänzt,
Dem Jugend erſt das Glas credenzt,
Und aus dem vollſten Glücks-Accord
Führt es der Bote mit ſich fort,
Nicht Aufſchub darf er wagen; —
— Wer will den Herrn denn fragen?

Warum der Bote läßt den Greis,
Und nimmt das Kind vom Elternkreis?
Warum er nach der Blüte greift,
Nicht nach der Frucht, ſchon ſatt gereift?
Warum aus einem vollen Strauß
Nimmt er die Knoſpe blos heraus,
Die kaum den Thau getragen?
— Wer will den Herrn denn fragen?

Warum iſt Freud' ein fliegend Blatt,
Das Leid jedoch ein Nimmerſatt?
Warum hat Luſt ſo Sprach' als Wort',
Der Schmerz jedoch verſtummt ſofort?

Warum das Lachen ſelbſt, beſorgt,
Vom Weinen ſeine Thränen borgt,
Wenn Wort' den Dienſt verſagen?
— Wer will den Herrn denn fragen?

Haſt du die Zukunft denn enthüllt,
Und weißt, was ihren Schooß erfüllt?
Ward deines Kindes Lebensfahrt
Bis an ihr End' dir offenbart?
Weißt du, ob Gott ſie jetzt nicht nahm,
Um ihr zu ſparen Weh und Gram? —
Wenn trübe Stunden an dir nagen,
Mußt du dich ſelbſt ſo fragen!

Einſt kömmt der Bote auch zu dir,
Und führt dich ſchweigend hin zu ihr;
Der Herr, der mild und huldig blickt,
Der früher hat nach ihr geſchickt,
Führt dir ſie zu, im Lichtgewand,
Vom Erdenlauf nicht welkgebrannt,
Verklärt wirſt du dann ſagen:
— Man ſoll den Herrn nicht fragen!

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Meine Memoiren | 3 |
| Meine Memoiren | 13 |
| War Socrates ein Weiser oder ein Narr | 20 |
| Europäisches Cyclorama | 30 |
| Die Witwe und ihre Köchin | 33 |
| Frühlings-Reisebriefe im Winterpelze | 41 |
| Sebastopol esse delendam | 46 |
| Eine Eroberung | 49 |
| Blumensprache für Literaten, Journalisten und Künstler | 57 |
| Sentimentale Briefe an das Fräulein Elephant | 61 |
| Sechzig Jahre | 71 |
| Der stille Bote | 77 |

# Blaue Blätter

für

# Humor, Laune, Witz und Satyre.

Von

M. G. Saphir

aus seinen Schriften gepflückt.

Dritte Lieferung.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

## Die Bescheidenheit des Schauspielers.

Jeder Künstler ist bescheiden, o und ach!
„Aber schwach!“
Und bescheiden ist besonders das Genie!
„Aber wie!“
Höchst bescheiden auch ist jeder Virtuos!
„Ganz famos!“
Wie bescheiden ist nicht gar ein Tenorist!
„Wie Ihr wißt!“
Primadonnen sind bescheiden gar!
„Fünf auf's Paar!“
Tief bescheiden ist gewiß ein Recensent!
„Element!“
Und ein Humorist ist bescheiden schon per se;
„Mandel steh'!“
Aber der Bescheidenheit sitzt zum Modell —
„Wer doch schnell?“
Aber der Bescheidenheit Ruhm und Preis und Ehr —
„Schnell doch! Wer?“
Aber der Bescheidenheit Anfang, End' und Mitt' —
„Nun, ich bitt'!?“
Aber der Bescheidenheit A und O und Z —
„Jetzt kommt's Fett!“

Der Bescheidenheit Muster ist der — Komödiant!
„Ist bekannt!“
Niemals spricht ein Komödiant von sich! —
„Blos von „mich!“
Bleibt bescheiden stets beim Lob!
„Aber ob!“
Bleibt bescheiden auch beim Tadel stets!
„Aber gebt's!“
Heißt den Recensenten nicht stets einen Hund!
„Das is g'sund!“
Aergert sich nicht über Kritik-Pack!
„Greift in Sack!“
Sieht selbst bescheiden seine vielen Fehler ein!
„Reiner Wein!“
Weiß was ihm die Kritik schon genützt!
„Abgeblitzt!“
Weiß, daß ihn die Kritik gar oft geschont!
„Keuscher Mond!“
Weiß, daß er die Kritik braucht gar sehr! —
„O, auf Ehr'!“
Ist bescheiden also und auch eben so g'scheidt!
„Da hat's Zeit!“
So g'scheidt, daß er seinen Kritikhaß verschweigt!
„Wie sich's zeigt!“
Was ich hier gesagt, gilt großen, alten Künstlern nicht;
„Steh'n nicht dicht!“
Ihnen zoll' ich herzlich gern schon Respect!
„Wenn's nur kleckt!“

Aber dies gilt der jungen Komediantenſchaar!
„Die ſind rar!“
Die nichts leſen, und doch ſchimpfen die Kritik!
„Au weh, zwick!“
Dieſen jungen Laffen gilt dieſer fade Spaß!
„Welch' ein Fraß!“
Sonſten ſtimme ich vom ganzen Herzen ein!
„Stein und Bein!“
Daß der Schauſpieler ſtets höchſt beſcheiden iſt!!!
„Wie Du biſt!“
Ja, beſcheiden iſt dieſes Spaſſes Autor auch!
„O, der Bauch!“
Sagt beſcheiden: deshalb keine Feindſchaft nicht!
„Böſewicht!!!“
„Böſewicht!“
„Zu Gericht!“

# Wiener Blätter aus dem Album einer Wanderheuſchrecke.

## I.

## Einleitung.

„Alles wiederholt ſich nur im Leben!“ jährlich oder in längern oder kürzern Zeiträumen: Der „Halley'ſche Komet“ und die „Pränumerationsanzeigen“, der „ewige Frieden“ und die „Viehſeuche“, die „Naturforſcher-Geſellſchaften“ und die „Faſchingskrapfen“, die „Cotta'ſche Goethe-Ausgabe“ und die „Kiefer-Raupen“, die „Erdbeben in Calabrien“ und „Graf Waltron“, die „Waldbrände“ und die „Dorfgeſchichten“, die „ſchwediſchen Nachtigallen“ und die „ſpaniſchen Fliegen“, die „politiſchen Fragen“ und der „Zauberſchleier“, die „Proſchkenfrage in den „Sonntagsblättern“ und die „Reiſſen um zwei Gulden“, die „Gedichte für Muſik von Rupertus“ und die „Muſik zu Gedichten von Rupertus“, die „Fabeln von neuen deutſchen Opern“ und die „Gelegenheitsgedichte von G. F. Weidmann“, „Profeſſor Rosenthal's Sprachnotizen“ und die „zerſprungenen Dampfkeſſel“, die „Höllenmaſchinen“

und die „Zündhölzchen“, die „Seeſchlangen“ und „die Journal-Enten“, die „causes célèbres“ und die „Tratſchmiedeln“, die „Pompadours“ und die „Wanderheuſchrecken“ u. ſ. w.

Der „Halley'ſche Komet“ wiederholt ſich zwar nicht ſo oft als „Waſtl“ in der Joſephſtadt, er wiederholt ſich alle 76 Jahre; wer zu ſeinem Wiederkehren im Jahre 1911 einen Sperrſitz will, kann ſich vielleicht bei einem Theaterdirector des 2000. Jahrhunderts einen beſtellen; die Cotta'ſchen Goethe-Ausgaben wiederholen ſich von ſechs zu ſechs Jahren, und zu dieſem Behufe wird immer ein „Schnitzel noch nicht Gedrucktes“ zurückbehalten, um bei jeder „Wiederholung“ ein Stückchen neue „Ausſtattung“ anzubringen. „Graf Waltron“ wiederholt ſich alle zwölf bis fünfzehn Jahre; die „Waldbrände“ erſcheinen von acht zu zehn und zwölf Jahren; die „Heuſchrecken“ erſchienen zuerſt, als Moſes in dem berühmten „Pharao-Spiel“ ein „tout va!“ auf den „König“ ſetzte, und dieſer den „Abzug“ verweigerte; das waren die erſten „Wanderheuſchrecken“, denn als Pharao ſie ſah, verſprach er, die Juden, deren er ſo viel hatte, als Heuſchrecken wandern zu laſſen. Daß Pharao ſein Verſprechen nicht hielt, dafür können die Heuſchrecken nichts, die's gut gemeint haben. Seit damals hörte man nichts von den Heuſchrecken, bis im Jahre 1750, wo ſie in Deutſchland erſchienen.

Im Jahre 1846 verfinſterte ſich in der Moldau und Wallachei plötzlich die Luft, ſo daß ſie ſo finſter

war wie die Erde, und dieſe Barbaren, die ſchon längſt ein Auge auf die Donaufürſtenthümer geworfen hatten, ließen ſich daſelbſt nieder, und man zweifelt daran, die Donaufürſtenthümer je wieder von dieſen aſiatiſchen länderſtrichfreſſenden Eindringlingen befreien zu können. Die Beſorgniß, daß dieſe aſiatiſchen Wanderheuſchrecken, wenn ſie einmal in der Moldau und Wallachei feſten Fuß gefaßt haben, bald ganz Pannonien und dann ganz Deutſchland überfluten werden, muß ſich Jedem, der die Natur dieſer Inſectengattung kennt, auf den erſten Blick aufdringen. Jedoch wir haben hier nicht von *allen* Heuſchrecken, ſondern nur von *einer* zu reden, und zu erzählen und zwar Folgendes:

## 2.

## Anknüpfendes.

Wer von Baden (bei Wien) nach Döbling gehen will, der thut am beſten, er geht erſt nach Wien und bleibt dann in Wien.

Ich war ſchon ſeit fünf bis ſechs Jahren nicht in Döbling, und das liebevolle Andenken, welches die Döblinger mir aufbewahrten, zeigte ſich mir ſogleich, als ich jetzt wieder einmal nach Döbling kam: ſie ließen Alles beim Alten — ganz ſo, wie ich es verließ! Derſelbe Hämmerrheidalweg von Wien hinaus, die Löcher nicht geſtopft, die Beulen nicht mit der Meſſerklinge niedergedrückt, die Steine des Anſtoßes nicht voreilig weggeräumt, der Staub, aus dem die Sonnenſtrahlen ihren

Sommer-Muß machen, nicht durch erkältende Waſſer-Demonſtrationen niedergeſchlagen, die „Geſellſchaftswagen“ nicht von der Peſt der Neuerung heimgeſucht; jede Straße der lebendige Ausdruck der Moral: „Dem Reinen iſt Alles rein,“ die Stadtpflaſterung durchaus aus Geiskügerl-Aſphalt primo cartello, aus tragbarem, portativem Natur-Aſphalt; in dieſem modernen animaliſch-purgativen Pflaſter ſieht man die friſchen Spuren des Goethe'ſchen Spruches: „Getretener Quark wird breit, nicht ſtark!“ Mir aber wahrſcheinlich zu Ehren lag in der Herrenſtraße, um die Ecke vom Theater, gerade heute der usus fructus eines ganzen Ochſen- und Pferdeſtalles verſchwenderiſch über dem ganzen Antlitze der Straße, ſo daß weder ein Fußgeher, noch ein Wagen dieſe Kuhmiſt-Termopylen paſſiren konnte, ohne eine Quadratklafter von dieſem Döblinger Privatſtraßenpflaſter an den Stiefeln mitzunehmen, und dann vielleicht als ein lebendiges Düngungsmittel angeſehen zu werden. Ich freute mich über die individuelle Freiheit der Döblinger, durch welche Jeder nach Belieben vor ſeinem Hauſe eine Düngungs-Generalprobe ablegen kann, ohne für dieſen Stadtberäucherungsluxus von der localen Verſchönerungscommiſſion eine Vergütung zu verlangen.

Ein Journaliſt aber läßt ſich von einem, eine Klafter breiten und mehrere Klafter langen Döblinger kuhwarmen Privatpflaſter nicht abhalten, er ſchreitet durch dick und dünn, durch trocken und naß, und ſo ſchritt ich kühn wie Abd-el-Kader über die allgemeine Geiskügerl

Pflasterung und über den speciellen Naturteppich von Thieren höherer Ordnung fort, und wenn auch bei jedem Schritte, den ich vorwärts machte, mein Stiefel laut ausrief: „Semper aliquid haeret," so dankte ich doch dem lieben Himmel, daß er den Menschen blos „à l'usage de Döbling" so vorsichtig mit zwei Füßen und blos einer Nase erschaffen hat. Denn hätte ich bei diesem Durchzug durch das Interims-Pflaster der „Herrengasse" in Döbling nur einen Fuß und zwei Nasen gehabt, so wäre ich in einer verzweiflungsvollen Situation gewesen! Passons là-dessus!

Einige schöne Frauen, die ich in Döbling besuchen wollte, waren, als ob sie meinen Besuch geahnt hätten, gerade an demselben Morgen nach der Stadt gezogen.

Ich besuchte die Zinner'sche Besitzung und deren hängende Gärten, von denen ich so viel Schönes hörte, und fand alle meine Erwartungen weit übertroffen. Ich hätte nie geglaubt, in Döbling ein solches, so hineingeschneites Stück lebendiger Romantik, so ein eingelegtes kleines Zaubereiland zu finden. Der Zinner'sche Garten bildet eine der schönsten und reizendsten Anlagen, die man sich denken kann. Er erstreckt sich weit bis nach Unterdöbling, besonders sind der Parktheil im untern Garten, der Teich und die üppigen Baum- und Schattenpartien unvergleichlich erquickend und wohlthuend. Von dem großen und comfortablen Hause des Herrn Zinner genießt man vielleicht die allerschönste Rund- und Fernsicht um ganz Wien. Man übersieht

von den höhern Stockwerken die Stadt Wien, die Ebenen nach Pannonien bis nach Hainburg, dann die Brigittenau und die Donaugegend gegen Nußdorf, den „Kahlenberg“, den „Kobenzl“, den „Himmel“ und das ganze amphitheatralische Gebirge von dieser Seite, so wie von der andern Seite auch die „Brühl“, den „Husarentempel“ u. s. w. Der Blick schwelgt in diesem unvergleichlichen Zusammenfall so abwechselnder Ansichten und reizender Puncte.

Ich ruhte einen Augenblick lange allein aus im untern Theile des Gartens, und weidete mich an dem Anblicke einer seltenen riesigen „türkischen Pappel“, die wie ein Strebepfeiler aus Jaspis in die klare Azurbläue hineinragte.

In diesem Augenblicke der Meditation hörte ich ein absonderliches Geräusch, ein Schwirren in der Luft, und vor mir fiel eine einzelne „Wanderheuschrecke“ nieder.

## 3.

### Die Wanderheuschrecke fällt dem Redacteur des „Humoristen“ auf die Nase, macht sich da breit, und bietet sich ihm als Mitarbeiter an.

Ich habe in Döbling folgende liberale Idee gehabt: — „Wie? hier inmitten dieses so loyal-lieblichen Gartens, inmitten dieser Nuß-, Pflaumen-, Aprikosen-, Feigen- und Pfirsichbäume, welche alle in loyaler Gesinnung jedes Jahr dem Garteninhaber ihre Früchte in

den Scheeß werfen, und dennoch immer wieder neu blühen, — alſo, ich hatte inmitten dieſes Gartens die liberale Idee, daß es ein Wunder iſt, eine „Pappel“ ſo ungehemmt ſich und ihre Blätter in die Höhe, ins Reich des Lichtes treiben zu ſehen.“

Als ich alſo ſo über die „türkiſche Pappel“ nachdachte und zum Himmel emporſah, trug ich meine Naſe hoch. Hier kann ich nicht umhin, eine Reflexion anzuknüpfen, nämlich die: „Das Gute führt zum Böſen, und das Böſe führt zum Guten.“ Es iſt gewiß gut, zum Himmel emporzuſehen, allein, das iſt unmöglich, ohne daß man dabei die Naſe hoch trägt; dann wieder: es iſt gewiß abſcheulich, wenn man die Naſe hoch trägt, allein es führt zum Guten, denn man kann die Naſe unmöglich recht hoch tragen, ohne dabei nach dem Himmel zu ſehen. Das iſt das große Naſen- und Himmel-Dilemma, in welchem ſich das Böſe und das Gute zirkelförmig abrunden, und wo im Schlangenzirkel der Mund des Guten ſtets den Schwanz des Böſen beißt!

Nur ausgezeichneten Individuen iſt gegeben, daß ſie die Naſe ungemein hoch tragen, und dabei doch nie nach dem Himmel ſehen; das iſt eine Gabe der Bevorzugten, zu der ſich die gemeineren Lebendigen nicht zu erheben vermögen.

Ich trug alſo, als ich zu der hohen Pappel hinaufſah, meine Naſe ſehr hoch, ſo hoch, daß ſie in einem Niveau mit der „hohen Warte“, und eben ſo flach abgedacht da lag. Es iſt aber natürlich, daß denjenigen,

welche die Naſe recht hoch tragen, viel Dinge eher auf die Naſe fallen, als andern Leuten oder Menſchen oder Unbetitelten.

Als ich ſo meine Naſe hinauf in den Aether ſteckte, fühlte ich auf einmal ein Weſen auf meiner Naſe auf- und abgehen. Leſer, die mich kennen, wiſſen, und die mich nicht kennen, erfahren es jetzt, daß ich eine ganz ſchauderhafte Naſe habe, eine Naſe, deren Kubikwurzel auszuziehen nicht leicht wäre; eine Naſe, die den Pythagoräi'ſchen Lehrſatz über den Haufen wirft, denn wenn man auf der Hypothenuſe derſelben ein Quadrat aufführen würde, würde es nicht die beiden Quadrate ihrer Katheten in ſich faſſen. Dieſe meine Naſe iſt in dem deutſchen Parnaſſe wohlbekannt, denn die meiſten meiner literariſchen Gegner ſtützten das Gebäude ihrer Polemik auf die ſoliden Piloten dieſer Naſe, und auch mehrere „Pintſcherln“ und „Möpſe“ der Wiener Journaliſtik fuhren, ſo wie alle Hunde gleich nach der Naſe fahren, auch gegen dieſe meine Nasum proprium los. Achilles war blos an der Ferſe verwundbar, weil ſeine Mutter, als ſie ihn im Styx badete, ihn bei der Ferſe hielt und an dieſen Punct das Waſſer nicht hindrang. Neben dieſe „Achilles-Ferſe“ kommt die „Saphir-Naſe“, als ich in dem Styx gebadet wurde, faßte mich die Badefrau bei der Naſe, und das iſt nun meine verwundbarſte Seite!

Meine Naſe hielt mit meiner Bildung gleichen Schritt! Von Geburt aus hatte ich eigentlich eine „Adler-Naſe“, denn der Adler iſt das Symbol des Orients:

— als ich mich dem Kaufmannsſtande widmen ſollte, bildete ſich mein honestamentum faciei zur „Habichts-Naſe“ aus: darauf echappirte ich zur Schule, und als ich anfing, „mensa — mensae“ zu declíniren, ſchattirte ſie ſich zur „römiſchen Naſe“, bald darauf, als ich den „Plutarch“ zu leſen begann, ſchuf ſie ſich zur „griechiſchen Naſe“ um; endlich ging ich nach Deutſchland, und meine Naſe ging nun damit um, eine „deutſche Naſe“ zu werden. Allein, da ſtanden die „Wanderer“ am Berge! Es lagen vor meiner Naſe bei vierzigerlei deutſche Naſen! Welche iſt die echte?

„Welches iſt der echten deutſchen Naſe Vaterland?“

Nicht alle deutſchen Stämme haben gleiche Naſen, nicht alle gleiche Kraft und Ausdauer im „Sieſichdrebenlaſſen“, im „Sichwasanfſiebindenlaſſen“ u. ſ. w. Der Hamburger hat eine andere Naſe als der Bremer und Lübecker und die weiland „Hanſe-Naſe“ iſt keine gleichförmige mehr. Der Preuße hat eine feinere Naſe als der Heſſe u. ſ. w.

Meine Naſe mußte alſo zwiſchen vierzig National-Naſen wählen. Ich erbat mir daher drei Tage Zeit, um im Teutoburgerwalde darüber nachzudenken. Da legte ich mich drei Tage auf die Naſe und rief Hermann und Thusnelda an, mir zu ſagen, mit welcher Naſe man in Deutſchland am deutſcheſten iſt, ob mit einer langen Naſe, um immer damit abzuziehen, ob mit einer ſtum-

pfen, weil der Deutſche auf Alles erſt mit der Naſe ge-ſtoßen werden muß, oder ob mir gar keiner, weil der Deutſche ſein Leben von Gott und ſeine Naſe von der Obrigkeit bezieht. Als ich ſo drei lange Tage in tiefem Nachdenken auf der Naſe lag, und weder Hermann noch Thusnelda mir rathen wollten, ſtand ich auf, und es geſchah mir, was den Deutſchen oft geſchieht, die Sache machte ſich von ſelbſt, von dem Dreitageaufdernaſeliegen bekam meine Naſe ihren Nationaltypus von ſelbſt: ſie wurde eine derbe „plattdeutſche Naſe!“ Jetzt reut mich das Ding aber, denn jetzt weiß ich, daß die Deutſchen gar keine Naſe haben!

Ja, meine lieben Deutſchen, Sie haben ganz und gar keine Naſen, denn die Deutſchen haben nichts als das, was im Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexikon“ ſteht. Nach dem Brockhaus'ſchen „Converſations-Lexikon“ aber hat der Menſch gar keine Naſe, denn wenn man da den Artikel „Naſe“ ſieht, ſo heißt's: „ſiehe Geruch“. Alſo der Menſch hat im Geſichte zwei Augen, zwei Wangen, zwei Lippen und einen „Geruch!“ Der Menſch kann haben: einen „römiſchen Geruch“, einen „griechiſchen Geruch“ u. ſ. w. Wenn aber der Menſch einen Stockſchnupfen hat, ſo hat er auch keine Naſe, er ſchreibt ſeinem Doctor: „Liebſter! Seit drei Tagen hab' ich durchaus nicht die mindeſte Naſe!“

Hier mache ich einen Sprung zurück von dem Brockhaus'ſchen Geruche zu meiner Naſe, und finde da noch die „Wanderheuſchrecke“, wie ſie auf der Plate-

form derſelben herumwandelt und den Boden ſondirt, auf dem ſie Poſto faßte.

Ich war beſtürzt, verdutzt, verblüfft! Ich dachte vergebens nach, was das für ein Weſen ſein konnte! Sollte es etwa ein Courier der „Naturforſchergeſellſchaft“ ſein, die ſchon gar keinen andern Ort für ihre Zuſammenkünfte wiſſen? Iſt es vielleicht die Königin Pomare, die auf meiner Naſe die Beendigung ihrer Reichsfrage abwarten will? Iſt's vielleicht ein Wiener „Wohlthätigkeits Profeſſioniſt“, der meine Naſe für einen Bahnhof anſieht und auf ihr ein „Feſt“ arrangiren will? Iſt's etwa Green, der mit ſeinem Ballon auf meiner Naſe niederging? Iſt's vielleicht ein Theaterdirector, der auf meiner Naſe ein „lebendiges Theater“ für einen funkelnagelneuen „Graf Waltron“ errichten will? Iſt es Fanny Elßler, die ein Zephyr von München entführte und die meine Naſe für das holperige Podium des Kärnthnerthortheaters anſieht?

Ich konnte zu keiner Gewißheit kommen, und beſchloß alſo, mich in die Sache einzumiſchen. Ich hoffe, die franzöſiſchen Ultra-Blätter werden mir erlauben, dazu interveniren, wo man ſchon anfängt, mir auf der Naſe herumzugehen und den Platz meiner eigenen Naſe mit meinen Fingern zu beſetzen.

Ich ließ alſo meine rechte Hand in das Gebiet meiner Naſe einrücken und meine fünf Finger umzingelten die unbekannte Macht, die mir auf der Naſe herumtanzen wollte. Ich ſagte: „Willſt du tanzen? Bon, ich aber

will wenigſtens die Kunſt dazu machen.“ Das fremde Weſen flatterte lange hin und her, wollte ſich nicht fügen, aber ich beſtand auf mein gutes Recht, faßte das fremde Weſen mit muthigen Fingern, führte es mir ſachte unter die Augen und fand, daß es eine „Wanderheuſchrecke“ war.

Ich ſah dieſe Geſtalt lange verwundert an, ſie aber ſagte leutſelig: „Ce n'est qu'une calamité de plus!“

Ich fragte ſie um ihren Paß, um ihre Papiere, um ihre Reiſezwecke, ob ſie Subſiſtenzmittel habe, an wen ſie in Wien empfohlen iſt, wie lange ſie da zu bleiben gedenke, ob ſie allein kömmt oder mit Gefolge, ob ſie ledig iſt, verheiratet oder Witwe, und andere Fragen mehr, die mancher Menſch in manchen Stunden von Manches Menſchenleben Augenblicken frei hat an den eben Angekommenen. Nachdem die Wanderheuſchrecke mir alle dieſe Fragen ſo zu meiner Zufriedenheit beantwortet hatte, wie ſie im Grunde kein ehrlicher Menſch der Welt zu beantworten im Stande iſt, fragte ich ſie, ob ſie mich perſönlich kenne, und was ſie in Wien denn eigentlich wolle?

„Wie ſollte ich Sie nicht kennen?“ répondit Madame la sauterelle, „Sie, den erſten Humoriſten, der ſeit 14 Jahren alle Tage ſeine Leſer mit Humor ſpeiſ't und dennoch noch ein Humoriſt iſt, und zwar blos deshalb, weil der Humor ihm ſo geſchwind nachwächſ't wie die jungen Kinder den alten Ehemännern. In der ganzen Wüſte Arabiens lieſt man nur Ihr Blatt, und erſt

neulich hat die intereſſante Novität Ihres „Wochen-Couriers“, daß Herr Theodor Wagner im Theater an der Wien in „Paris in Eipeldau“ auftreten wird, eine ſolche Senſation unter der gebildeten Heuſchreckenwelt hervorgebracht, daß ganze Wanderzüge beſchloſſen, über Conſtantinopel und Döbling ins Theater an der Wien zu zieh'n. Unter dieſem „Heuſchreckenzuge“ befinden ſich 262,000 Tenoriſten und Tenoriſtinnen, ſo wie 2,864,000 Baſſiſten und Baſſiſtinnen, die alle nicht auf allen Vieren, aber auf allen Sechſen im Theater gaſtiren.

„Aber,“ ſo fragte ich, „was ſpielen denn Sie für ein Inſtrument?“

„Nein, ich ſpiele gar kein Inſtrument, aber doch vermehre ich mich wie die Clavierſpieler, mache „Sprünge“ wie ein Violinſpieler, und brauche die Füße zu meinem Fortkommen wie Violoncelloſpieler.“

„Allein warum kommen Sie nach Wien, und gehen nicht lieber nach Paris?“

„O nein, nach Paris ziehen wir „Heuſchreckenzüge“ nicht; in Paris haben ſie das probate Mittel uns zu vertreiben, ſie ernennen den Herrn Hektor Berlioz zum „General-Capellmeiſter der Heuſchrecken-Vertreibungscapelle“, er zieht mit ſeinem „Fauſt“ gegen uns, und wir jagen von dannen. Dann iſt uns auch Wien weit lieber, der Grammatik halber; wir ſind nämlich unter uns noch nicht einig: ſagt man „die Heuſchrecke“,

oder „der Heuschreck“; in Wien aber, wo man eben so gut sagt: „Der Butter“ als „die Butter“, da genirt uns dieser Scrupel nicht.“

Ich dachte darüber nach, daß in unserer Zeit auch schon die Heuschrecken geistreich sind, und ich muß gestehen, daß der Gedanke der „Heuschrecken“, auf der Bühne zu gastiren, a priori sehr geistreich ist; denn so eine „Heuschrecke“ ist ein Tausendkünstler, und für die mannigfachen Branchen eines solchen Kunstinstitutes wie vom Himmel berufen. — Zuerst gastirt sie als „afrikanische Nachtigall.“ Wenn aber die Oper schachmatt ist, kann dieselbe Heuschrecke unter dem ihr ebenfalls eigenen Namen „Springhahn“ im ernsten, blutsaugenden Drama auftreten. Ist das blutsaugende, haarraufende, coulissenlaufende, rhinozerosschnaufende Drama auch caput, dann debutirt dieselbe Heuschrecke als „Heupferd“ im großen animalischen Roß-Trauerspiele. Ist's auch mit dem „Roß-Trauerspiele“, so wie man sagt, „pfutsch“, dann kann noch immer dieselbe Künstler-Individualität als Nachfolger von „Kandler“ et Consorten in den „großen, hopsenden Sprung- und Kraftdarstellungen“ unter den ihr gleichfalls zukommenden Namen: „Kohl-Springer“, oder „Springstappel“ auftreten, und auf diese Art kann eine Heuschrecke in jedem „Omnibus-Theater“ mit Nutzen verwendet werden; wenn auch nicht mit Nutzen für die Anstalt, doch mit Nutzen für sich selbst.

Da ich sah, daß die Heuschrecken solchen durchdringenden Verstand besitzen, war ich gar nicht abgeneigt,

dieſe mir aus den Wolken auf die Naſe gefallene Mitarbeiterin für mein Blatt zu engagiren, aber blos als „ſupernumerärer Mitarbeiter“ oder „Practikant der „Referentologie“, als wahrhafter „Galoppin“, die ſtets auf den Beinen iſt, von Gras lebt, und ſtets bereit iſt zu gehorchen, wenn man ihr ſagt: Machen Sie ſchnell einen Sprung da- oder dorthin.

Ich wurde alſo bald über die Bedingungen mit ihr einig. Ich machte ihr eben dieſelben Bedingungen wie ſo manche Wiener Blätter. Sie erhält von der Redaction nichts, in ihr ſelbſt gefälligen Raten abzuholen. — Verſprochen wird ihr Alles, was ſie ſich ſelbſt aufſchnappt; dafür ſteht ihr frei, ſo viel Sprachfehler mitzubringen, als ſie nur will. — Sie kann lügen, bis ſie ſchwarz wird, dann aber muß der Redacteur ſie waſchen. — Sie kann ihr Freibillet verkaufen und auf ihr Geſicht in's Theater gehen. — Endlich wird es die Miſſion dieſer „Wanderheuſchrecke“ ſein, ihrem Naturell gemäß, alle Felder der Kritik, die ſchon von andern ſtehenden Referenten beſucht und bearbeitet worden ſind, noch einmal nachzumähen, und nach ihrer eigenthümlichen ſcharfabſchneidenden Weiſe zu verarbeiten, ſo daß ſie eigentlich kein einziges Feld und doch wieder alle ihr nennen kann. Der Contract wurde aufgeſetzt, ſo ehrlich und offen, ſo bindend, ſo redlich an Geſinnung, ſo ohne allen ſchändlichen Hinterhalt, wie nur immer ein Theaterdirector mit irgend einem Stellvertreter abſchließt, und die Heuſchrecke war ein „Collaborateur du célèbre Journal l'Humoriste.“

## 4.

**Die Heuſchrecke wird im Bureau des „Humoriſten“ placirt. Letztes Stationsblatt und was ſie dem „Anti-„Thierquälereivereine“ für Vorſchläge zur Hülfe macht.**

Am Tage darauf, als die Heuſchrecke „nouvellement débarquée“ vierundzwanzig Stunden geſaßet hatte, als ſie durch einen Sperrſitz zu „Steffen Langer“ mürb gemacht wurde, alſo ganz das abgemagerte Anſehen eines „Wiener Journaliſten“ hatte, führte ich ſie in das Bureau des „Humoriſten“, wo ich ihr ein kleines „Trouſſeau“ bereitet hatte. Zuerſt glaubten meine Bureaubewohner, die Heuſchrecke wolle pränumeriren, waren alſo ſehr artig und fragten ſie: „Auf ein ganzes oder auf ein halbes Jahr?“ — Die Heuſchrecke glaubte, man frage ſie, ob ſie das Honorar auf ein halbes oder ganzes Jahr voraus wollte und ſagte: „Auf ein Jahr.“ Darauf wurde ſie gefragt, ob ſie als „Prämie“ auch noch ein „Vierteljahr vom vorigen Jahre“ haben wollte; die Heuſchrecke glaubte noch immer, es handle ſich um's Honorar, und war von dem Anerbieten, ein Vierteljahr vom vorigen zu honoriren, äußerſt freudig angeregt.

Ich, der ich das Gras wachſen höre, wenn ich meine Augengläſer aufſetze, merkte das Quipropuo ſogleich und bot meine Vermittlung zur Ausgleichung dieſer Mißverſtändniſſe an, welches freundlich angenommen wurde, worauf Alles ſo verblieb wie es war, d. h. auf

der einen Seite wurde nichts gegeben, wofür auf der andern Seite nichts genommen wurde.

Es handelte ſich um einen bequemen Platz in meinem Bureau, wo die Heuſchrecke, ihres weiblichen Geſchlechtes unbeachtet, ruhig ſitzen, oder ſitzen und ruhen könnte, ohne von dem ruhigen Sitzen der Anderen molestirt zu werden.

Es war gerade noch ein Winkel zwiſchen dem Repoſitorium der alten Journale und dem der unbrauchbaren Manuſcripte frei, und dieſer poetry corner wurde der debutirenden Heuſchrecke eingeräumt.

Das Bureauperſonale des „Humoriſten" hatte ſeine ſchönſten Schreibiedern angezogen, ſtand ſchwarz gewaſchen in Reihe und Glied, mit Ober- und Unter-Rothniſten bewaffnet, und mein Bureauchef hielt folgende kleine Anrede an die Neuangekommene:

„Madame! Sie betreten heute zum erſten Male dieſes Redactionsbureau, bis heute „von dem Laſter nicht betreten, von der Unſchuld nur bewohnt." Sie treten aus der vollen aſiatiſchen Barbarei plötzlich in die Mitte der höchſten europäiſchen Civiliſation, Tuchlauben, Nr. 439, zweite Stiege, zweiter Stock, Thüre links. Sie treten aus der ungebundenen Wildheit eines nomadiſchen Wanderlebens plötzlich in den Kreis der ſittlichen Gebundenheit, in den abgemeſſenen Kreis geſelliger Tugenden, kurz, in den Kreis von „Theaterrecenſenten" und „Novitätenſammlern", den zarteſten Weſen, welche durch Columbus zuerſt von Europa nach Amerika gebracht wurden."

„Hier, Madame, hier hört der Menſch auf, Menſch zu ſein, hier fängt er an, ein höheres Weſen zu werden, hier wird er Richter der Menſchen aller Stände: die Könige in den Trauerſpielen, ſowie die Banquiers in den Luſtſpielen; die Fürſtinnen in den Dramen, ſowie die „Fratſchlerweiber“ in den Localpoſſen: die Chriſten in den „Kreuzfahrern“, die Türken in „Zriny“ und die Juden in „Nathan“, Alle, Alle werden hier gerichtet, ganz unparteiiſch, wenn ſie ſo dumm ſind, ſich keine Partei zu machen. Hier ſchweigen alle Leidenſchaften, hier ſchlägt keine fühlende Bruſt: hier vernimmt man mit gleicher Ruhe den Erfolg der Lind und den Durchfall der Lutzer in London; hier betrübt man ſich ſo wenig darüber, daß die Oper: „Der Antheil des Teufels“ an der Wien durchgefallen iſt, als man ſich darüber freut, daß dieſelbe Oper im Kärnthnerthortheater gut ausgefallen iſt; hier macht es eben ſo wenig Schmerz, wenn wegen plötzlicher Unpäßlichkeit ein Stück von Iffland nicht gegeben werden kann, als es Freude verurſacht, wenn wegen einer „Roß-Cur“ „Graf Waltron“ unterbrochen wird; hier weint man ſo wenig darüber, daß ein Stanzchen“ aus dem „Generalbaſſe“ eine Corporal-Compoſition zuſammenzappelt; kurz:

„Hier in dieſen heiligen Hallen
Kennt man die „Empfindung“ nicht,
„Gefallen“ oder nicht „gefallen“,
Hier geht die „Tugend“ zu Gericht!“

Die arme Heuſchrecke, in Europa noch ganz unbe-

kannt, die noch alle Reden, Adreſſen, Dankadreſſen u. ſ. w. für wahre und bare Münze nahm, war bis zur Thräne gerührt, und verſprach auch ganz unparteiiſch zu ſein, welches wir ihr, da ſie gar keine Hände zum Nehmen hat, auch gerne glaubten.

Sie nahm ihren Platz ein, wurde in einen grauen Schreibe-Ermel eingewickelt, ein Krug Tinte, ein Laib trockenes Papier und ein Bündel Federn wurde ihr hingelegt, und alſo ausgerüſtet hatte ſie Alles, was nöthig iſt, um eine glorreiche Zukunft zu erringen.

Als ſie ſich an ihrem Pulte einheimelte, fielen einige Blätter aus ihrem Reiſealbum. Es waren abgeriſſene »Reiſegedanken«, »Reflexionen« und Notizen über den »Anti-Thierquälereiverein«. Hier einige Proben:

Konſtantinopel, 19. Juni. Türken, nichts als Türken.

Tito, 20. Juli. Noch immer nichts als Türken. Es geht doch ziemlich langſam mit dem Fortſchritte.

Tito, 29. Juli. Aha! auch Türkinnen! 200 auf's Stück Türken. Auch Pferde- und Sclavenmarkt; das verſteh' ich nicht — werde den Fürſt Pückler-Muskau fragen.

Moldau. Den Tag kann ich nicht beſtimmen; es gibt Länder, die gar kein Datum haben. Keine Quarantaine! Der Verkehr würde leiden, beſſer eine Million Menſchen als eine Million Gulden verloren. Die Menſchen erſetzen ſich von ſelbſt, aber die Gulden? Das iſt »unſer Verkehr!«

Siebenbürgen, im Auguſt. So ſind die Menſchen! Sie kehren unſere Jungen zuſammen, ſtecken ſie in Sack und laſſen ſich dafür bezahlen. Civiliſation! Die Ernte iſt vorbei! was ſollen wir machen?

Ungarn, 1. September. Ich habe mich von dem Heuſchreckenzug getrennt! „In Zeit der Noth,“ ſagt Tell, „iſt man allein am ſtärkſten.“ Ich fühle etwas von ſeinem Muthe in mir, Götter, leiht mir ſein Glück.

Gegend bei Lilienfeld. Heute habe ich einem kleinen Ball beigewohnt, den ein Beförderer des „Anti-Thierquälervereins“ ſeinen Landnachbarn gab. Ich habe mich in der Küche niedergelaſſen, um zu ſehen, wie die armen, zum Gegeſſenwerden beſtimmten Geſchöpfe auf die menſchlichſte, zarteſte Weiſe zubereitet werden, und ich muß geſtehen, ich wurde gerührt.

Ein Karpfe lag da, in der Blüte ſeines Daſeins, die Köchin ging hin zu ihm, bereitete ihn auf ſeinen Tod vor, gab ihm ein Viertelſtündchen Zeit, ſich auf die Ewigkeit vorzubereiten, dann nahm die Köchin eine Harfe und ſang einige Lieder, die den Karpfen in einen ſüßen Schlaf lullten, dann wurde der Karpfe bei Kohlendampf allmälig erſtickt, nachher erſt wurde er geſchnitten in die Pfanne gegeben; die Zwiebeln aber kamen erſt viel ſpäter in die Pfanne, denn man ſagt, die Todten bewahrten noch einige Zeit nach dem Tode den Geruchſinn.

Eine Schüſſel Krebſe, die nachher kam, wurde von der Köchin ebenfalls auf das Humanſte bereitet. Sie

hatte nämlich einen „Schwefeläther Apparat", mit welchem ſie jeden Krebs beſonders narcotiſirte, bis ſie zuerſt das Empfindungsvermögen und dann das Bewußtſein verloren hatten, dann erſt, als die Narcoſe vollendet war, wurden ſie in's heiße Waſſer gegeben.

Begieriger war ich, was mit einigen jungen Hühnern geſchehen ſollte, die mit aller Naivetät der kindlichen Unſchuld der abſchlachtenden Magd in das hübner blutdürſtige Auge ſahen. Allein die abſchlachtende Magd war ebenfalls Mitglied des Vereines, und beſaß eine eigene „menſchenfreundliche Hühnerſchlachtungs-Vorrichtung", ſie las nämlich den jungen Hühnern die Geſchichte aller Märtyrer vor, die ſich zum Beſten der Menſchheit geopfert hatten, die gekocht, geſotten, geſpießt, gebraten, in Stücke gehauen wurden. Die jungen, leicht zu exaltirenden Hühner wurden begeiſtert, ihre Bruſt hob ſich, ihre Augen funkelten, eine überlichte Exaltation durchſtrömte ſie, ſie ſtürzten ſich von ſelbſt in den ſiedenden Topf, und riefen in wonniger Begeiſterung aus: „Für die Menſchheit und für den Anti-Thierquälereiverein!"

Schwerer ſchien mir der Stand zu ſein, den man mit einem alten, tüchtigen, lebensfrohen „ſteiriſchen Kapaun" haben ſollte, um ihn ſanft, ohne Schmerzen und gefühlvoll in den Zuſtand des „Braun und Mürb-Gebratenſeins" zu verſetzen. Allein der Menſch iſt erfinderiſch, und am erfinderiſchſten im Dienſte der Menſchheit. Die Köchin nämlich redete dem „ſteiriſchen Ka-

paun“ ein, er habe eine Stimme wie die Kaſtraten Veluti oder Siboni, und würde ein vortrefflicher Opernſänger. Sie ſtudierte mit ihm die Rolle des „Edgardo“ in der „Lucia di Lamermoor“ ein, und wußte ſeine Künſtlerehre, ſeine künſtleriſche Begeiſterung ſo zu entflammen, daß der „ſteiriſche Kapaun“, als er die Schlußarie, nach welcher er ſich ſelbſt erſticht, mit flammender Exaltation ſang, bei den Worten: „Voglio morir! Voglio morir!“ wie Edgardo ſich ſelbſt den Bratſpieß durch die Bruſt rannte, und ſo in Seligkeit das Zeitliche mit dem Bratſpieß vertauſchte.

Ich war nun überzeugt, daß bei einem ſolchen Höhengrade von Philantropie man in Europa mit den Thieren zärtlicher umgeht, als mit den Menſchen! In Europa bekümmern ſich die Menſchen darum, daß die Kälber auf dem Transporte die Köpfe nicht hängen laſſen ſollen: aber wer bekümmert ſich um die Menſchen, welche die Köpfe hängen laſſen? Man bekümmert ſich, daß einem Karrengaul nicht zu viel Laſt aufgebürdet wird; aber wer bekümmert ſich darum, ob einem Taglöhner, einem Bedienten, einem Stubenmädchen u. ſ. w. zu viel aufgebürdet wird? Sie wollen Geſetze haben, daß kein Kutſcher ſein Pferd zu viel prügle, aber ſie haben keine Geſetze, daß ein tyranniſcher Vater ſeine Kinder nicht thieriſch prügle, mißhandle, verkrüppele, wie Thiere an den Karren und an das Triebrad ſpanne; ſie wollen nicht, daß die Menſchen die Ochſen vor den Kopf ſchlagen ſollen, aber daß die Ochſen den Menſchen alle An-

genblicke vor den Kopf ſchlagen, darum bekümmert ſich Niemand!

Alſo werden die Thiere in Manchem mehr berückſichtiget als die Menſchen, ſo werden wir armen wandernden Heuſchrecken auch Mitleid und Menſchlichkeit finden. Ich ſetzte mich alſo mit dem Anti-Thierquälerei-Vereinsmitglied in Verbindung, um mit ihm über das Schickſal der „Wanderheuſchrecken“ zu unterhandeln, wenn ſie in Schaaren ankommen ſollten; und es wurde unter uns Folgendes ſtipulirt:

„Philanthropiſcher Vertrag zwiſchen dem Anti-Thierquälereivereine und den Wanderheuſchrecken.“

1. Die Wanderheuſchrecken verpflichten ſich, auf ihren Zügen Alles, was unter dem Namen „Thier“ oder „Vieh“ dem Vereine theuer iſt, zu ſchonen, und ſich mit ſeinen Qualen blos an die Menſchen zu wenden.

2. Den Feldratten, den Dohlen, den Iltiſſen, die der jungen Heuſchreckenbrut nachſetzen, nicht mit Strenge entgegenzutreten, ihr Blut nicht zu vergießen, ſondern ſie mit moraliſchen Worten, mit erbaulichen Vorſtellungen von ihrem gräulichen Vorhaben abzubringen.

3. Verpflichten ſich die Wanderheuſchrecken Alle für Eine und Eine für Alle, auf den Feldern, Wäldern, Aeckern und Wieſen, die ſie verheeren, alle Inſecten zu verſchonen, ſie menſchlich zu behandeln, und ihre perſönliche Freiheit nicht zu gefährden.

Dafür verpflichtet ſich

4. Der „Anti-Thierquälereiverein“ die Heuſchrecken mit Humanität zu vertilgen, und ſie auf das Lieblichſte und Freundlichſte auszurotten; nicht auf Ein Mal, ſondern nach und nach, nicht im Böſen, ſondern im Guten, nicht in Schmerzen, ſondern in einem wohlthuenden Gefühle der Behaglichkeit.

5. Es wird alſo dem „Heuſchreckenzug“ nicht mit lärmender Muſik, mit Pauken und Trompeten, oder gar mit dem „Tamtam“ entgegengezogen, wie in einer Feſtoper, ſondern jede „Heuſchrecke“ wird einzeln vorgenommen, und durch irgend eine moderne Compoſition, durch eine Arie, durch ein Duo u. ſ. w. verjagt. Es wird nach der Individualität der Heuſchrecken gehandelt, die eine wird durch Clavierpauken, die andere durch Katzendarmſtrich, die dritte durch Harfengezupf u. ſ. w. ſo lange anmuſicirt, bis ſie ſich auf ewig empfiehlt.

6. Die ganz jungen, alſo ſchon europäiſchen jungen Heuſchreckchen werden in eine eigene

„Klein-Heuſchrecken-Bewahranſtalt“

gegeben, bis ſie durch Erziehung und ſittliche Bildung ihre Heuſchreckennatur abgelegt und wie alle Europäer nicht mehr von Pflanzen, ſondern Einer von dem Andern leben.

7. Die „Eier“ der Heuſchrecken werden geſammelt, auf die Seilerſtätte gebracht und dort zum Beſten irgend einer wohlthätigen Anſtalt dem Duzend nach verkauft.

8. Bevor die „Wanderheuſchrecken“ ihren Zug fortſetzen und uns verlaſſen, wird ein

„großes Abſchiedsconcert zum Beſten derjenigen, die es arrangiren,“

veranſtaltet. Eine Hälfte geht auf die Unkoſten auf, die andere Hälfte verliert ſich wie der Rhein, der doch größer iſt, in den Sand, und die dritte Hälfte wird für den „Dank an die edlen Veranſtalter“ in der „Wiener Zeitung“ verwendet; was dann bleibt, bekommen die Heuſchrecken auf die Hand. Dictum, factum, ſo bindet das pactum, zwiſchen den Heuſchrecken groß und klein, und dem „Anti-Thierquälereiverein“, geſchloſſen auf meinen Reiſen, zwiſchen der Donau und der Traiſen, nicht weit von der Döbler-Villa, dies irae, dies illa!“

Ich las dieſe Zeilen aus dem Album meiner neuengagirten Mitarbeiterin und war zufrieden. Darauf erhielt ſie meine geheimen Inſtructionen, was und worüber ſie künftig zu berichten hat, und nun bleibt es ihr überlaſſen, von Zeit zu Zeit ihre „Wiener Albumsblätter“ im „Humoriſten“ mitzutheilen.

## Grillen aus „Moritz-Ruh'".

### Unmuth.

Ich bin verdrießlich, kann's nicht laſſen,
Und mach' ein ſaueres Geſicht:
Die vielen Neider thun mich haſſen,
Und die Geliebte mag mich nicht!

Die dummen Leut' ſind mir zuwider,
Die Klugen aber ſind ſo rar,
Das Schweigen ſchlägt mich ganz darnieder,
Das Sprechen aber bringt Gefahr!

Ja bei den garſt'gen Frauen allen,
Da fänd' ich wohl noch einen Schatz,
Doch bei den ſchönen, die mir gefallen,
Iſt immer ſchon belegt der Platz!

Die mich lieben, bewundern und ſchätzen,
Sie haben Luſt mir nur beſchert,
Die mich verleumden, haſſen und hetzen,
Sind nicht einmal der Rache werth!

Die Erd' iſt ſtets dieſelbe,
Die Bäume wie ſie blüh'n,
Sie ſind im Herbſt ſtets gelbe,
Und in dem Frühling wieder grün!

Durch alle Erdentheile
Regiert nur eine Macht,
Sie heißt: „die Langeweile“,
Die Königin der Nacht!

Mir ekelt ſchon die Sache!
Ich wünſchte Eines nur:
Ich wollt', ich wär' ein Drache,
Und ſie ein Schaf der Flur!

Dann packt' ich ſie im Schnabel
Und trüg' ſie in die Höh',
Und ſagte dann dem Babel
Der ganzen Welt: Adieu!

## Selbſtkenntniß.

Unter allen Menſchen auf der Welt
Bin ich nur klug und weiſe!
Das ſag' ich mir wohl hundert Mal
Des Tages über, aber leiſe;

Ich ſag's nur mir, nur mir allein,
Ich ſag' es keinem Zweiten,
Denn ich vertraue, was ich denk',
Nur einem recht Geſcheidten!

Alles, was gekommen iſt,
Hab' ich voraus geſeh'n,
Doch weil die Welt geſtolpert iſt,
D'rum ließ die Welt ich geh'n.

Ich prophezeie Schnee und Froſt
Bei Sommerglut und Schmelz,
Und rufe: „Wer kein Eſel iſt,
Der ſorg' für ſeinen Pelz!“

Schimpft hie und da ein Demagog
Im Journal ſich weiblich ſatt,
So ſag' ich gleich: „Dreht ſich der Wind,
So wendet ſich das Blatt!“

Wenn Einer zu dem Andern ſpricht:
„Die Menſchen all' ſind gleich!“
Weiß gleich ich, daß er arm iſt,
Der Andere aber reich!

Wenn Jemand ewig murrt und ſpricht:
„So bleiben kann es nicht!“
So weiß ich, daß er Schulden hat,
Hämorrhoiden oder Gicht!

## Liederquell.

Nur aus zerklüftetem Geſtein
Entſpringt die volle Quelle;
Nur aus zerriſſenem Gemüth
Entſpringt des Liedes Welle!

Nur wer verſchmachtet ſchier vor Durſt,
Den labt ſo recht die Quelle;
Nur wer vergeht in Liebesleid,
Den labt des Liedes Welle!

## Est modus in rebus.

Wohl den Kuckuck könnt' ihr fragen,
Und er gibt euch gleich Beſcheid,
Doch die Nachtigallen ſchlagen
Nur aus eig'ner Luſt und Leid.

Wohl den Gimpel lehrt ihr wieder,
Daß er euer Liedlein pfeift,
Doch die Lerche ihre Lieder
Aus der Höhe ſelbſt ſich greift!

Papagei läßt ſich erweichen
„Spitzbub!" „Spitzbub!" nach zu ſchrei'n;
Doch dem Aar und Seinesgleichen
Impft ihr euer Wort nicht ein!

Staarmatz, Droſſel, Fink und Meiſe
Lernen willig euer Lied,
Doch die Eule, ſtumm und weiſe,
Euer Tagsgeplapper flieht!

Und die Galgenvögel geben
Billig ihre Federn her,
Sänger doch, die höher ſchweben,
Singen nur zu Gottes Ehr'!

# Meine Memoiren.

## III.

Die Mischung von Güte, Gemüth, Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit mit Herbheit, Eigensinn, Trotz und zorniger Unbändigkeit, die in meiner Individualität Wand an Wand athmen und abwechselnd über meine Stunden und Tage, über Schritte und Worte herrschen, habe ich wohl von meinem Elternpaare.

Meine Mutter Charlotte, mit dem Familiennamen Brüll, aus Preßburg, war das lebendige Princip der Liebe, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Gastfreundschaft und Duldung überhaupt. Ich erinnere mich ihrer, die ich in meiner frühesten Jugend verlor, wie man sich einer Traumgestalt, eines Traumengels erinnert. Sie war schwach und kränklich, blaß und leidend. Sie trank den Wermuth, der ihr in den Lebensbecher gegossen wurde, sie aß das Salz, das ihr in die Lebensschale geschüttet wurde, mit wahrhaft christlicher Demuth, Geduld und frommer Ergebung.

Das Andenken an alle Liebe, an alle Liebkosung, an alle Zärtlichkeiten, an alle Tröstungen, mit welchen sie die dornen- und schmerzvollen Stunden meiner Kindheit überdeckte, durchmilderte und linderte, geht durch

mein Leben mit mir wie ein unſichtbarer Wehmuthsgenius, der mit rückwärts gewandtem Geſicht lächelt und weint.

Ein Beweis, wie dieſes Andenken in der tiefſten Tiefe meines Seins eingefeſtigt iſt, mag folgender Moment aus meinem ſpätern Leben zeigen.

Als ich nämlich 9—10 Jahre alt war, war ein großes „Talmud-Examen“ bei dem bürgerlich befugten „Rabbi Lebiſch“, Doctor der angewandten Ochſenziemer und Magiſter der ununterbrochenen Prügel!

Meine Wenigkeit bekam von ihm am Anfang jeder Woche, ohne alle Rechtsgründe, ohne Verhör und Urtheil, eine Tracht Prügel anticipando, und auf die Klagen meiner Mutter ſagte er: „Ich ſchlag' ihn deshalb, weil ich weiß, daß er die ganze Woche nichts lernen wird und am Freitag doch Alles beſſer wiſſen wird wie alle Anderen!“ Dieſe ſchmeichelhafte Vorprüglung währte aber die ganze Woche lang!

So wie die jüdiſche Kochkunſt nur aus zwei Dogmen beſteht: „Mandeln und Zibeben“, ſo beſteht der jüdiſche Talmud-Unterricht nur in zwei Dogmen, in „Schelten und Schlagen“!

An einem ſolchen Freitag, der einem Sonntag folgte, an dem mein Rücken einen beſondern braunen und blauen Montag feierte, ging ich aus dem großen General-Talmud-Examen hervor wie ein junges ruhmvolles Spanferkel, braun und glänzend! Der Ruf meines Sieges über 48 oder 50 andere Talmublinge war mir vor-

ausgeeilt, und als ich nach Hause kam, liebkoſ'te mich meine Mutter, band mir ein neues blaues Halstuch um den Hals, tröſtete mich, legte die Hand auf meinen Kopf und ſagte: »Ich bin verſichert, Gott wird dich hundert Jahre leben laſſen!«

Dieſer Augenblick der mütterlichen Zärtlichkeit und Segnung blieb mir, ſonderbarer Weiſe genug, vor Allem im Gedächtniß.

Im Jahre 1831 lag ich in München am Nervenfieber todkrank darnieder. Ich war ganz entmuthigt und faſt apathiſch. Se. Majeſtät der König Ludwig ſchickte mir in ſeiner hochherzigen Theilnahme ſeinen Leibarzt Dr. Wenzel, den ich aber in meiner Stumpfheit nicht anhören wollte.

Ungefähr in der zwanzigſten Nacht meiner Krankheit lag ich im Zuſtand voller Betäubung und Seelenlichtloſigkeit, das Zimmer war von einer Nachtlampe matt erhellt und Freund Jerrmann war an meinem Bette eingeſchlummert.

Da hörte ich die Zimmerthüre leiſe aufgehen, meine Mutter trat herein, ſo wie ſie an jenem Freitag vor mir ſtand, ein lichtblaues Kleid, in einer bunten, alles Haar verbergenden Haube mit zwei breiten Seitenflügeln, in der Hand hatte ſie ein blaues Halstuch wie dazumal, ſie beugte ſich über mich, band mir das blaue Tuch um den Hals wie dazumal, tröſtete mich, legte die Hand ſegnend auf mein Haupt und ſagte wie dazumal: »Ich bin verſichert, Gott

wird dich hundert Jahre leben laſſen!« und verſchwand.

Dieſe »Viſion« oder »Fieberphantaſie« machte eine wunderſame Wirkung auf mich. Es ſchien mir kein Wunder, ich dachte nicht darüber nach, ja mir fehlte ſogar die klare Erkenntniß, daß meine Mutter todt iſt, allein von dieſem Augenblick an kehrte eine unerklärliche Beruhigung, eine ſolche fromme Zuverſicht in mein ganzes Weſen ein, es wurde klar und licht in mir, die Dumpfheit meines Zuſtandes war wie eine Decke weggehoben. Von dieſer Minute an war ich ein Anderer und ſelbſt mein Arzt fand am Morgen darauf, daß eine ganz wohlthuende Nervenumſtimmung bei mir ſtattfand, und von da an genas ich.

Bei dieſer Gelegenheit ſei eine an dieſe Krankheitsgeſchichte geknüpfte Anecdote erzählt. Nachdem ich ſchon mehrere Tage ausging, begegnete ich im »engliſchen Garten« Sr. Majeſtät dem König Ludwig. Nach ſeiner Gewohnheit herablaſſend und gütig, geruhte Se. Majeſtät mir zur Geneſung Glück zu wünſchen und fügte hinzu: »Aber warum haben Sie denn meinen Arzt nicht haben wollen, haben Sie kein Vertrauen zu meinem Leibarzt?«

Ich verneigte mich ehrfurchtsvoll und erwiederte: »Nein, Euer Majeſtät! Zu dem Leibarzt Euer Majeſtät habe ich kein Vertrauen, denn er iſt gewohnt, Unſterbliche zu behandeln!«

Mein Vater, Gottlieb Saphir, war eine ſtattliche, impoſante Geſtalt, er war ein Mann voll des ſchärfſten

Verſtandes, im Beſitze eines wunderbaren Scharfſinnes, ſo daß er — er bekleidete das Amt eines Oberlandes-Steuer-Einnehmers der damaligen Kopfſteuer, „Malkegeld“ geheißen — von einem großen Umkreiſe der Bewohner der umliegenden Comitate in allen Dingen zu Rathe gezogen wurde.

Er beſaß ungewöhnliche Kenntniſſe und war wegen ſeiner hohen Redlichkeit und Charakterlauterkeit allgemein ſehr geachtet und geſchätzt. Uebrigens war er, bei aller Geiſtesfülle, orthodoxer Jude; die finſteren und marternden Auslegungen der jüdiſchen Geſetze fanden an ihm einen fleißigeren Befolger als die heiteren und genußerlaubenden.

Lachen war bei ihm faſt antireligiös. Wir Kinder bekamen ſelten die „Erlaubniß zum Lachen“.

Auf unſern Unterricht verwendete er viel und gern, natürlich im „Talmud“ und „Bibelſtudium“. Seine höchſte Sorgfalt verwendete er darauf, uns „ſchön ſchreiben“ lernen zu laſſen!

Da fand er nun an mir, ſeinem Benjamin, leider eine Quelle von Verdruß und Betrübniß!

Die jüdiſchen Schriftbuchſtaben ſind viel maleriſcher, viel charaktervoller als die deutſchen. In der deutſchen Schrift kann man die Buchſtaben eines ganzen Wortes verbinden, ſie in einem Zug hinſchreiben; jedes Wort iſt eine verbundene kleine Gemeinde. In der jüdiſchen Schrift muß jeder Buchſtabe für ſich allein hinge-

ſtellt werden, jeder Buchſtabe iſt ein »Balbohs« (Hausbeſitzer) für ſich.

Mein Vater hatte Lieblingsbuchſtaben, z. B. das »K« (»Kuhf«), das »P« (Pee), das »n d« (nun-dallet) u. ſ. w.

Dieſe drei Buchſtaben waren meine ärgſten Feinde auf der Welt! Wenn ich ein »Pee« machte, ſchien es mir Geſichter zu ſchneiden, mich anzugrinſen und anſtatt daß es, fertig gewunden, ausſehen ſollte wie eine Boa Conſtrictor, die ſich zirkelmäßig zuſammenrollt, ſah es aus wie ein verdorbener Krautſtrudel, der in ſeiner Entwicklungsperiode doppelte Glieder bekam und ſein Daſein zwiſchen Pantoffel- und Pudelmützen-Geſtalt friſtete!

So oft mein Vater ein ſolches naturwidriges »Pee« ſah, wie es aus dem ſchwarzen Rachen meiner Feder auf das Papier hintrat, ſeufzte er tief über die Entartung meiner Menſchenwürde: »Wer ein ſolches »Pee« macht, wird ſein Lebtag kein ordentlicher Menſch!«

Alſo dieſes »Pee« iſt ſchuld, daß ich ein Schriftſteller wurde!

Meine hiſtoriſch-literariſche (!!) Bildung aber bekam ich als Kind bei meinem Großvater, und das hängt mit »Joſephus (Flavius) und Alexander von Macedonien« wie folgt zuſammen.

## IV.

Mein Großvater hatte beſondere Zärtlichkeit für mich, ich war nämlich ſein jüngſtes Enkelchen.

Seine Zärtlichkeit manifeſtirte ſich glänzend! Er beſaß bei ſeinem Hauſe einen Garten, der mein Paradies war. In dieſem Paradieſe ſtand auch ein Apfelbaum, welcher koſtbare Aepfel trug.

Wenn nun mein Großvater von Zärtlichkeit überfallen wurde, durfte ich mit ihm in's Paradies gehen und dort auf den Baum der Erkenntniß klettern und einen — zwei Aepfel vom Zweig brechen.

Aber der Drang nach Erkenntniß in mir war ſtärker als der Befehl: „nicht mehr als zwei, oder ich jag' dich mit der Stange herunter!“ Die Scene endete gewöhnlich mit Vertreibung aus dem Paradieſe. Aber ich war ein kleiner Trutzkopf!

Mein Großvater beſaß den Joſephus (Flavius) mit hebräiſch-deutſchen Lettern, und ich mußte ihm denſelben vorleſen! An jedem Abend nach einem „verlornen Paradieſe“ wurde ich ſo ſtockheiſer, daß ich den Joſephus nicht vorleſen konnte.

Dann gingen die Unterhandlungen an, die gewöhnlich damit endeten, daß ich für den kommenden Tag freie

Aepfelfahrt zugesagt bekam und ein kupfernes Fünfzehnkreuzerstück als Kriegsentschädigung.

Dann begann ich die historische Prälection und mein Großvater hörte mit derselben Aufmerksamkeit die vielleicht zum 20. Male wiedergelesene Geschichte von der Zerstörung Jerusalems und wie „wegen ein Hendel Jerusalems Tempel ist zerstört worden!“ Jedesmal überzog tiefe Wehmuth das Antlitz meines Großvaters bei dieser wundersamen, von „Josephus“ historisch beglaubigten Thatsache! „Wegen ein Hendel!“ lamentirte er beständig!

Wenn ich damals schon so ein witziger Gelehrter und so ein gelehrter Witziger gewesen wäre wie jetzt, so hätt' ich ihm gesagt: „Lieber Großvater! kleine Ursachen, große Wirkungen! Wegen eines Apfels ist der Tod auf die Welt gekommen, wegen ein bischen Linsen ist ein großer Völkerstreit entstanden, wegen „ein Hendel“ ist Jerusalem und wegen „ein Gansel“ Troja zerstört worden!“

Während mein Geist auf diese Weise den ersten Trank aus dem Busen der Weltgeschichte sog, bekam meine Phantasie und mein romantisches Herz einen abenteuerlichen Grundgeruch durch den alten Kammerdiener der Grundherrschaft von Lovasberény. — Er war nahe an achtzig Jahren, und war auch „Lovasberényer Postmeister“, aber nur einmal die Woche, wenn die Briefe für meine sämmtlichen Contemporains, von Totis, glaub' ich, abgeholt und die Briefe ausgetheilt wurden.

Er war Tyran de Lovasberény Nr. 4, er ließ ſtundenlang auf die Briefe warten, oft ſagte er: „Packt Euch zum Teufel und kommt morgen wieder.“ Dieſer Tyrann war aber auch Romantiker, er beſaß eine Bibliothek! d. h. ein einziges, dickes, einbandloſes Buch ohne Titelblatt. Es waren „Hiſtorien“, „Märchen“ wie ich jetzt glaube. Er war paſſionirt, ſie vorzuleſen; und ſo entflammte ſich meine Phantaſie an zwei Erzählungen: „Der grüne Serpentino“, und „die Prinzeſſin Lerrinette.“

Ich ſaß ſtundenlang mit geſchloſſenen Augen und hörte auf die peinlich verwickelten Geſchichten.

„Der grüne Serpentino“ war ein grauſamlich garſtiges Mannsbild mit grünen Haaren. Er war der einzige Sohn eines mächtigen Königs; ſo grauſamlich häßlich er war, ebenſo grauſamlich tugendhaft, ritterlich und edelmüthig war er. Er liebte die einzige Tochter des mächtigen Königs Zamaburgo, aber die böſe Fee „Fanferlüſche“ hat ihm grüne Haare geſchenkt, damit ihn kein weibliches Weſen liebe. Aber Liebe iſt ſtärker als Feen, in den Augen der echten Liebe ſind rothe Haare, blonde Haare und grüne Haare gleich! Die Prinzeß Brambilma liebte den grünen Serpentino, der für ſie erſt durch einen brennenden Wald in eiſernen Stiefeln ging und ich weiß nicht mehr zu wie viel Rieſen und Drachen ſagte: „Allez-vous-en!“ und ſie dann in denſelben brennenden Wald trieb und ihre Herzen auf einem Spieß von „Glasgold“ (?) an Brambilma überſendete.

Die „Prinzeſſin Kerrinette“ war eine wunderſchöne Prinzeß, die auch von einer böſen Fee in ein Unthier verwandelt wurde, bis zum Leib reizendes Weib, dann bis zu den Beinen Klapperſchlange und das Piedeſtal eines Donaukarpfen! Sie wohnte in einem gläſernen Kürbiß, in welchem ſie auf das Rührendſte ſang und Zither ſpielte. Die Erlöſung ſollte dem gelingen, der ſie aus dem Kürbiß befreit, ohne ſie zu berühren und den Kürbiß zu beſchädigen.

Mit brennender Neugier lauſchte ich athemlos der Löſung, da — o entſetzliches Geſchick! — alle Blätter fehlten bis zum Anfang der Erzählung „Einunddreißigel!“

Meine Tage und Nächte waren nun bevölkert mit „grünen Serpentino“ und „Prinzeſſin Kerrinette!“ Fieberhaft dachte ich nach, wie ich noch die Prinzeſſin aus dem Kürbiß holen könnte, ohne den Kürbiß zu zerbrechen, und ich erinnere mich ſehr gut, daß ich an großen wirklichen Kürbiſſen verſchiedene Verſuche und Kaiſerſchnitte machte.

In jedem Mädchen ſah ich eine Kerrinette und ich war der „grüne Serpentino!“ Ich hätte eine Welt darum gegeben, wenn ich grüne Haare gehabt hätte, um zu erproben, ob „Krumetel“ *) mich trotz grüner Haare lie-

*) Der Leſer des „Humoriſten“ hat ſie aus meinen Kindheits-Skizzen „Was guter Eſſig werden ſoll, wird früh ſauer,“ vielleicht im Andenken.

den und heiraten würde; und — für Geld bekömmt man Alles —! ich bekam über Nacht grüne Haare!

Der Erzählung dieſer Schöpfung meiner grünen Haare ſei deshalb ein Plätzchen in meinen „Memoiren“ gegönnt, weil ſie ein Beweis ſein mag, wie beſchränkt mein Verſtand in meiner Kindheit geweſen ſein muß, ja, ich erinnere mich gewiſſer Züge von Dummheit aus meinen Jahren von 8—10, die an's Unbegreifliche geb'n, da ich in denſelben Jahren doch die erſtaunenswertheſten Proben von Auffaſſung, Scharfſinn und ſchneller Erkenntniß in allen jenen Fächern entwickelte, die mein Studium ausmachten.

Mein älterer Bruder Leopold benützte dieſe meine leichtgläubige Beſchränktheit auf's practiſchſte. Als jüngſtes Kind wie jüngſter Enkel, als Neſthecken und Mutterſöhnchen hatte ich immer ein paar Groſchen in der Taſche. Bruder Leopold — etwa um acht Jahre älter — wußte dieſe Groſchen des Benjamins ganz geſchickt in ſeine Taſchen zu bringen.

Sollte man glauben, daß ich ihm Geld dazu gab, Gänſefedern zu kaufen, ſie anzubauen, ſie täglich mit einer von ihm verfertigten Wundertinctur zu begießen — damit lebendige Gänſe emporwachſen!

Als Vertrauter meiner Liebe zu „Frumetel“ und meines ſehnlichen Wunſches, „grüne Haare“ zu haben, ſagte er eines Tages: „Ich könnte machen, daß dir grüne Haare wachſen, aber das koſtet wenigſtens ſechzehn Groſchen!“

Durch beſondere Liebkoſungen erſchmeichelte ich mir dieſes Capital und am andern Nachmittag nahm mich mein Bruder in die Mache. Ich weiß nicht, welche „Löwenpomade“ er erfand, aber nach einer halben Stunde war ich „grüner Serpentino der Zweite!“ Mein Kopf ſah aus wie eine ungekämmte Stachelbeerhecke!

Ich war glücklich! Und eilte nun zu „Frumetel“, ob ſie mich noch lieben wird!

Frumetel erging ſich eben im „Kukuruzgarten“ und ſah nach, wie lange ſie noch auf einen Maisſtengel warten müſſe.

Ich ſtürzte ihr wie eine gelbe Rübe mit grünem Haarbüſchel, ein „Riquet à la houpe,“ entgegen, das Herz von Glück und Sehnſucht geſchwellt, aber — curioſer Guſto! — Frumetel erblickte mich, ſchrie auf, ſchlug die etwas erdigen Hände, beim Anblick ihres Sohnes der Wildniß, über ihren Kopf zuſammen und ſchrie: „Mozi *) biſtu meſchugo? (verrückt). Geh' mir aus den Augen, du Mießnik!“ (Unhold!)

Ich war wie vom Donner gerührt! „Und darum grüne Haare? und darum ſechzehn Groſchen ausgegeben?“

Noch größer war der Lärm in meiner Familie, als der kleine Benjamin als „grünliches Meerweib“ nach Hauſe kam.

---

*) Kätſchelname für Moriz.

Es war ein großes Gewitter, welches oft einschlug. Aber ich blieb vier Wochen lang grüner Jüngling!

Dieser Vorfall war Veranlassung, daß beschlossen wurde, mich auf die „hohe Schule“ nach „Pak“ zu schicken, um Frumetel aus mir heraus- und noch mehr Talmud in mich hineinzupeitschen.

# Vorſtellung deutſch-deutſcher Magie

des

großen erſten deutſchen Profeſſors „Herrmann“

und ſeiner

Frau Profeſſorin „Thusnelda“, im Teutoburger Walde.

Die ungemeinen Erfolge, welche Profeſſor Herrmann in Wien im Carl-Theater in der Leopoldſtadt feiert, die er einerntet, der Zulauf, welcher täglich zunimmt, die Anerkennung, welche ſelbſt die ſonſt ſpröden, excluſiven Journale ihm angedeihen laſſen, der Umſtand, daß Herr Profeſſor Herrmann und ſeine magnetiſche Frau das Tagesgeſpräch der Reſidenz bilden, das Alles hat den Brotneid des alten deutſchen Profeſſors noch in ſeinem Grabe erweckt, und um der Welt zu zeigen, daß es noch Herrmanns über Herrmanns gibt, daß der Profeſſor Herrmann in Wien mit all ſeinen fünfhundert Fingern an jeder Hand und fünfhundert Bouquets und Federbuſchen unter jedem Fingernagel, doch noch ſeines Gleichen hat, wenn auch nicht in der Welt, doch in Deutſchland, welches nicht zu der Welt zu rechnen iſt, weil es erſt lang nach der Erſchaffung der Welt von einem Doctor der Philoſophie aus einer Krautſtaude und einer Idee erſchaffen, und als ein „cogito ergo sum“ zwiſchen den

böhmiſchen Hopfen und die holländiſchen Häringe eingeſetzt wurde.

Dieſer Herrmann der Erſte kündigt nun ſeine Vorſtellungen der „deutſchen Magie“ im Teutoburger Wald an und hat uns folgendes Programm eingeſendet. Wir theilen es mit und hoffen, der hierortige Profeſſor Herrmann wird nichts dagegen haben, da in dieſem ſchlechten Wetter, wo es oben ſo neblig und unten ſo ſchmutzig iſt, kein Wiener erſt nach dem Teutoburger Wald gehen wird, um Wunder zu ſehen, die er jetzt im Carl-Theater ſo nah und bequem hat. Alſo:

Programm.

Erſte Abtheilung.

1. Die fliegenden Karten. Der deutſche Herrmann nimmt mehrere neue, einzelne, deutſche „Karten“ und wirft ſie in die Luft, als ob es Luftballons wären, ſo hoch, daß man ſie gar nicht bemerkt und daß ohne Unterſchied, ob's Schellen-König oder Pique-Landsknecht oder Treffle-Buben u. ſ. w. ſind. Das iſt blos Muskelkraft!

2. Das indiſche Foulard. Er nimmt das Naſentuch der Germania, ein gewöhnliches Taſchentuch, denn Niemand hat ſo viel Naſen in der Taſche, als die Frau Germania. Dieſes Taſchentuch zeigt er hin, daß gar keine Naſen darin ſind; ſagt: Eins, zwei, drei, und ſchüttelt über tauſend Naſen, beſonders römiſche heraus; dann zeigt er wieder, daß nichts d'rin iſt, ſagt: Eins, zwei, drei, und ſchüttelt tauſend weiße, grüne,

blaue und rothe Adlernaſen heraus. Dann zeigt er wieder, daß in dem Tuch keine Naſe ſteckt, ſagt: Eins, zwei, drei, und ſchüttelt tauſend Federn heraus, die alle ſchon tauſend Naſen bekommen haben!

3. Der Fiſchfang. Der deutſche Herrmann zeigt, wie er ohne das Mindeſte dazu zu thun, immer und von allen Seiten „Fiſche fängt“! Er ſteckt die Naſe nach Oſten, da fängt er einen Fiſch von Oſten; er ſteckt die Naſe nach Weſten, und ſo von allen Weltgegenden. Am Ende zeigt der gute deutſche Herrmann was er Alles geangelt hat, und ſieh', es iſt nicht Fiſch und nicht Fleiſch!

4. Die ſympathiſchen Turteltauben. Er nimmt eine Taube, d. h. eine Präſidentſchaft, die nicht hören will, dann nimmt er noch eine Taube, d. i. eine Nationalverſammlung, die nicht hören will; dieſe zwei Tauben läßt er eine Sitzung lang zuſammen turteln, ſo zärtlich turteln, bis ſie durch und durch geturtelt ſind, dann nimmt er die eine Turteltaube, z. B. die „Präſidentſchaft“, und wickelt ſie in ein „beſchriebenes Blatt Papier“, die andern Turteltauben, z. B. die Nationalverſammlung, ſteckt er in einen Kaſten, dann ſchießt er eine Windbüchſe los, das Papier iſt fort, und die zwei Tauben ſitzen in einem Kaſten, indem ſie ſich auf's Zärtlichſte ſchnäbeln und turteln!

## Zweite Abtheilung.

1. Das Geld auf Reiſen. Der deutſche Herrmann geht mit ſeinem Geld auf Reiſen. Er zeigt eine

Münze: „Meine Herren! Sie ſehen, dieſe Münze hat einen „Fuß“, einen natürlichen Fuß. Nun bin ich zwei Meilen gegangen, buſch, hat die Münze einen andern Fuß; nach zwei Meilen, wieder einen andern Fuß; dann wieder zwei Meilen, wieder einen andern Fuß; und wieder ein Paar Meilen, da hat die Münze gar keinen Fuß mehr, ſondern blos ein Schienbein!

2. Die unerſchöpfliche Flaſche. Der deutſche Profeſſor Herrmann zeigt eine „Flaſche“, welche das Schickſal an Deutſchland gegeben hat; es ſcheint eine gewöhnliche „Flaſche“ zu ſein, wie man ſie im gewöhnlichen Leben häufig bekömmt, allein es iſt eine „unerſchöpfliche Flaſche“, welche das Schickſal eigens für Deutſchland bereit hält; es gibt aus dieſer Flaſche den Deutſchen Tauſenderlei zu koſten! Die Flaſche geht nicht aus! Bald eine „ſüße Melange“, bald ein „Gläschen Bitteres“, bald einen „Fuſel“, bald ein Glas „franzöſiſchen Wein“, bald einen „Johannisberger“, bald einen „Cabinetswein“, bald einen „Haarbeutel“ und bald einen „Ausbruch“! Dieſe „Flaſche“ geht ſchon in's dritte Jahrhundert und iſt noch nicht erſchöpft!

3. Die lebenden Todten. Er nimmt eine Geſellſchaft von lebenden Menſchen aus allen Ständen: Gelehrte, Beamte, Künſtler u. ſ. w., ſtellt zwiſchen jeden ein Todtengerippe mit leerem Hirnſchädel. Dann hält er ihnen als Vorſitzender eine Rede über die Nothwendigkeit, daß man bei Tag kein Licht braucht, und alle leeren Hirnſchädel nicken: „Ja“!

4. Die Seherin. Ausgeführt von Madame Thusnelda, die erſte deutſche magnetiſche Perſon. Der deutſche Herrmann ſetzt ſeine Frau tief in den Teutoburger Wald, bindet ihr irgend eine Reichs-Zeitung um die Augen, ſo daß ſie kein Stück ſehen kann; dann geht er nach Deutſchland, miſcht ſich in's Publicum und richtet verſchiedene Fragen an Thusnelda, z. B. er deckt die Hand über ein ganzes Land und fragt: „Was iſt das?“ und Thusnelda, ohne ſich zu beſinnen, antwortet: „Lippe-Detmold!“ — Darauf faßt Herrmann die Preßzuſtände in Preußen an und fragt: „Was iſt das?“ Thusnelda bebt etwas und ſagt ſchmerzlich: „Eine Kette!“ — Darauf faßt Herrmann Einen aus dem Parterre auf, gibt ihm einen „Schmarrn“ zu eſſen und fragt: „Was iſt das?“ und Thusnelda ſagt augenblicklich: „Ein Zuſchauer!“ — Darauf legt der deutſche Herrmann ſeinen Finger auf einen Punct der deutſchen Landkarte, ſagt gar nichts, ſondern gähnt blos, und Thusnelda ſagt: „Das iſt Hannover!“ — Darauf legt er die Spitze ſeines Zauberſtabes auf die Zöpfe der ſchönen Damen und fragt: „Was iſt das?“ und Thusnelda ſagt: „Das iſt eine Union!“ — Darauf greift er Jemand in die leere Taſche und fragt: „Was iſt das?“ und Thusnelda ſagt: „Das iſt ein Eingriff in die Finanzcaſſe!“ — Dann führt er die Wiener Theaterdirectionen an die jetzt volle Leopoldſtädter Theatercaſſe und fragt ſie: „Was iſt das?“ und Thusnelda antwortet für Alle: „Das iſt ein Ausnahmszuſtand!“

5. Das magnetiſch-horizontale Schweben. Der Deutſche nimmt ſein jüngſtes Töchterchen: „die orientaliſche Frage“, führt ihr ein paar Journale magnetiſch, mit verſchiedenen Streichen übers Geſicht, und ſie bleibt horizontal in der Luft ſchweben!

Ende.

---

## Allgemeiner Vergnügungs-Anzeiger.

Wen's juckt, der kratze ſich; — auch ein Vergnügen.

* * *

Wer nur ein Hemd hat, kehre ſich alle anderen Tage das einzige Hemd um; — auch ein Vergnügen.

* * *

Wer gar kein Geld hat, mache monatlich einen Ausweis; — auch ein Vergnügen.

* * *

Wer wahlfähig ſein will, bezahle hohe Steuern; — auch ein Vergnügen.

* * *

Wer ſich vom Papiergeſchäft zurückziehen will, werde in Wien Buchhändler; — auch ein Vergnügen.

* * *

Wer zur Zwangsarbeit verurtheilt iſt, werde „Preis-Luſtſpiel-Richter"; — auch ein Vergnügen.

* * *

Der „Humoriſt gibt ſeinen Leſern ein „Montags-blatt" darauf; — auch ein Vergnügen.

* * *

Herr Goldberg kündigt noch immer ſeine electro-magnetiſchen Ketten an; — auch ein Vergnügen.

* * *

Bei der Irisblume bekommt man die ſchönſten Trauerwaaren; — auch ein Vergnügen.

* * *

Herr N. N. zeigt an, daß man ſeinem Sohne ja nichts borgen ſoll; — auch ein Vergnügen.

# W. S. g. u.,

## oder:

## Die Kehrſeite des Blattes.

W. S. g. u. — „Wenden Sie gütigſt um!“ ſo heißt es am Ende des Blattes, wenn das Blatt umgewendet werden ſoll.

W. S. g. u.! Vier große Zeichen, vier bedeutungsvolle Zeichen! Vier dodoniſche Orakelzeichen! Vier Zeichen, die eben ſo viel Weisheit als Humanität bedeuten: Wenden Sie gütigſt um! Kehren Sie gefälligſt um! O, wenn nur auf jedem Lebensblatte angezeigt ſtände: „W. S. g. u.!“ daß wir wüßten, jetzt muß das Blatt ſich wenden!

Es gibt im Leben Trüffel- und Schnüffel-Naſen, die ſchon in der Mitte des Blattes riechen, daß das Blatt ſich wenden wird, und ſie ſagen: W. S. g. u.: „Wir ſchlagen geſchwind um!“ —

Aber andere dumme Leſer des Lebensblattes, die nicht wiſſen, daß man ſich immer 10—12 Zeilen früher ſelbſt wenden muß, bevor das Blatt ſich wendet, und die ſaumſelig ſind, für die ſteht es auch da: „W. S. g. u.!“: Wir Saumſelige gehen unter!

Das wandelnde Blatt, das fliegende Blatt: „Carneval“ hat ſich auch gewendet; vom Tanz zur Obſer-

vanz, von der Flaſche zur Aſche, von der Larve zur Harfe, von Fibel und Flaut' zu Stockfiſch mit Kraut; von Venus und Silen zu Schnecken mit Kren, von Domino und Fledermaus zu Capuze und Gotteshaus; vom Volksſtück mit Thadädel zu „Linſen mit Abſchredel"! Ja, das Blatt des Carnevals iſt zu Ende: „W. S. g. u.!": Wieviel ſchöne Gulden umgebracht!

Wir haben getanzt, wir waren luſtig, wir haben gelacht, wir haben gegeſſen und getrunken! Haben wir getanzt, weil wir die Welt für einen Dudelſack angeſehen haben, der bald ein ſolches Loch im Leder kriegen wird, daß kein Wind mehr aus ihm pfeifen wird? Waren wir luſtig aus Wohlergehen oder aus Verſtockung? Haben wir gelacht, weil das Herz im Leibe uns lacht oder lachten wir durch die Wunden des Zwerchfells? Haben wir gegeſſen und getrunken, weil Magen und Leber mit Geldbeutel und Brieftaſche Bilanz gezogen haben, oder weil wir mit Neſtroy ausrufen: „Jetzt ſchon a welſchen Salat a no!" Jetzt, da das Carnevalsblatt auf der einen Seite zu Ende iſt, heißt es: „W. S. g. u.!": Wien's Schlendrian gedeiht ununterbrochen!

Wird uns jetzt das Eſſen oder das Trinken des Carnevals mehr ſchaden? Das hängt von der Frage ab, was aus dem Leib des Menſchen leichter fortzuſchaffen iſt: Ein Weinberg oder ein Ochs. — Wird das Wachen oder das Tanzen nachtheiliger auf uns einwirken? Das hängt davon ab, ob unſere wirklichen Augen oder unſere Hühneraugen mehr aushalten können. — Wird das

Courmachen oder das Verſatzamt mehr Leere in uns zurücklaſſen? Das kömmt darauf an, ob man weniger auf unſere Verſicherungen oder auf unſere Pfänder gegeben hat! — Werden nun die „luſtigen Weiber von Wind—ſor“ und die „traurigen Ritter von Rinds-Ohr“ bußefertiger in ſich gehen? Das kömmt darauf an, wer's voller bekommen hat, und alſo weniger Platz hat, in ſich hinein zu gehen! — Werden wir wirklich nun oft und mit Andacht die Kirche beſuchen, und unſer ausgewetztes Herz, unſere ausgeſiedelte Seele, unſere unterfrivolte Bruſt wirklich einmal wieder waſchen mit dem Aroma des Geiſtes, wieder ſalben mit dem Oel der Erhebung, wieder heilen und ſtärken mit Gedanken, die länger dauern als ein Handbouquet, mit Gefühlen, die länger nachklingen als ein Walzer von Strauß, mit Erhebungen und Emotionen, die höher gehen als eine Masken-Intrigue? „W. S. g. u.!“: Wir ſcheuen Gottes Ultimatum!

Welch' ein Carneval! Wie viel Brutuſſe legten ihre Toga dem Unterrock zu Füßen! Wie mancher bemooſte Verſtand geberdete ſich wie ein Kind! Wie manches alte Herz hoffte reactivirt zu werden! Wieviel falſche Geſichter und falſche Liebe wurde verzehrt!

Aber jetzt in der Faſten wird ſich's zeigen, was bei den Männern echte Liebe war oder falſche; nämlich wenn die Liebe nach zwölf geſetzten Blutegeln noch fortdauert, ſo iſt ſie echt, verſchwindet ſie nach dem Gebrauch der Blutegel, ſo iſt ſie falſch!

Der Carneval iſt vorüber, die Zeit der Herz- und Ehebündniſſe! Wieviel gemiſchte Ehen werden im Carneval nicht geſchloſſen, wieviel gemiſcht, wieviel abgehoben, wieviel vergeben! Ach, man ſehe nur die Masken auf der Redoute und ihre Apropos-Kleidungen! Hier verbindet ſich eine ariſtokratiſche Blähung mit einer financiellen Geſchwulſt, dort lernt ſich eine emancipirte Migräne mit einer altconſervativen Ohnmacht kennen, da umringt ein Rumpfparlament von jungen Dandies, die den Kopf verloren haben, ein Motu-proprio aus dem Corps de Ballet; dort entwickelt ſich zwiſchen einem Humoriſten und einer ihm entfliehenden Maske ein Ochſenrennen mit Hinderniſſen; dort ſegelt ein einſpänniger ſtiller Wunſch um ſeine Welt und ſcheitert im ſtillen Ocean ſeiner Verſchwiegenheit; dort geräth ein „wilder Mann“ mit einer maskirten liebenswürdigen „ſchwarzen Dame“ in eine bedenkliche Spannung, weil er ſie (angeblich!) eine halbe Stunde im kleinen Saal warten ließ, und wird endlich zu dieſer öffentlichen Selbſtmörderung ſeiner Galanterie verurtheilt; wieder anderſeits wird ihm von holder Stirne und Lippen verſichert, man würde ihn gerne bei ſich ſehen, wenn man ihn nicht für einen gemüthloſen Menſchenfreſſer hielte, obwohl er vergebens verſicherte, daß nicht Jeder, der einmal einen ſchlechten Schauſpieler beißt, gleich ein Menſchenfreſſer iſt; da bekömmt man Roſen, Zweige, Bouquets, blaue Blicke, ſchwarze Blicke, grüne Blätter, und was iſt das Ende der Blätter, was ſteht für den Geſcheiden,

der leſen kann, darauf? Nichts als: „W. S. g. u.!“ — „Winterlicher Saphir, guſtirſt umſonſt!“

Alſo fare thee well, Faſching! Lebt wohl, Carnevals Vergißmeinnichte: Krapfen! Lebt wohl, Carnevals Sphärenklänge: Walzer! Lebt wohl, Carnevals attiſche Nächte: Picknicks! Lebt wohl, Carnevals Kuhreigen: Ich kenn' dich ſchon! Leb' wohl, Carnevals Romantik: Coſtümball! Lebt wohl, Carnevals Siegesgötter und Adoniſſe: Tänzer, die ihr mit eurer erſten Quadrille ſchon die goldene Hochzeit gefeiert! Lebt wohl, Hausbälle, wo die Kommenden in der Garderobe Niemand auszieht und in der Geſellſchaft Niemand anzieht; lebt wohl und leſ't am Schluß des Balles: „W. S. g. u.!“

Wenden Sie gütigſt um! Kehren Sie um, wenden Sie die Sachen um, auf dieſer Seite ſind ſie ſchon abgetragen! Friſche Farben! Neue Dinge! Die gelben Handſchuhe fort, die rothen Augen fort! Die blauen Anlaufer fort! Die dicken Camelien fort! Die Fächer für alle Fächer fort! Die alten Arrangeurs fort! Die 50jährigen Solotänzer fort! Alles fort! Alles! Neues! Neues oder — Aſche! Aſche! Aſche!

Das Feuer iſt ein gemaltes, die Glut iſt eine gefrorne, die Flamme iſt eine kalte, die Lohe iſt eine Täuſchung, die Kohle iſt verglommen, die Funken ſind zerſtoben, der Zunder fängt nicht mehr; alſo:

Aſche! Aſche! Aſche!

# Die Theater-Equipage,

oder

## Der Thespiskarren.

Ich pflege sonst mit verschiedenen Ideen herum zu gehen, allein um nicht im Entferntesten zusammengerottet auszusehen, ging ich diesmal ohne Idee und ohne Gedanken spazieren; ja, ich möchte sagen: kopflos, welches gewiß ein sicheres Mittel ist, den Kopf nicht los zu werden. Als ich so kopflos herumging, begegnete ich Viele meines Gleichen, wir lächelten uns im Gefühle unserer persönlichen Sicherheit an, gingen an einander vorüber, welches uns auf die tolle Idee brachte, Alles sei vorübergehend.

Ich suchte Stoff für meinen „Humoristen", Stoff, über welchen man sich aussprechen könnte, Nahrungsstoff, Stickstoff, Sauerstoff, alles Eins, wenn's nur „Stoff" war, am liebsten wäre mir freilich „Capital-Stoff" gewesen. Allein ich fand keinen, schon wollte ich verzweifeln, und nachdem ich darüber nachgedacht hatte, daß „Verzweifeln" nichts Verdächtiges ist, und daß jeder Staatsbürger verzweifeln kann, wann, wo und worüber er nur will, und daß man zum Verzweifeln keinen Er-

laubnißſchein braucht, daß man verzweifeln kann Früh, Morgens, Abends, nach Mitternacht, ohne ſich zu compromittiren, ſo begann ich nach und nach mich dieſer einzigen wirklichen Gewerbsfreiheit hinzugeben. Allein der Himmel wollte nicht, daß ich verzweifeln ſollte! Warum? Das weiß ich nicht, das weiß der liebe Himmel, der ex offo ſo Vieles wiſſen muß, was die Menſchen nicht wiſſen. Vielleicht hat mich der Himmel noch zu größeren Dingen auserſehen, vielleicht ſoll ich noch „verantwortlicher Sultan“ werden, oder ein „Reichstrupp“, oder ein „Miniſterial-Redacteur“ u. ſ. w., kurz, ich ſollte nicht wegen Mangel an Stoff verzweifeln! Der liebe Himmel, der den Juden Wachteln und den Chriſten Juden regnen ließ, damit ſie etwas zu verſchlingen haben, der liebe Himmel, der die Raben und die Journaliſten füttert, damit ſie ruhig fortkrächzen können, der liebe Himmel, der die Seinen nicht verläßt, obſchon er von den Seinen öfter verlaſſen wird, als von den Nichtſeinen, der liebe Himmel beſcherte mir Stoff! Stoff! Urſtoff!

Als ich nämlich ſo kopflos und in Gedanken vertieft — großes Kunſtſtück! — durch die Straßen ging und um die Ecke der Herrngaſſe einbog — da, da — da — kam mir ein Stoff entgegengefahren! Ein fahrender Stoff! Es war nämlich die „Theater-Equipage“, der in's Lohnkutſcheriſche überſetzte Thespiskarren, das in Kriechzuſtand verſetzte Flammengehuf Apollo's!

Meine verehrten Leſer, welche die zwei Theater-

pferde nicht perſönlich kennen, haben keine Idee von der echt künſtleriſchen Individualität dieſer beiden dramaturgiſchen Pegaſuſſe! Das Sattelpferd heißt Thalia und das Handpferd Melpomene. Beide Pferde ſehen aus wie die Muſe der Luftröhrenſchwindſucht, aber nicht der galoppirenden!

Voll Gemüth waren ſie und Einfachheit, Thalia hatte ſo wenig Fleiſch, daß ſie als Braten am Charfreitag hätte genoſſen werden können, und Melpomene, gebaut wie die Lehre vom angewandten Zahnſtocher-Syſteme, beide waren durchſichtig wie die Butterbemmen einer ſächſiſchen Hofräthin, und wer nicht ein tiefer Kenner der Naturgeſchichte war, hätte ſie für zwei Kreuzſpinnen gehalten, die eben beſchäftigt ſind, das Repertoire der einzufangenden Fliegen zu entwerfen!

Als wir uns gegenſeitig erblickten, ich die Pferde und die Pferde mich, blieben wir inſtinctmäßig ſtehen; die zwei Muſen-Röſſer ſahen mich ſehnſüchtig, man möchte ſagen: ſehnhungrig an. Ich weiß nicht hielten ſie mich für einen Dramaturgen oder für ſonſt einen Bündel Heu, ſie warfen lüſterne Augen auf mich, als ob ſie mich zum Freſſen lieb haben wollten.

Es war ſehr kalt, die zwei National-Pegaſuſſe ſahen aus wie zwei angelaufene Winterfenſter und über den Bau der klappernden Glieder floſſen zwei römiſche Mäntel hernieder, Mäntel, die eigentlich vom Schickſale beſtimmt ſchienen, in Shakeſpeare's „Julius Cäſar" über Römer herabzufließen.

Ich trat näher an die zwei Weſen aus dem Fabellande heran. Thalia hob eben einen Fuß auf, um mir zu zeigen, wie ſchlecht ſie beſchlagen iſt, und Melpomene ſchien zu ſagen: „Schau', wie mein Bauchgurt bernieberſchlottert, das ſind „Nahrungsſorgen in Riemzeug geſetzt!“

Ich fragte ſo beſcheiden, wie man nur beſcheiden ſein kann: „Mit wem habe ich denn die Ehre zu ſprechen?“

„Wir,“ ſagte Thalia und machte Anſtalten die Mähne zu erheben, „wir, wir ſind claſſiſches Vieh; mein Vater war „der Schecke, den Wallenſteins Vetter an jenem Tage ritt,“ und der Vater Melpomenens hier iſt der Rappe aus Bürger's „Leonore“. Ich bin arabiſches Blut, meine Vorfahren lebten auf der Simmeringer Heide, und meine Nachbarin iſt echt engliſche Race aus den Gefilden von Purkersdorf.“

„Aber mein Gott, warum ſeid Ihr ſo mager?“

„Mager? das iſt nicht „Magerniß“, das iſt „dramatiſche Gerechtigkeit“.

„Was bekommt Ihr denn zu eſſen?“

„Zu eſſen? Manuſcripte. Ich bekomme die Luſtſpiele und Converſationsſtücke, drei Stück des Tages, in Hafergrütze eingekocht —“

„Und Sie, verehrteſte National-Melpomene?“

„Und ich? ich bekomme innerlich alle Tage drei Löffel Tragödien und äußerlich ſtärkende Umſchläge aus Dramen und dramatiſchen Gemälden!“

„Und könnt Ihr davon leben?“

„Wie du ſiehſt, „das Roß braucht wenig, und an Leben reich iſt die Natur,“ wir leben gerade nur ſo viel als nöthig iſt, um nicht in Verweſung zu gerathen.“

„Und wie ſchmecken euch die Manuſcripte?“

„Nun, man gewöhnt ſich an Alles (hier floß eine dicke Roßthräne aus Melpomenens Augen), wenn wir die Stücke gegeſſen haben und in vierundzwanzig Stunden darauf den Koller noch nicht haben, dann ſind ſie gut und das Publicum bekommt ſie auch zu genießen.“

„Das iſt ſehr erfinderiſch!“

„Letztlich paſſirte was Drolliges! Da wurde ein Stück eingebracht: „Aus Vielen Einige.“ Man wußte nicht, ob's ein „Luſtſpiel“, ein „Trauerſpiel“ oder ſonſt was iſt, und beſchloß, es uns vorzuwerfen; frißt's die Thalia, ſo ſtellt man auf den Zettel: „Luſtſpiel“, frißt's die Melpomene, ſo ſtellt man „Trauerſpiel“. Das Stück wird uns in die Krippe geworfen, wir darüber her, wir ſchnuppern, wir wiehern, wir wiſſen ſelbſt nicht wer's eſſen ſoll; ich ſchieb's hin, meine Nachbarin ſchiebt's her, wir konnten's keine genießen, und ließen das Manuſcript in Gottesnamen in der Krippe liegen. Allein es wurde doch als „Schauſpiel“ gegeben, woraus wir erſahen, daß man dem Publicum noch mehr als eine Roßnatur zutraut!“

„Arme, arme Thalia! Beweinenswerthes Roß, wie deine Paſſagiere beweinenswerth! Und welches ſind eure Erholungen?“

„Erholungen? Wenn alte Stücke neu in die Scene geſetzt werden, da brauchen wir gar nichts zu eſſen, das ſind uns Faſttage, und wenn wir Langeweile haben, ſo laſſen wir uns unſere Orcheſtermuſik der Zwiſchenacte holen und denken dabei:

„Es gibt noch Härteres als Manuſcripte eſſen!“

Hier bemerkte ich, daß beide Muſen ſchon angegriffen waren, ich befürchtete Melpomene fällt in Ohnmacht, lief in die Hofapotheke und brachte ihr ein paar „Krauſemünzen-Zeltel“ zur Einnahme; ſie fiel mir dankbar zu Füßen, ich glaube aber, es war Heuchelei, ſie konnte ohnehin nicht mehr ſtehen.

Der Kutſcher that endlich, als ob er wirklich aus ſeinem Schlafe erwachen und den Thespiskarren vorwärts bringen wollte, er ſuchte die Peitſche, das bewegende Princip, allein ſie war in's Rad gekommen, ich weiß nicht ob's ein „Intendanz- oder Regierungs-Rad“ war, und blieb da wirkungslos hängen.

Nach langer dramatiſcher Abhandlung fing die Theater-Equipage an ſich in Bewegung zu ſetzen, die zwei National-Muſen drückten mir mit ihren Vorderfüßen die Hand und zogen ſeufzend weiter. Im Wagen ſelbſt ſaß eine verſchleierte Geſtalt, unkenntlich und vermummt, ich weiß nicht war's die „Kritik“ oder die „Wochenausheilung“, ich warf ihr einen Handkuß zu und ſprach: „Glückliche Reiſe, Sie nehmen ſchönes Wetter mit, Sie gehen durch die Herrngaſſe, Kohlmarkt, Michaelerplatz, in Mitte Juli können Sie dort ſein!“

## Der Handschuh.

(Nach Schiller.)

Vor Sinope in dem Hafen,
Am schwarzen Meer zu schlafen,
Lag Osman Admiral.
Um ihn die zusammeng'rafften Schaaren,
Italiener, Polen, Magyaren,
In allerschönster Wahl.

Und wie er winkt am Hellespontus,
Auf thut sich der schwarze Pontus,
Und herein, nach orientalischem Schnitt,
Die Flotte tritt,
Und sieht sich stumm
Ringsum,
Mit Dalman und Janker,
Und wirft die Anker,
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder. —

Und wie der Pascha winkt wieder,
Da regt sich's mit Macht
Im schwarzen Meer,

Und d'rauf ſchleicht ſacht,
Nach engliſchem Brauch,
Eine Flotte einher.
Wie die den Türken ſchaut,
Wird ſie vertraut,
Und ſagt zu dem Feß:
„My darling, God bless!“
Erfriſcht die Kehle
Mit Porter und Ale,
D'rauf legt ſie im Hafen
Ruhig ſich ſchlafen. —

Und wie der Paſcha winkt wieder,
Da ſpeit das blauangelaufene Meer
Die zweite Schutzflotte her.
Die grüßt mit friedlichem „Bon jour“
Die türkiſche Flur,
Die Corvetten und die Dampfer;
Und herum in den Kreis,
Von Kampfluſt nicht heiß,
Lagern ſich die Waſſerſtampfer. —

Da läuft vom fernen, fernen Strand
Ein „Kautſchuh“ (!) von ſtarker Hand,
Zwiſchen „Goddam“ und „Parbleu“
Grad' in die milieu!

Und zum Ritter Weſten-Schutz, ſpottenderweiſ',
Wendet ſich Fräulein Türokei:

„Herr Ritter, iſt Eure Lieb' ſo heiß,
Wie Ihr mir ſchwört voll Schwärmerei,
Ei ſo klopft mir den „Kantſchuh“ aus!“
Und der Ritter, in Saus und Braus,
Bombardirt in die engliſchen Blätter,
Und mit den ſchönſten Zeitungsſinten
Aus dem ſchwarzen Meer der Tinten
Macht er dem „Kantſchuh“ ein Donnerwetter.

Und durch Lorgnetten und Microſcope,
Leſen's der Humoriſt und Europe,
Aber mit einem Blick wie Meth,
Empfängt die Nachricht der Prophet,
Und ſagt's dem Richter in's Geſicht:
„Den Schutz, Camerad! begehr' ich nicht!“
Und zieht ſich zurück nach Sinope!

# Badner Novelletten.

## Ich als Beobachter.

Nicht nur der Dieb ſchleicht im Dunkeln, ſondern auch der Wächter.

„Im Dunkeln iſt gut munkeln!“ Was heißt munkeln? Haben meine Leſer oder meine liebenswürdigen Leſerinnen ſchon einmal gemunkelt?

Das Wort „munkeln“ wartet noch auf ſeinen Erklärer! Munkeln iſt vor der Hand eine urbane Umſchreibung von Liebesgeziſchel, Liebesgeflüſter, Liebesgemurmel und Liebesgewinke, Liebeshandlungen und Liebesauskundſchaften. Munken heißt auch beobachten, ein „Munker“ iſt auch ein Späher, ein Verräther. Alſo, „im Dunkeln iſt gut munkeln“ heißt auch: im Dunkeln iſt gut beobachten.

Es war bei der letzten Palffy-Muſik im Badner Park. Da war ich ein „Munkler“, d. h. ein Beobachter; ich habe im Dunkeln mit mir allein gemunkelt.

Es gibt Menſchen, die, wenn kein Menſch mehr mit ihnen Karten ſpielt, entweder weil ſie zu arm ſind, oder weil ſie ſchlecht ſpielen, oder weil ſie zanken, ſich darauf reduciren, zuzuſehen, in die Karten zu ſchauen, u. ſ. w., ſie intereſſiren ſich für das Spielglück Anderer,

für die wunderbaren Chancen der launigen Spielgöttin. So geht es mir, seitdem Niemand mehr mit mir Liebe spielen will! Ich habe auf das selbst lieben verzichtet, ich habe aus dieser Noth eine Tugend und eine Schönheit gemacht, und bin dafür ein passionirter Liebes-Zuseher! Mich interessirt es ungemein, so von rückwärts den Liebesspielern in die Karten zu sehen. Aber ich bin ein discreter Kerl, ich sehe nicht in die Karten, um d'rein zu reden oder gar zu verrathen, o nein, ich denke mir meinen Theil und schweige, selbst wenn ich sehe, wie so ein ungeschickter Spieler die ganze Partie verpatzt, ich sage nichts, ich denke mir blos: »Du dummer Liebes-Kerl, wenn mir Gott Amor eine solche Partnerin am grünen Tisch gegeben hätte, wo Coeur stets Trumpf und das »Schweigen« der Gott der Glücklichen ist, ich würde sicherer spielen und meine Partnerin müßte mir besser Farbe bekennen!«

Das denke ich blos, aber ich sage es nicht, woraus meine lieben Leser wieder sehen können, daß der Mensch nie zu alt ist, um etwas zu lernen.

Also richtig, es war bei der letzten Palffy-Musik im Badner Park.

Ich erinnere mich noch so gut, als ob's vor zwanzig Jahren gewesen wäre.

Es war Mondschein, mein leiblicher Mondschein, Cousin aller Dichter. Er schien so schön, er schien mich zu suchen und zu fragen: wo steckst Du? Aber ich versteckte mich wie Adam hinter den Bäumen, denn ich

hatte was Anderes zu thun, als in den Mond zu ſchauen.

Bei dem Orcheſter der Palffy-Capelle links kann der Leſer einen Baum bemerken. An dieſem Baum kann der Leſer an den Muſikabenden zwei merkwürdige Dinge bemerken: oben eine Laterne und unten mich; alſo zwei Lichter, ein hängendes und ein ſitzendes.

An dieſem Baume, unter dieſer Laterne ſetzte ich meinen Strohſeſſel hin und mich auf denſelben. Da begann ſchon der Cyclus von Fatalitäten, die mir das Schickſal für dieſen Abend an den Kopf warf.

Ich ſetze voraus, der Leſer weiß, was ein „Strohſeſſel“ iſt, dieſes vierfüßige Thier, welches die Natur für das zweifüßige erſchuf, rangirt in der Naturgeſchichte zwiſchen Kameel, auf welchem man ſelbſt an Abgründen ſicher ſitzt, und zwiſchen einer Speculation auf Actien, die auf ebener Erde unter einem zuſammenbricht.

Ich ſetzte mir an dieſem Abend meinen Strohſeſſel an den Baum und mich d'runter und d'rauf.

Da ſaß ich wie die Jungfrau von Orleans unter dem Druidenbaum „und in des Baumes Schatten ſaß ich gern, die Heerde weidend, denn mich zog das Herz!“ Ich grub mit dem Stock „Zeichen in den Sand“, und

„Eines Abends, als ich einen langen Abend
Unter dieſem Baum geſeſſen, und
Dem Schlafe widerſtand —“

da rutſchte ich plötzlich in ein Loch! Mein Seſſel nämlich rutſchte mit den zwei Hinterbeinen in das Loch, welches

um den Baum unten an der Erde gezogen war, und riß mich mit in ſeinem Fall, ich ſaß oder lag plötzlich wie ein umgefallenes Ausrufungszeichen!

Miniſter und Butterbröte, ſagt Börne, fallen ſtets auf die fette Seite, ein Schriftſteller fällt ſtets auf die magere Seite, weil er keine fette Seite hat. Ich wollte mich von meinem Falle ſchnell erheben, wie es großen Geiſtern und ſchönen Sünderinnen vorzüglich erlaubt iſt, faßte im Fallen noch einen vor mir ſtehenden Stuhl, erwiſchte ſtatt der Lehne die darauf hingelegte Mantille einer Dame, zog ſie mit in meinem Fall, die Mantille nämlich, und lag nun noch mit einer weiblichen Mantille bedeckt da!

Ich raffte mich empor, bemerkte zu meiner Freude, daß nur noch wenig Menſchen da waren und ſtellte mich neben meinen Strohſeſſel, welches ſtets ſicherer iſt, als ſich auf ihn ſetzen. Aber indem ich aufſtand, ſtieß ich mit meinem lebenslänglichen Ich an die Laterne, die ihr Proviſorium an dem Baum abſolvirte, die Laterne, das Hängen noch nicht gewohnt, gab dem äußern Anſtoß nach, wurde verrückt, verloſch, und goß ihr Oel auf meine beiden Schultern herab! Ja, der Menſch weiß nicht, von was man fett wird!

Die Lampe mußte wieder corrigirt werden und indeſſen hatte ſich der Schauplatz gefüllt. Ein alter Herr kam mit einer jungen Dame, ſuchte einen Platz, ſah meinen Strohſeſſel, den Heuchler, der ſo unſchuldig daſtand, als ob er nie ein Weſen verlockt hätte! Der alte

Herr bot der Dame den Seſſel an, ich aber, ein guter Narr, ſagte, indem ich den alten Herrn anſah: „Meine Gnädige, er wackelt!“

Unterdeſſen war der Gegenſtand meiner Beobachtung angekommen und ſaß inmitten des Meeres von Hauben, Hüten, Mützen u. ſ. w.

Das Geſchäft meiner Beobachtung begann. Es war ſchwer, wenn auch dieſer ſchöne, blonde Engelkopf leicht zu finden war, ſo war auch das Gewoge von den Damenköpfen hin und her ſo ſtark, ſo unaufhörlich, daß es faſt unmöglich war, die Blicke dieſer Damen in ihrer Richtung zu verfolgen, wenn man nicht auf einer Anhöhe ſtand. Ich wollte alſo meinen Druidenbaum verlaſſen, und mich als Obſervationscorps unbemerkt auf einen höher gelegenen Punct poſtiren. Ich wollte leiſe fortſchleichen, trat bei dieſer Gelegenheit einem Herrn, der ſeitwärts vom Orcheſter ſtand, unverſehens auf den Fuß, welcher wahrſcheinlich auf dem Zeigefinger einen jener koſtbaren Solitäre trug, die unſchätzbar ſind; der Mann ſchrie jämmerlich auf und machte dabei den alten Witz: „Treten Sie auf Ihre eigenen Füße!“ Ich ſagte: „Entſchuldigen Sie, ich glaubte, es wären die meinigen! ſonſt wär' ich ſtärker aufgetreten!“

Es war keine kleine Aufgabe, durch den Damen-Cordon ins Freie zu dringen. Ich ſuchte lange um den Punct, wo ich mich mit einiger Artigkeit durchſchlagen könnte, wählte endlich die Linie ſeitwärts vom Orcheſter, brach ein und durch und hörte nur hinter mir einige

Schüſſe mir nachkommen: „Das iſt ſtark!“ — „der hat's nöthig!“ u. ſ. w.

Ich hatte mich durch die Damen plötzlich durchgearbeitet, und hatte nur noch ein kleines Corps von Männern durchzubrechen, die dichtgedrängt in der Seitenallee ſtanden und die „nächtliche Heerſchau“ über die weiblichen Truppen im Lager hielten. Ich wand mich wie ein Aal durch, wäre auch glücklich ohne weiteres Aufſehen durchgekommen, da will ich plötzlich ſeitwärts abſchwenken, ſtoße an einen herabhängenden Zweig, mein Hut fällt mir vom Kopf herab auf die Schultern von zwei anderen Herren, die ſehen ſich um, Alles ſieht ſich um; ich bitte um meinen Hut und entferne mich wieder, um nach einem andern Standpunct zu ſehen. So gewann ich endlich die Anhöhe hinter dem Orcheſter, da ſteht gewöhnlich ein Häuflein Miſchlinge aller Claſſen, Männer, Weiber, Dienſtboten u. ſ. w. Ich miſchte mich mitten unter ſie, begünſtigt von dem Dunkel der Bäume, und fand, daß man von da aus das Schlachtfeld der Muſik vortrefflich überſieht, ich fand auch ſogleich, mit Hilfe eines kleinen Tubus, den Gegenſtand meiner Beobachtung, verfolgte jede Richtung ihres Hauptes und ihres Blickes und hätte ganz gewiß auch den Punct aufgefunden, wohin dieſe Blicke ihr Geſchoß richteten, da rief plötzlich ein kleiner Balg, eine Kinderſtimme neben mir: „Mutter! Mutter! Der Saphir ſteht auch da!“ Sogleich drehten ſich die Köpfe alle nach mir um! Das iſt der Fluch der Berühmtheit!!! Ich hätte den kleinen Balg

gleich durchbalgen mögen! Es war an kein Bleiben mehr zu denken. Ich trat auch von da meinen Rückzug an, und der Himmel gab mir einen kühnen und glücklichen Gedanken ein! In der hölzernen Rotunde des Orchesters der Mittagsmusik, da muß es herrlich observiren sein! Da ist Dunkel, Deckung und ein hochgelegener Standpunct. Ich kroch fast auf allen Vieren dahin, gelangte in das Orchester, in welchem zwar auch einige Individuen der Küche und des Vorzimmers campirten, wo ich aber unter einer Holzsäule eine allerliebste Anstellung fand!

Ein superber Platz! Ich sah jeden Damenkopf einzeln, und jeden Blick aller Damen nach vor- und rückwärts, nach allen Seitenalleen: ich sah jeden Blick, der zurückgesendet wurde, kurz, er war nicht mit Geld zu bezahlen. Ich lehnte mich gebückt auf eines von den dastehenden Notenpulten, und machte unbemerkt meine Beobachtung.

Aber mit des Schicksals Mächten
Ist kein zweiter Bund' zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell!

Die Damen und die Herren, die ich beobachtete, hatten eben einen vierundzwanzigpfündigen Blick gewechselt, ich drückte stärker auf das Pult, ich fühlte es unter mir zusammenbrechen, es krachte und knitterte; in der Furcht, durch das Geräusch verrathen zu werden, wollte ich mich leise nach rückwärts zurückziehen, verfehle im Rückzuge eine Stufe, stolpere nach hinten über, will mich an die andern Pulte anklammern, reiße sie mit mir nieder, purzle auf den Boden hin und ein Dutzend Notenpulte mit

Donnergepolter über mich hin! Alles geräth in Aufruhr, die zunächststehenden Zuhörer richten alle die Köpfe nach dieser Seite, ich aber bleibe am Boden liegen, ich hätte mich um keinen Preis erhoben, sonst wäre ich gleich entdeckt worden. Ein paar gutmüthige Mitbewohner des Orchesters wollten mich aufrichten, ich aber bat sie, mich liegen zu lassen und sagte: „Das wäre meine Unterhaltung.“ Das Alles aber hätte mir wahrscheinlich nichts genützt, die Aufmerksamkeit wäre auf diesen Punct gerichtet geblieben, wenn nicht ein weiterer Zufall als Wetterableiter mich gerettet hätte.

Durch den Lärm nämlich, den die umstürzenden Notenpulte erregten, wurden alle im Parke anwesenden musikfeindlichen Hunde rebellisch, und es fingen ein Dutzend Hunde an, von allen Seiten in Sopran, Tenor, Bariton und Falsett zu bellen, zu winseln und zu heulen:

„— und dieser Thiere Bellgkeit rettete mich
von des Parkes verfolgenden Blicken!“

Während die Hunde an meiner Rettung arbeiteten, kroch ich auf dem Bauche aus dem Orchester bis in die finstere Allee am obern Ende des Parkes, dort richtete ich mich in die Höhe, säuberte mich vom Erdenstaube, umzingelte mich selbst, beschrieb einen Bogen, und komme von hinter dem rothen Kiosk die Seitenallee herauf, unbefangen und unverschämt, als ob ich nie in ein Loch gefallen, als ob ich nie eine Laterne entwurzelt, als ob ich nie einem Sterblichen auf die Hühneraugen getreten, als ob ich nie den Hut verloren, als ob ich nie von einem Balg als

lebender Saphir erkannt worden wäre, als ob ich nie in meiner Aufregung ein unſchuldiges Notenpult erwürgt hätte und als ob ich nie auf dem Bauch aus dem Orcheſter entflohen wäre!

Mit einem Antlitz, klar wie ein Satz von Neſtroy, trat ich in den Kreis meiner bekannten Herren und Damen: „Hat die Muſik ſchon lang begonnen?“ — „Iſt viel ſchöne Welt da?“ — „Die wievielte Piece iſt das, mein Fräulein?“ und ſolche unbefangene, geiſtreiche Fragen richtete ich an Alle. Hätte mir der Leſer eine ſolche Verſtellungskunſt zugetraut?

Aber der Abend war mir ſehr nützlich. Ich werde nie mehr „Beobachter“ ſein. Was gehen mich fremde Angelegenheiten an? Ein Jeder kehre vor ſeiner Herzensthür, und wenn man noch ſo oft da kehrt, es ſammelt ſich ſtets wieder etwas an, was wegzukehren iſt!

Die Muſik war zu Ende, Alles ging oder lief oder fuhr nach Hauſe. Nur ich und Luna wir blieben noch eine Zeitlang im Park.

Ich ſaß lange ſchweigend und ſehnſüchtig ſinnend da! Luna fragte mich endlich: „Lieber Saphir, an was, an wen denkſt du?“

Ich erwiederte: „Liebe Luna, an was und an wen denkſt du?“

„Das geht dich nichts an.“

„Alſo geht das, an wen ich denke, auch dich nichts an.“

Woraus der Leſer erſehen kann, daß es auch ihn nichts angeht, an wen ich gedacht habe. Auch gut!

## Die ſtumme Audienz.

Der Kaiſer ſteht im gold'nen Saal,
Das Haupt umglänzt vom Jugendſtrahl,
Zur Volksaudienz iſt es die Zeit,
Der edle Kaiſer ſteht bereit,
Mild zu vernehmen an dem Tag
Geſuch und Wunſch und Bitt' und Klag';
Zu hören Jeden, der ſich naht,
Zu ſprechen Recht, zu üben Gnad'!
Herein kömmt nach und nach die Schaar,
An Rang verſchieden und an Jahr,
Von ſtolzer und beſcheid'ner Geſtalt,
An Glaub' und Sprach' verſchieden bald.
Der milde Kaiſer hört ſie an,
Und hilft, wo er nur helfen kann,
Und wo unmöglich Hilfe hier,
Hat Er ein huldreich Wort dafür! —

Da tritt herein ein zartes Weib,
Es ſchwankt im Geh'n ihr zarter Leib,
Ein einfach ſchwarzes Trauerkleid
Iſt all' ihr Schmuck, all' ihr Geſchmeid;
Von Gram iſt ihr die Wange blaß,
Von Thränen iſt ihr Auge naß,

Aus ihrem bleichen Angeſicht
Ein tiefgefurchter Kummer ſpricht!
Sie naht ſich leiſ' und beugt ſich tief,
Der Wang entlang die Thräne lief,
Und als zu ſprechen ſie vermeint,
Die Sprache ihr den Dienſt verneint,
Der Schmerz erſtickt ihr jedes Wort,
Sie weint und weint, weint immerfort,
Und wie zu reden ſie beginnt,
Der Thränenſtrom von Neuem rinnt,
Wie ſie bezwingen ſich auch will,
Der bittre Strom, der ſteht nicht ſtill!
Der Kaiſer blickt gerührt ſie an,
Er ſieht, daß ſie nicht ſprechen kann,
Sein volles Herz wird mild erregt,
Von ſüßem Mitleid iſt's bewegt,
Er ſieht ſie lange huldvoll an
Und ſpricht in voller Gnade dann:
„Ich hab' ein jedes Wort gehört
Von Ihrer Bitt', ſie ſei gewährt!“ —
Die Frau ſinkt dankend in die Knie
Und ſüß're Thränen weint nun ſie;
Und als der Kaiſer ſie erhebt,
Ein Engel durch den Thronſaal ſchwebt,
Und ſtreckt die Hand zum Segen aus:
„Du biſt ein Sproß' aus Habsburgs-Haus!“

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die Bescheidenheit des Schauspielers | 1 |
| Wiener Blätter aus dem Album einer Wander-Heuschrecke | 3 |
| Grillen aus „Moritz Ruh“ | 29 |
| Meine Memoiren | 33 |
| Vorstellung deutsch-deutscher Magie | 46 |
| Allgemeiner Vergnügungs-Anzeiger | 52 |
| W. S. g. u. oder die Kehrseite des Blattes | 54 |
| Die Theater-Equipage | 59 |
| Der Handschuh | 65 |
| Badner Novelletten | 68 |
| Die stumme Audienz | 77 |

# Blaue Blätter

für

# Humor, Laune, Witz und Satyre.

Von

M. G. Saphir

aus seinen Schriften gepflückt.

Vierte Lieferung.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

# Wilde Roſen.

## Aus Paris.

### 1.

Fremde Häuſer, fremde Straßen!
Einſam geh' ich aus und ein!
Doch wer liebt, iſt nicht verlaſſen,
Doch wer liebt, iſt nicht allein,
Mit ihm, durch das fremde Land,
Geht die Liebe Hand in Hand!

Fremde Sprache, fremde Laute!
Fremder Gruß und fremdes Wort!
Doch wer liebt, der hört vertraute
Süße Worte immerfort,
Dieſer hört zur Träumerſtunde,
Heimatsſprach' aus holdem Munde!

Fremde Klänge, fremde Lieder!
Fremde Weiſen am Clavier!
Doch wer liebt, dem tönen wieder
Liebeslaute dort wie hier,
Denn zu jeder Melodie
Dichtet er ein Lied an ſie!

Ja wer liebt, iſt nicht verlaſſen!
Ja wer liebt, iſt nicht allein!
Mit ihm ſo durch Haus und Straßen
Geht die Liebe aus und ein,
Herz an Herz und Hand an Hand,
Alle Welt ein einzig' Land!

2.

Hörteſt du dein Herz nie tödtlich klopfen,
Dann haſt du nie geliebt!
Fühlteſt du dein Aug' nie ſalzig tropfen,
Dann haſt du nie geliebt!
Herz das klopft und Aug' das weint,
Geh'n in Liebe ſtets vereint!

Sahſt du nie dein Lieb' im Traum,
Dann haſt du nie geliebt!
Schenkteſt du der Eiferſucht nie Raum,
Dann haſt du nie geliebt!
Lieb' und Eiferſucht ſelband
Geh'n durch Herzen Hand in Hand!

Hatteſt du mit Lieb' nie Streit,
Dann warſt du nie betrübt!
Warſt du nie von deiner Liebſten weit,
Dann warſt du nie betrübt!
Streit und Sehnſucht, ſie und er,
Machen Herz betrübt und ſchwer!

3

Laſeſt nie, was Liebchen ſchrieb,
Dann warſt du nie beglückt!
Ward dir nie ein Bild der Lieb',
Dann warſt du nie beglückt!
Bild und Brief und gold'ner Rahm,
Dreimal ſelig, wer je ſie bekam!

3.

Hab' eine Roſe bekommen,
Ach, aus gar ſchöner Hand!
Ich hab' die Roſe genommen,
Denn ich bin ja galant!
Die Roſe ſie war voll Duft und Licht,
Allein geſprochen hat ſie, die Roſe, doch nicht!

Die Roſe ſie fühlt ob Liebe ſie pflückt,
Dann leuchtet ſie ſehr;
Die Roſe ſie fühlt ob Liebe ſie ſchickt,
Und duftet noch mehr,
Die Roſe ſie weiß ob Liebe ſie ſchenkt,
Die Roſe ſie weiß ob die Lieb' ſie empfängt!

Und kömmt die Roſe von Liebe geſandt,
Dann lacht ihr Geſicht!
Und kömmt eine Roſe in liebende Hand,
Dann lebt ſie und ſpricht!
O käm' ein Röslein ein wildes nur her,
Das lachte und plauderte und ſchwiege nicht mehr!

4.

Ich ſitze unter grünem Baume,
In dem champ élysée,
Der Mond am Himmelsſaume
Geht ſtrahlend in die Höh';
Mir iſt als ob im Traume
Ich die Holde vor mir ſäh';
In ſolchem holden Schimmer
Sah ich die Liebſte immer!

Da kömmt ein Wölkchen geflogen,
Verhüllt das holde Licht,
Wie Schleier, der gezogen
Um Liebchens Angeſicht;
Ich ſprach: „O Wolke, ſei gewogen!
Verhülle die Liebſte mir nicht!“
„Hat man doch ſein Kreuz!“ ſo ſprach das Wölkchen,
„Stets mit all' dem verliebten Völkchen!“ —

## Badner Kipfel in Paris gebacken.

Wenn ein Pariſer „Semmelbäck“ in Wien ein Journal backt, warum ſoll nicht einmal ein Wiener Journaliſt, Poet und Humoriſt in Paris ein Kipfel backen?

Ein Badner Kipfel! Ein Pariſer Kipfel für meine lieben Badner! Wie ſehne ich mich nach ihr — nach ihm — nach der Bäckerin am Eck des Platzes und nach ihm, dem Kipfel! Ach, das iſt eine glückliche Liebe, ich darf es ihr offen geſtehen, daß ich ſie liebe, daß ich mich nach ihr ſehne, daß ich Nachts an ſie denke, wenn der Mond ſein Kipfel macht!

Eine Pariſer Lorette um ein Badner Kipfel!

Baden und die Krebſe ſind ſo gut in den Monaten ohne R: Mai, Juni, Juli, Auguſt!

Aber was iſt Baden ohne ſeinen „Badner Kipfelbäck“?! Nicht wahr, jetzt werden ſie ſich nach mir ſehnen, ſie und alle, d. h. ſie, die Kipfelbäckerin und alle „Kipfel“ und alle „Baunzerl“ und alle „Patzer“ in Gehring's Kaffeehaus und die „Jammerpepi“, wenn ſie noch unter den „Ledigen“ wandelt und die „Molkenhebe“ im Curſalon und die „Obſtlerin“ im Park und die Frau „Buchbinderin“, bei welcher ich mir Geiſt und alte

Bücher holte, und das „Theater“ und die „Arena“ mit ihren alten Möbeln und der gute alte Badner „Ueberall und Nirgends“, Herr Räder, mein Pylades beim Patzen, mein Zwillingspatzer, mein Badner Garrick und Devrient; wie ſehnen ſie ſich nach mir, und wie ſehne ich mich nach ihnen!

Es iſt eine große Ehre, eine unſchätzbare Auszeichnung, bei Prinzen und Prinzeſſinnen aus- und einzugehen und zu ſpeiſen, Trüffel wie die Kürbiß auf goldenen Tellern, aber es iſt ein großes Vergnügen, unterm Baum bei St. Anna ein „Gollasfleiſch mit Knödel“ zu eſſen; was iſt eine „Auszeichnung“ und eine „Ehre“ gegen ein „Vergnügen“!

Es iſt ein hoher Kunſtgenuß, im Theatre Italien Abends die Riſtori zu hören, aber es iſt ein Naturgenuß, Abends im Grünen alle Viere von ſich zu ſtrecken und grüne Luft zu trinken!

Es iſt ein verflucht intereſſanter Spaziergang, durch die Hallen des Induſtriepalaſtes unter goldenen Candelabern, Diamanten, Seide u. ſ. w. herumzugehen, aber es iſt ein geſegnet intereſſanter Spaziergang, Morgens in Baden auf die grünen Berge gehen, nach Vöslau, Krainerhütte, Leesdorf, Breiten u. ſ. w. in den Morgenſtrahlen gebadet, den Athem der friſchen Vegetation trinkend.

Seid ruhig, geliebte Badner, ſtärke dich in Geduld, mein liebes Baden, bald iſt euer Sommervogel wieder bei euch! Addio Paris! A rivederti Baden! Mich faßt's

nun an, und wie die „Jungfrau von Baden“ rufe ich bald Paris zu:

Lebt wohl! Lebt wohl!

„Und ehe noch der Kalender mag am „Auguſt“ reichen,
Iſt Saphir in Baden und pflanzt bei Gehring auf das Patzer-Zeichen!“

Ich habe hier in meinem „Humoriſten“ einen Bericht geleſen: „Hausbrot aus Baden“. Aha! Nicht wahr, ohne Saphir kein echtes, gutes Badner Kipfel!

Ich habe aus dieſem Hausbrot entnommen, daß ein Herr L. R. ſich an Baden ſein Müthchen gekühlt hat! L. R. mein Nachfolger! L. R.? Was ſoll das heißen: „Langweiliger Referent?“ — „lächerliche Rüge?“

Baden iſt leer? Was heißt das?

Wären die Taſchen nicht leer, wäre Baden auch nicht leer!

Wenn Baden leer iſt, ſo iſt es nur ein Uebelſtand für die, welche nicht in Baden ſind, für die Curgäſte in Baden aber iſt das gar nicht unangenehm!

Aber es iſt nichts Faderes, es gibt nichts Abgeſchmackteres als dieſes ſinnloſe Nergeln, als dieſes alberne Wiederkäuen alter, bis zum Ekel wiederholter Dinge!

Dieſes lächerliche Lamentabile: die Badner wollen zu viel verdienen! Wo iſt ein Weltner, ein Menſchner, der nicht viel verdienen will! Dieſes erbärmliche Abkneten einer Geldfrage, die ſich um ein paar Gulden handelt! Wer nach Baden geht, dem ſind wohl fünfundzwanzig Gulden mehr oder weniger nicht die Lebensfrage;

wegen ein Bischen Miethzins mehr geht niemand nicht nach Baden!

Und wohin denn gehen? Sind etwa die Döblinger Staubmäntel, genannt Sommerquartiere, so ungeheuer billig?! Oder in Heiligenstadt, oder in Grinzing, wo man keine andere Annehmlichkeit hat, als zum Bergsteigen stets Seinesgleichen zu finden!

Aber ja, ich kenne ja meine lieben Pappenheimer! Da wollen sie Quartiere haben wie die Aristokraten, Hausherren und Hausfrauen wie die Courmacher und Augendiener, und Gärten mit Kinderstuben, und nur ihre Kinder und ihre Papageien und ihre Hunde sollen freien Eintritt und Sprechfreiheit und Bellfreiheit haben, aber kein anderes Kind, kein anderer Papagei und kein anderer Hund soll die heilige Stille ihres Dreimonatlebens in Baden unterbrechen, und dafür wollen sie aber bezahlen wie die Proletarier und raisoniren wie die — Recensenten!

Aus einer höchst dunklen, mystisch unverständlichen, bescheiden geistvollen Stelle in dem „Hausbrot aus Baden“ in meinem „Humoristen“ (Nr. 173) scheint hervorzugehen, daß der Badner Gegner Herr L. R. auch noch vom „Glaubensbekenntniß“ sprach. Aha!

Man nähe die Dummheit in eine Menschenhaut noch so fest ein, man verstopfe dieser Menschenhaut alle Löcher und Poren, man versiegle dieser Menschenhaut die großen und kleinen Ausgänge, es nützt alles nichts, die Dummheit muß heraus! Die Dummheit nimmt das

Brett „Judenhaß“ vor den Kopf, rennt mit dem Kopf an die Menſchenhaut, reißt ein großes Loch hinein und die Dummheit platzt heraus!

Die Dummheit iſt ſo dumm, daß ſie nicht einmal „falſche Scham“ affektirt! Es gibt eine Maſſe Menſchen, ſelbſt geiſtreiche, ſelbſt ſehr würdige Menſchen, die dieſen alten Sauerteig noch nicht überwunden haben, in welchem inmitten der allerſchönſten Aufklärung dieſer alte Schmutzfleck der Unduldſamkeit noch wie ein großer Tintenfleck ſitzt, aber ſie ſchämen ſich ihn laut werden zu laſſen und ausrufender Marqueur dieſes ihres innern Dummheitsreſtes zu ſein. Nur die Dummheit im Superlative läßt dieſen alten dummen Zopf noch nach vorne hängen. Es muß alſo eine bemitleidenswerthe Dummheit ſein, welche in einer Beſprechung Badens aus einer Menſchenhaut gefahren iſt, um in die bekannte Heerde zu fahren, die ſie als gedruckte Worte auf's Papier trieb.

In einer Beziehung hat Herr L. R. Recht, wenn er den „Curſalon“ und das „Badhaus“ unnütze Schöpfungen nennt, denn es wird ſeinen Leſern gleich klar, daß alle Dummheiten in Baden nicht curirt werden und im „Badhaus“ kein unreiner Geiſt rein gewaſchen wird.

Aber nicht über jenen Badner Antagoniſt habe ich mich geärgert, ſondern über den, der das Baden in meinem „Humoriſt“ vertheidigt hat; gut gemeint war's gewiß und in dieſer Beziehung dankenswerth, aber er ſagt, um nicht für „bezahlt“ zu gelten, muß er auch „tadeln“!

O du liebe deutſche nackte Armſeligkeit, wie ſtinkſt du mir bis Paris entgegen! Kleinliche Miſerabilität der Verhältniſſe, wie ekelhaft erſcheinſt du aus der hieſigen Fernſicht! „Bezahlt! Bezahlt!“ Schäbiger Ausdruck vom Boden der deutſch-journaliſtiſchen Lumpigkeit!

Aus doppelten Gründen iſt das Berühren dieſer Geldfrage eine deutſche, ekelige, plumpe Ungeſchicklichkeit! Erſtens weiß man, daß Baden nichts bezahlt! nichts bezahlen kann! Wer ſoll bezahlen? Die „Staub-Commiſſion“? Der „geſetzgebende Aufſpritzungs-Körper“? Das „Oberhaus der unentdeckten Beleuchtung“? Oder vielleicht die „Milchmariandels“? Oder der „ambulante Hühneraugenhomöopath“? Zuerſt heißt es, „die Badner thun nichts für Baden!“ Und wenn ſie nichts für Baden thun, ſo werden ſie „Recenſionen über Baden“ bezahlen?!

Die zweite Nachtſeite dieſes „Bezahlten“ iſt, daß ein deutſcher Journaliſt glaubt, wenn man ihn nicht bezahlt, iſt's ein Beweis ſeiner Redlichkeit! Unſinn! Das iſt nur ein Beweis ſeiner Unbedeutendheit! Die Tugendphraſe: „Ich werde nicht bezahlt!“ heißt in's Deutſche überſetzt: „Mir gibt für mein Geſchmier kein Menſch an Groſchen!“

Ein Frauenzimmer kann leicht tugendhaft ſein, wenn ſie garſtig iſt, und ein Journaliſt kann ſehr gut unbeſtechlich ſein, wenn ſich kein Beſtecher ſehen läßt!

Ach ja, ich, ich geſtehe es, mich hat Baden beſtochen, mich hat es bezahlt! Es iſt nicht ein Kindsweib

in Baden, welches ſich nicht aus Liebe zu mir in „Moritz-Ruh'“ niederläßt und mir nicht ein Plätzchen für mich ſelbſt übrig läßt! Es iſt nicht ein „Krebſenweib“ in Baden, welches mir nicht die Wochenkrebſe theuerer verkauft als jedem Andern! Es geht nicht ein Schaf auf die Weide um Baden, deren Molken ich nicht bezahle, um die Schafsnatur täglich in zwei Gläſern zu meiner Natur zu machen!

Daher aber haben mich die Badner auch gerne! Wenn ich einmal werde geſtorben ſein, dann nennen ſie eine Gaſſe. „Saphir-Gaſſe“, aber es muß auch eine Gaſſe ſein, wo man nur das Vieh durchtreibt.

Der Badenvertheidiger im „Humoriſt“ ſagt, „um ihn nicht für bezahlt“ zu halten: „Bei Nacht iſt Baden fürchterlich!“ Hu! das iſt geiſterhaft! Es gibt ſchon Nächte, wo Baden gar nicht fürchterlich iſt! Es kommt nur darauf an, mit wem man die Nacht zubringt!

Der Mann beklagt ſich über „keine Laterne!“ Es gibt aber Nächte, wo man, ein umgekehrter Diogenes, herumgeht, um „keine Laterne“ und „keinen Menſchen“ zu ſuchen! Es kommt nur darauf an wie man geht! Freilich wenn man von Bier voll kömmt, ſo läuft man Gefahr, „mit dem Kopf an die Bäume zu beiden Seiten anzuſtoßen“, aber es gibt Nächte in Baden, wo man von Seligkeit voll den Kopf verloren hat, dann läuft man nicht Gefahr, ihn anzuſtoßen. Am Ende verlangen die Badner Curgäſte für ihre zwei Gulden Taxe auch noch, die Badner ſollten jede Nacht die Bäume von

beiden Seiten der Straße in's Haus hereintragen und des Morgens ſie wieder hinauspflanzen!

„Wenn es regnet,“ heißt es weiter, „iſt in Baden der Koth abſcheulich!!“ Das iſt abſcheulich von dem Koth! In Wien, wenn es regnet, da iſt der Koth reizend! Warum aber geben die Badner nicht jedem Curgaſt noch obendrein ein Paraplui und ein Paar Galloſchen?!

Ja, ja! Es iſt ſündhaft, was die Badner alles für die Curgäſte nicht thun! Nicht einmal Teppiche laſſen ſie über die Straßen legen, wenn es regnet! Nicht einmal einen Führer mit einer Fackel geben ſie Nachts jedem Curgaſt, der „aus dem Gaſthaus“ anſtatt „über den Steg in's Waſſer hinein geht!“ Es iſt nicht zum Aushalten mit den Badnern! — „Wo nur eine Perſon badet, — ſo will mein Referent, — ſoll ein Diener ſtets auf der Gallerie bleiben, bis eine zweite Perſon kömmt, wie leicht kann dem Badenden eine Ueblichkeit zuſtoßen!“ Ausgezeichnet human und vorſichtig. Die Badner müſſen noch dazu genöthigt werden, jedem Badenden einen Wächter zu halten!

Und wie iſt's mit dem „Theater“? Wenn da nur eine Perſon iſt, — wie ſich das zuweilen immer und immer trifft, — muß dann Baden auch einen Diener auf die Gallerie ſchicken, für den Fall, wenn dem Einen „übel wird?!“ Ja, ja, ich ſeh' ſchon, es geht in meinem lieben Baden Alles drunter und drüber bis ich komm'!

Und doch bleibt Baden der ſchönſte, der heilvollſte Curort! Es heilt Gichtſchmerzen, Gliederſchmerzen, Kopfſchmerzen, Fußſchmerzen, Herzſchmerzen, aber die Curgäſte ſind mit dem Allen noch nicht zufrieden, und die Badner ſollen ſie immer von Neuem fragen:

„Und ſonſt haben's keine Schmerzen!“

# Meine Memoiren.

## V.

Es wurde alſo im Familienrathe beſchloſſen, mich auf die hohe Rabinatsſchule nach Paks zu ſchicken.

Wieviel Thränen dieſe Reſolution meiner Mutter erpreßte, iſt unſäglich. Es iſt mir von dieſer Trennung nichts im Gedächtniß geblieben als eben der zärtliche Schmerz meiner Mutter und all' ihre kleinen Zärtlichkeiten in Ausſtattung und Mitgabe zu dieſer meiner Univerſitätsfahrt, und die Erinnerung an eine Sibylle, an eine Prophetin, an die Lenormand Lovasberénys, an eine Zigeunerin, welche vor dem Antritt meiner Studentenreiſe um meine Zukunft befragt wurde.

Zu jener Zeit waren die »Zigeuner« noch eine romantiſche Staffage auf dem flachen Lande Ungarns, und viele größere Dörfer hatten am äußerſten Ende oder in der Entfernung von 50—100 Schritten eine kleine Colonie dieſer romantiſchen Vagabunden. Man nannte dieſe Colonie immer das »Zigeunerdörfel«.

In dieſem »Zigeunerdörfel« durften ſie ſich Hütten (Rauchhütten) anlegen, doch keine Einfriedung, keinen Zaun, kein Gehöfte um dieſe Hütten haben. An

gewiſſen Tagen, namentlich an Markttagen, durften ſie nicht in den Ort kommen.

Dieſe Vergünſtigung, einen Anſiedlungspunct haben zu dürfen, verdankten die ungariſchen Zigeuner der Weisheit und Menſchlichkeit der großen Maria Thereſia. Sie ſollten auch nicht mehr »Zigeuner«, ſondern »Uj-Magyar« (Neuungar) heißen. Die Kinder der Zigeuner ſollten in die Schule geſchickt werden u. ſ. w. Die Grauſamkeiten, mit welchen die humanen Intentionen Maria Thereſia's von den executiven Mächten ungariſcher Dörfer vollzogen wurden, waren mehr geeignet dieſe Race ganz zu entmenſchen und zu verwildern, als ſie an das Band der geſelligen Ordnung zu knüpfen.

Die Zigeuner überhaupt haben nur eine Tugend: »Kindesliebe«, ſie lieben ihr Kind über Alles, aber dieſe Tugend wird bei ihnen zum Laſter, ſie iſt die Liebe der Thiermutter, bis zu einem gewiſſen Alter, dann wird das Kind ſich ſelbſt überlaſſen, Stehlen und Vagabundiren ſein Spielwerk.

Faſt überall, wo ein ſolches »Zigeunerdörfel« war, befand ſich unter ihnen auch eine »Javasné«.

Eine »Javasné« war Alles in Allem, ſie war »Viarda« und »Meg-Merillis«, ſie war Wahrſagerin, Kartenlegerin, Wunderdoctorin, Thierarzt u. ſ. w. Zu ihr nahm man Zuflucht, wenn man beſtohlen wurde, wenn die Kuh keine Milch gab, wenn die Kinder das kalte Fieber hatten, wenn man einen Handel abſchloß, wenn man wiſſen wollte wie die oder der Zukünftige be-

ſchaffen ſein wird, wenn man eine Reiſe machte, kurz die »Javasné« war das Orakel. Wo kein ſolches Zigeunerörtchen war, da kam von Zeit zu Zeit eine »Javasné« auf Gaſtrollen. Ein kleiner Karren, von einem Hunde oder einer Ziege gezogen, war ihr Dreifuß, dieſen Karren pflanzte die »Javasné« vor dem Dorfe auf, und zu ihr wallfahrtete Alles, was ein Anliegen an die Zukunft, an ein Geheimniß oder ein Gebrechen hatte. Man führte ihr die kranken Kinder, das kranke Vieh zu. Zu Wohlhabenden ging die »Javasné« wohl auch in's Haus. Sie ſagte aus der Hand wahr, man opferte ihr bald Geld bald auch Victualien. Eine ſolche Javasné oder Seherin hatte ihr Dodona auch in dem Zigeunerdörfel zu Lovasberény, und zu ihr wurde ich geführt, um meine Zukunft zu erfahren.

Ich weiß mich nur der Lehmhütte zu erinnern, voll Rauch, und der alten Javasné, die in einem rothen Kopftuch auf einer Art Truhe oder Koffer ſaß und ein ſchwarzes Schwein zur Seite hatte, denn bei den wahrſagenden Zigeunerinnen vertritt ſtets ein ſchwarzes Schwein die Stelle der bei andern Wahrſagerinnen und Kartenlegerinnen unvermeidlichen großen Katze.

Welches Horoscop ſie mir ſtellte, weiß ich nicht mehr, das ſchwarze Schwein nahm meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Doch muß die Prophezeiung befriedigend ausgefallen ſein, denn meine Mutter ſagte mir im Nachhauſegehen: »Wollte Gott, es würde wahr!«

Bei dieſer Gelegenheit, da ich von dem ungariſchen Zigeunerleben ſpreche, ſei noch eine der denkwürdigſten Zigeunerperſönlichkeiten jener Zeit, einer Zigeuner-Celebrität gedacht, eines Virtuoſen, deſſen Eigenthümlichkeit wunderbar genannt zu werden verdiente, des Violinſpielers »Bihary«, des »Zigeuner-Paganini's«. Ich erinnere mich ſeiner aus meinen früheſten Kinderjahren und auch noch ſpäterer Zeit, als die drei Alliirten in Peſt waren, und er vor ihnen ſpielte und große Senſation erregte.

Er war ein großer, ſtattlicher Mann, von der dunkelſten Färbung, mit blitzenden Augen und einer Phyſiognomie, welche die höchſte Schlauheit, aber auch eine große Intelligenz verrieth.

Bihary war der ungariſche Orpheus, ſein Name war die Loſung zur Bewunderung, und wenn er in einer Gſárda, auf einem Boeſo erſchien, war Fanatismus und Verzückung.

Er wurde gewöhnlich von noch drei fiedelnden Zigeunern begleitet und reiſte im Lande umher.

Die Art ſeiner Spielweiſe iſt unbeſchreiblich. Aus ſeiner braunen Fiedel zog er — der ſpecielle Character ſeines Spieles war eigentlich ein gewiſſes elegiſches Ziehen der Töne — die erſchütterndſten, ſchmerzlichſten und rührendſten Weiſen hervor, während andere ſeiner Spielweiſen, ſeiner Tanzſpielweiſen, Begeiſterung, Jauchzen und betrunkene Füße hervorbrachten.

Im ganzen Lande kennt man eine Melodie, die

blos „ein Bihary“ hieß. Auf den Marktplätzen oder in den Vendégfogadó ſtanden die dicht gedrängten Kreiſe um ihn, athemlos horchend, wenn er den „Palgos“ anſpielte und die übervolle Bruſt der Hörer entlud ſich endlich in einem Beifallswüthen. Ich erinnere mich, daß bei einer Werbung, die im Hofe meines Großvaters ſtattfand, in welchem die neuen Recruten ein Feſt bekamen, Bihary ein „Hármas tánez“ aufſpielte, der eine Art Tarantelismus bewirkte.

Er war ein Naturaliſt und hat erſt in ſpäteſter Zeit Noten kennen gelernt. Aber er war ein Zauberer. Seine kleine braune Fiedel war bald Dämon, bald Engel, bald lachendes Mädchen, bald weinende Muſe! Seine Töne wühlten im Buſen des Hörers herum, ſie wühlten die tiefſten Schmerzen, die tiefſten Gelüſte, die ſanfteſte Wehmuth, die wildeſte Begier auf!

Aus dieſer kleinen braunen Fiedel beſchwor der kleine Bogen Bihary's alle Geiſter der nationalen Erinnerungen, die ſchmerzlichſten und wildeſten heraus!

Bei den ungariſchen Hochzeiten in Dorf und Stadt gehörte es zu dem Stolz der Hochzeiter, wenn Bihary mit ſeiner Bande da war. Dann zog wohl auch, wenn die Freude hoch geſtiegen war, die ganze Hochzeitsgeſellſchaft durch den Ort, Bihary voran — einen Cſárdás oder dergleichen aufſpielend, und wo der Zug vorüberging, ſchloſſen ſich Männlich und Weiblich an, und begannen ſich im Tanze zu drehen, und ſo wuchs das Ding zum Knäuel an und jauchzten „Éljen Bihary“ fort und fort.

Bihary ſelbſt nahm nichts an, d. h. von der Menge, dieſe ſchüttete ihre Gaben in die Cymbal des unermüdlichen Cymbalſchlägers, der mit Bihary umherzog.

Noch in ſeinem hohen Alter erfreute ſich Bihary einer Auszeichnung von Sr. Majeſtät dem Kaiſer Franz.

Mehr über dieſen wunderbaren Naturkünſtler dürfte vielleicht in Gräffer's National-Encyclopädie zu finden ſein, obwohl ich zweifle, daß er viel von ihm zu ſagen wußte.

---

## VI.

Noch bevor ich meine Wanderung aus dem elterlichen Hauſe antrat, ſtarb meine Mutter. Sie ſtarb wie ſie gelebt hatte, leidend, ſchmerzenreich, ſanft, fromm und duldend.

Ich war noch zu viel Kind, um dieſen Verluſt in ſeiner ganzen Bitterniß zu verkoſten, ich weiß, daß ich weinte, viel weinte, und als man mich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernte, von ihrem Bette gewaltſam weggebracht werden mußte.

Mit dem Tode meiner Mutter zog der gute Familienengel aus unſerem Hauſe.

Mein Vater ſiedelte von Lovasberény nach Ofen über, mein älteſter Bruder zog nach Peſt und meine Schweſter lebte in Preßburg.

Mein Vater ſchritt zu einer zweiten Heirat und überſiedelte von Ofen wieder nach Moor im Stuhlweißenburger Comitat, wo er eine reiche, in Jahren vorgerückte Witwe heiratete.

Ohne noch eines Urtheils fähig zu ſein, erſchrack ich vor dem Gedanken an eine „Stiefmutter“.

Zwei „Mütter“ haben das Unglück der Maria Stuart, ſie ſind vielleicht beſſer als ihr Ruf: Stief- und Schwieger-Mütter.

Mutter Eva war deshalb die glücklichſte Ehefrau, weil ſie keine Schwiegermutter hatte, und Ismael war der erſte, der von einer Stiefmutter ausgetrieben wurde.

Eine Mutter iſt die Perlmutter des Hauſes, eine Schwiegermutter aber iſt die Eſſigmutter des Hauſes.

Es iſt eine vielfach beſtätigte Erfahrung, daß die Schwiegermütter mehr Tyranninen für Schwiegertöchter als für Schwiegerſöhne ſind.

Jede Mutter verheiratet ſich und ihr Kind zugleich!

Wenn alſo der Sohn heiratet, bekömmt er ſo zu ſagen zwei Frauen, die Mutter betrachtet die Schwiegertochter gewiſſermaßen als Hagar, und wenn der Enkel einmal da iſt, ſo hat der Mohr ſeine Schuldigkeit gethan und der Mohr, die Schwiegertochter, kann gehen.

Die Schwiegermütter ſind eiferſüchtig, es iſt die Eiferſucht auf die Liebe des Sohnes, die ſie zu Feindinnen der Schwiegertöchter macht. Es ſind gewiſſermaßen Nebenbuhlerinnen.

Ueberhaupt kann jede Frau jede Frau nicht leiden, die geliebt wird, und beſonders wenn dieſe Frau von dem eigenen Sohne geliebt wird, den man nicht mit Liebe und Zärtlichkeit erzogen haben will, damit er dieſe Liebe und Zärtlichkeit auf eine Andere übertrage.

Ganz anders iſt es mit dem Schwiegerſohn. Die Söhne werden von den Müttern geboren und erzogen, um ſie zu behalten, die Töchter werden von den Müttern geboren und erzogen, um ſie los zu werden!

Ein „Schwiegerſohn“ iſt das letzte Mittel für dieſen Zweck! Und es iſt ein Stück Dankbarkeit, daß die Schwiegermütter die Schwiegerſöhne liebevoller behandeln als die Schwiegertöchter.

Eben ein ſolcher Unterſchied waltet zwiſchen „Stiefmutter“ und „Stiefvater“ ob.

Ein „Stiefvater“ ſieht in dem Stiefkind nichts als ein Pflichtexemplar, welches ihm die Frau zubrachte; ohne Liebe und ohne Haß nimmt er dieſes Pflichtexemplar auf. Eine „Stiefmutter“ aber ſieht in dem „Stiefkind“ ein Hinderniß, ein unglückliches Ereigniß, welches aus dem „status quo ante“ in den „status quo“ hineinwächſt!

Ich bewahre mich hier alles Ernſtes davor, als bezögen ſich dieſe Betrachtungen auf meine Stiefmutter. Ich glaubte den Schatten meines ſeligen Vaters zu beleidigen und dem Schatten jener Frau Unrecht zu thun, wenn ich die leiſeſte Anklage über ſie laut werden ließe. Es war eine kreuzbrave Frau, kinder-, alſo liebelos. Sie fürchtete Gott, heiligte den Sabath, liebte das Geld, achtete ihren Mann und ſah die Genüſſe der Welt als ganz unberechtigt an, incluſive eſſen und trinken.

Sie hat, ſo viel ich weiß, nie ſich ſtiefmütterlich böſe gegen meine Geſchwiſter benommen, und dankbar

muß ich es ihr nachrühmen, daß ſie meinem Vater die ſorgſamſte, pflegevollſte Gefährtin bis an ſein Ende war.

Als ich das väterliche Haus verließ, ſtand blos die Schreckgeſtalt: »Stiefmutter« im Allgemeinen vor mir.

Ich kann auch nicht ſagen, daß ich gerade deshalb die Heimat verließ.

Unbändigkeit meinerſeits, verbunden mit jenem dunklen Drang, ſich fortzubewegen, der in allen Dingen liegt. Es iſt der »Wille in der Natur«, der »Wille«, der in Menſchen, Pflanzen und ſelbſt in lebloſen Körpern lebt, der Wille zur Veränderung, der auch in Steinen lebt. *)

Ich verließ mein väterliches Haus wie ein Schiffchen, das ohne Ruder, ohne Compaß, Segel, Maſt, ſelbſt ohne beſtimmtes Ziel vom Ufer in die Wellen treibt.

Ich hatte keine klare Idee: wozu? wohin? weswegen?

An einem ſchönen Morgen verließ ich Ofen, omnia mea beſtand in zwei rüſtigen Beinen, einem Wanderſtab und etwa acht oder zehn Gulden Wiener Währung, und ſo pilgerte ich per pedes apostolorum wie ein Land-Columbus immer fort, bis der »muthige Seg-

*) Ich kann nicht umhin, hier auf eine höchſt intereſſante Brochure aufmerkſam zu machen: „Ueber den Willen in der Natur“, von Arthur Schopenhauer. Frankfurt a. M. 1854.

ler« auf leichten und zerriſſenen Sohlen in Preßburg ankam.

In Preßburg angelangt nahm mich der Bruder meiner Mutter, Onkel J. Brüll, mit väterlichem Wohlwollen auf, obwohl ich nicht ganz appetitlich ausſah.

In dem Hauſe meines Onkels fand ich die liebevollſte Behandlung. Er war einer der reichſten und angeſehenſten, zugleich einer der gelehrteſten und achtungswertheſten Männer jener Zeit. Gaſtfreundſchaft und Wohlthun waren die zwei Hausfreunde dieſer Familie.

Ich mußte im Hauſe wohnen, wurde neu überzogen und hergerichtet und lebte da ein flottes Leben. Doch ſollte dieſes Haus meines edlen vortrefflichen Oheims nicht zu meinem »Capua« werden, obwohl — mein allezeit liebebereites, aber nicht allezeit getreues Herz da einen kleinen Kinder-Roman durchmachte.

Mein Onkel hatte nämlich ein Töchterchen »Pepi«, ein allerliebſtes Exemplar von einem Brünettchen!

Sie ſehen, ſie lieben, ſie heiraten wollen, war das Geſchäft von drei Minuten!

An einem Freitag Abends kam ich in Preßburg an, am Sonnabend beſaß Couſinchen »Pepi« ſchon einen Liebesbrief von mir, acht Seiten ſtark, geſchrieben mit allem Aufgebot an fingerdicken Buchſtaben, und jeder Buchſtabe ſah aus wie ein »Sohn der Wildniß«, der von Parthenia geſchoren wird. — Was ich auf dieſen acht Seiten ſchrieb?

Die zimperliche Emilia Galotti ſagt: »Was er ge-

ſprochen und was ich erwiedert, ich weiß es nicht, mein Vater!« Ich weiß nicht was ich ſagte oder was ich geſagt haben konnte! Es kam auch weiter zu keiner mündlichen Verhandlung zwiſchen uns, nur ſo viel weiß ich, daß wir oft ſtundenlang beiſammen ſaßen, ohne ein Wort zu ſprechen oder etwas Anderes zu thun als — »Haſelnüſſe« zu knacken!

Haſelnüſſe war nämlich Couſinchen Pepi's Leidenſchaft, und alſo wurde ſie auch meine Leidenſchaft!

Wenn der gute Werther es zum Entzücken fand, wenn Lotte den Kindern »Butterbrot aufſtrich« und er die »kleinen Rotznäschen« hätte küſſen mögen, dann weiß ich nicht, warum für einen jungen Schwärmer nicht auch in dem Anblick ſeines haſelnußknackenden Ideals ein ſtiller Zauber liegen ſoll?

Indeſſen ging die Zeit der jungen Haſelnüſſe und meine Zeit auch vorüber, und ich ging einem Weg entgegen, auf dem ich ganz andere Nüſſe zu knacken bekommen ſollte.

Nachdem ich, um das Gleichniß mit dem Schiffchen fortzuſetzen, nachdem ich in Preßburg neu kalfatert und ausgebeſſert wurde, von Onkel und Tante neue Takelage und etwas »bares« Schiffszwieback in die Taſche bekommen, ſegelte ich von Preßburg ab. Couſinchen Pepi, die in meiner ſpätern Biographie noch erwähnt werden wird, vergoß, wie ich glaube, einige Thränchen, welches mich ſehr rührte; aber noch mehr rührte es mich, daß ſie den Inhalt ihrer kleinen Sparbüchſe in meine Hand

leerte und ſagte: „Moritz, glückliche Reiſe! ſei brav, führ' dich gut auf, lerne etwas, und wenn du was brauchſt, ſo ſchreib' mir!“

Daß ich brav war und blieb, iſt mein Geheimniß, daß ich was gelernt habe, iſt der Welt ein Geheimniß, und daß ich Couſinchen Pepi ſpäter oft ſchrieb, iſt unſer beiderſeitiges Geheimniß.

Ich reiſte mit einem Lohnkutſcher, nahm meinen Sitz neben ihm auf dem Kutſchbock und gelangte nach acht Tagen in Prag an.

## Der Gebrauch des Anſtoßens beim Weine.

Ich bin letzthin gefragt worden, woher der Gebrauch des „Anſtoßens“, des „Gläſerklirrens“ beim Weintrinken kömmt, und ich antwortete wie folgt:

Einſt kamen bei einem Glaſe Wein
Die fünf Sinne zuſammen im ſchönen Verein,
Um beim Politiſiren und Kannengießen
Das Blut der Trauben zu vergießen.
Und wie ſie ſo ſitzen zur fröhlichen Stund',
Hat ſeinen Genuß jeglicher Sinn im Grund;
Das Sehen nimmt das Glas vor das Geſicht,
Hält's zum Licht empor und ſpricht:
„Wie ſich der Lichtſtrahl in dem Golde bricht,
Man ſollte glauben es wär' ein Sonnen-Fluß!“
Und ſo hat das Sehen beim Wein ſeinen Genuß.
Darauf greift der liebe Geruch zu ſeinem Glaſe,
Führt es hin und wieder unter der Naſe,
Und ſpricht erfreut, zu des Weines Ruhme:
„Welcher Duft! Welch' eine Blume!
Es riecht wie Moſchus und wie Muscatnuß!“
Und ſo hat der Geruch beim Wein auch ſeinen Genuß!

D'rauf kömmt das Schmecken, der lock're Junge,
Verſucht den Wein, ſchnalzt mit der Zunge,
Und ſagt: „Das iſt ſüß und feurig wie ein Liebeskuß!“
Und ſo hat das Schmecken auch beim Wein ſeinen Genuß!
Ein wenig ſpäter kommt das Gefühl auch herfür,
Nachdem es getrunken Gläschen drei oder vier,
Und ſagt: „Nun wird mir ſo wohl und ſo laulich,
Es wird mir im Herzen ſo magdlich und fraulich,
Ich hege Gedanken, die gar nicht erbaulich,
Das iſt ſo wonniglich, alſo: bibamus,“
Und ſo hat das Gefühl auch beim Wein ſeinen Genuß!
Nur das Gehör ſchaut ganz verdrießlich d'rein,
Nur das Gehör hat keinen Genuß beim Wein,
Darob von Zorn und Unmuth höchlich entbrannt,
Will es das Glas ihnen ſchlagen aus der Hand;
Jedoch wie es mit ſeinem Glas an die andern ſchlägt,
Klingt es ſo lieblich, ſo melodiſch bewegt,
Daß das Gehör ſich an dem Wohllaut labt und letzt,
Und verſöhnt ruft es zu den andern Sinnen jetzt:
„Stoßt an, ſtoßt an, zum Friedensſchluß!“
Und ſo haben alle fünf Sinne beim Wein ihren Genuß!

# Badner Emancipations-Novelletten.

## I.

Alles ſoll der Menſch ſein, nur kein »Vertrauter«, ich meine nicht ein »Vertrauter« in dem Wiener Sprachgebrauch, welches ſo viel als »geheimes Polizeiſpitzel« bedeutet, Gott bewahre, ſo ein »Vertrauter« mag gar nicht ſo übel ſein! Man hat Beiſpiele, daß ſolche »Vertraute« zu Ehren und Auszeichnungen gekommen ſind, ſolche »Vertraute« gedeihen und wachſen in der Gnade des Herrn, und ihnen iſt wohl wie »fünfhundert Säuen«, ein Ausdruck, den man in guter Geſellſchaft nicht brauchen ſollte, den aber Goethe zu Ehren gebracht hat.

Nein, wir reden von einem »Vertrauten in der Liebe!« Wer liebt, muß einen Vertrauten haben, c'est de rigueur! Iſt's nicht ein Freund, ſo iſt's eine Freundin, iſt's nicht eine Freundin, ſo iſt's ein Bekannter, iſt's nicht ein Bekannter, ſo iſt's ein Bedienter, ein Stubenmädchen, ein Barbier u. ſ. w.

Ein Liebender ohne »Vertrauten« iſt ein Peter Schlemiel ohne Schatten, eine Liebende ohne »Vertraute« iſt eine Stimme ohne Echo, ein Frauenzimmer ohne Spiegel, ein halbes Ding!

Als ich noch im Belagerungszuſtand-Alter lebte, hatte ich viel Vertraute! Der Vertrauten des Dichters ſind viele! Seine Vertrauten ſind: der Wald, die harte Bank, das Echo, das Kanzleipapier, die verſchwiegene Nacht und der ſchreiende Hunger!

Wer nie ſelbſt zweidutzendmal glücklich und dreidutzendmal unglücklich geliebt hat, der iſt nicht berufen, ein „Vertrauter“ zu ſein! Ich habe, wenigſtens was die Zahl der unglücklichen Liebe betrifft, meinen Contingent geliefert und bin qualificirt zum Vertrauten. Ich kann zwei Stunden lang auf einem Raum von acht Schritten im Sonnenſchein und im Regen mit dem Verliebten auf- und abgehen, um mit ihm zu warten, ob ſie nicht von ferne vorbeigehen wird; ich kann vierzehn Abende nacheinander geduldig zuhören, wie er mir erzählt, er hoffe, daß ſie ihn liebt, weil ſie ihn in Geſellſchaft gar nicht anſieht; ich kann ſogar im Auftrage des Verliebten im Theater durch ſieben lange Acte Acht geben, wievielmal ſie den Blick nach der Seite wendet, wo ſie glauben könnte, daß er ſitzt, wenn er nicht dort ſitzt; kurz, ich kann mich jedem Liebenden als „Leib-Vertrauten“ auf's Beſte anempfehlen, ich ſehe mehr auf gute Behandlung als auf Langeweile.

Ich weiß nicht wer es dem jungen Lindoro — ſo wollen wir ihn heißen, obwohl er nicht ſo heißt — geſagt haben mag, daß ich ein ausgezeichneter „Vertrauter“ in der Liebe bin, genug, er mußte es erfahren haben und drängte ſich an mich.

Ich bin ſonſt nicht leicht zugänglich, mir hat, Gottlob, die Natur eine Stachelnußſchale gegeben, ich mag nicht von Jedem geknackt werden wie eine Knackmandel; Dank Dir, gütiger Himmel!

Lindoro aber kam mit dem Empfehlungsbrief der Liebe, er war ein Liebender! »Liebende« und »Wahnſinnige« ſind in gewiſſen Ländern heilig! Lindoro liebte, er liebte unglücklich, das iſt mein Caſus! Ein intereſſanter Fall mehr in dem allgemeinen Krankenhauſe Amors — das zieht mich an!

Lindoro iſt ein Jüngling aus dem Geſchlechte der Emancipirten; der Leſer gebe ſich keine Mühe ihn herauszufinden, ich will ihn lieber gleich ganz kenntlich beſchreiben; er iſt ſehr reich, beſitzt aber wenig Vermögen, er iſt groß von Geſtalt, aber unterſetzt von Figur, ſchlank, aber um die Mitte dick, ſein ſchwarzes Haar fällt in blonden Locken nieder und ſeine dunklen Augen ſind kornblumenblau. Er braucht die Badner Cur, entweder will er ſeine Pferde in die Natur führen oder ſeine Wäſche auslüften, oder will er in Baden »bei günſtiger Witterung und beleuchtetem Park« Langeweile ſtudieren, oder will er auf dem Calvariberg eine deutſchkatholiſche Synagoge anlegen, man weiß es nicht. Mir ſagte er, er leide an — Hämorrhoiden. Die Hämorrhoiden ſind das »Nizza« der Krankheiten; wenn die Aerzte gar nicht wiſſen, was ſie mit einem Uebel anfangen ſollen und welchen Titel ſie ihm geben ſollen, ſchieben ſie's auf »Hämorrhoiden«.

Lindoro vertraute mir erſt ſein Hämorrhoidal-Leiden, von dieſem ging er auf ſein Liebesleiden über — eine natürliche Paſſage.

Gegen Hämorrhoidal-Leiden gibt's nur ein Mittel: verliebt ſein, d. h. viel Bewegung, gehen, laufen, auf- und abwandern!

Recipe: Man liebe, man gehe ihr nach, Morgens, Mittags und Abends drei Stunden voll; dann laufe man dem Wagen nach zwei Stunden lang, dann gehe man vor dem Fenſter auf und ab anderthalb Stunden voll, wenn das nichts nützt, ſo iſt keine Hilfe mehr!

Lindoro liebte! Er liebte viel! Er liebte Hunde, Pferde, Cigarren, ſchwarze Judenfiſche, Nordbahnactien u. ſ. w. Aber Eines liebte er zum erſten Male, er liebte ein Weſen! So lange man von einem Frauenzimmer nicht weiß, wie es heißt, wo es wohnt, wie alt es iſt und wie viel Ausſteuer es bekömmt, iſt's noch keine beſtimmte Geſtalt, iſt's blos ein „Weſen", ein himmliſches Weſen, ein zaubervolles Weſen, aber doch nur ein Weſen, ein Begriff ohne compacte Grundlage; das Weſen war da, aber das Weſentliche fehlte; man liebt die Weſen, man betet die Weſen an, aber man heiratet ein Unweſen!

Lindoro liebte ein „Weſen", er liebte ein Park-Weſen, ein Weſen, welches er nur im Parke ſah. Als Lindoro mir ſagte, er liebe ein Weſen im Parke, ſagte ich ihm, das hänge von der Philoſophie ab. Nach Kant iſt ein „Weſen" das erſte Princip der Möglichkeit eines

Dinges«, nach Kant müßte alſo ſein erſtes Princip ſein, zu ſehen, ob das Ding möglich iſt! Nach Fichte iſt »Weſen« ein »ſelbſtſtändiges Subject«, nach Fichte alſo müßte er ſich erkundigen, ob ſein »Weſen« ein ſelbſtſtändiges Subject iſt. Lindoro ſah, daß ich das »Weſen« der Liebe philoſophiſch ſtudiert habe, und faßte noch mehr Vertrauen zu mir.

Er zeigte mir den Gegenſtand ſeiner unglücklichen Liebe. Sie war ſchön, ſehr ſchön; und wenn ich nicht ein ſo edler Freund geweſen wäre, d. h. wenn ich nur die geringſte Hoffnung gehabt hätte, von ihr geliebt werden zu können, ſo hätte ich gedacht, der Menſch iſt ein vernünftiges Weſen, und es wäre von mir ſehr vernünftig, dieſes Weſen als Naturweſen meinem Weſen anzueignen, ſo aber war ich edel und ließ ihm ſein Weſen und Unweſen.

Es waren einige Hinderniſſe zwiſchen ihm und dem Weſen aufgethürmt, Hinderniſſe, wie die Semmeringe, ſtanden zwiſchen dem Gloggnitz ſeiner Wünſche und dem Mürzzuſchlag ihrer Erfüllung. Hauptſächlich fürchtete er, ſie ſei eine — Chriſtin! Dieſe unchriſtliche Furcht machte ihm heidniſche Herzleiden! Er declamirte aus der »Braut von Corinth«:

»Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie iſt Chriſtin und getauft!«

Er fragte mich immer: »Was meinen Sie, iſt ſie Chriſtin oder Jüdin?« Das iſt nun bei Frauenzimmern

viel ſchwerer zu erkennen als bei Männern, wo der Typus ſich im Geſicht nicht ſo ausdrückt.

Er fragte mich um Rath, ich ſagte ihm: »Nichts leichter als das! Wir machen morgen eine Revolution, Sie ernennen ſich zum Präſidenten von Baden, und ich mich zum Patriarchen des Parkes, wir führen die gemiſchte Ehe ein, und Sie heiraten Ihr Weſen.« Der Gedanke war gut, aber er wollte nicht darauf eingehen, er fürchtete, ſeine Actien würden fallen, und er großen Verluſt erleiden! An ſolchen Dingen geht die Weltgeſchichte unter! »So laſſen Sie ſich taufen!« Aber dann würde ihn ſein reicher Onkel, ein Jude primo cartello, enterben! An ſolchen Dingen geht die Liebe unter! — »So entführen Sie ſie und fliehen nach Gretna Green!« — Ja, aber die Polizei! — An ſolchen Dingen ſtirbt die Romantik!

Eines Tages kam Lindoro mich einladen, mit ihm bei »Herzl« in Baden Mittag zu eſſen. Herzl iſt der jüdiſche Dommayer in Baden; da iſt das Elborado der jüdiſchen Küche. Ich ließ mich nicht zweimal bitten. Mein Magen hat ſeine Jugenderinnerung noch nicht verloren und ſchämt ſich ihrer nicht! Die größten Judenfeinde lieben von den Juden zwei Dinge: ihre »Goldfiſche« und ihre »braunen Fiſche«!

Wir ſaßen bei Herzl, und da ſaß manches Röschen aus dem Thal Jeſchurun, gewachſen wie die Ceder von Libanon, mit Augen wie die Urimvetumim, mit Zähnen, wie die Heerde, die aus der Schwemme kömmt, und

mit Blicken, wie die Feuerſäule, die in der Wüſte voranging; ſo daß bei Herzl manch' »Herzel« von verſchiedenen gepfefferten »Kugeln« getroffen wurde.

Lindoro hatte für einen Verliebten einen abnormen Appetit! Auf einmal erſtarb ihm der Biſſen im Mund, er ſtarrte nach einem Punete hin, und rief mir dann zu: »Dort ſchau' hin!« — Ich ſah hin, und ach, was ſah ich? Und ach, was ſah ich! Und ach, was ſah ich!?

Das »Weſen« ſaß an meinem Tiſche vis-à-vis und aß! Das »Weſen« bei »Herzl«!? Alſo ſie iſt eine Seinige! Seine Auserwählte iſt auch eine ſonſtige Auserwählte! Das Haupthinderniß iſt verſchwunden! Der Haupt-Semmering iſt abgegraben! Die Hoffnung baut ſich neue Bahnen!

Unſere Leſer werden ſich in das Entzücken nicht hineindenken können, wenn man entdeckt: »Meine Geliebte iſt eine Jüdin!« Aber Lindoro war entzückt! Die Valuta der Liebe ſtieg gewaltig!

Er war ganz glücklich! Er nahm ſich vor, von nun an alle Blödigkeit und Schüchternheit bei Seite zu legen und ſich dem »Weſen« kühn zu nahen. »Sie »ißt« ja Fleiſch von meinem Fleiſch, und iſt ein Weſen von meinem Weſen!« rief er jubelnd aus, ich jubelte als Attaché mit, und auf den morgen darauf ſtattfindenden Mittagspark war die Attaque auf das geliebte »Weſen« feſtgeſetzt. —

Am andern Tage Mittags war der Park in Baden glorios, gigantesque, pyramidal, coloſſal! Unten Flora

mit „Marillen“ und „Agras“, oben Aesculap mit Spinnweben und Roſtflecken; rechts Kiosk mit türkiſchem Luftzug, links das Dodoniſche Spectakel mit Tromben und Baßgeige; in der Mitte Parköffnung, von hinten mit der Anſicht auf's Schwitzbad und abſeits die Bretteranlage zum Schaffot für die Abendmuſik. In der Mitte Bänke mit Lehnen und Strickanſtalt, in der andern Mitte Bänke ohne Lehnen, in der dritten Mitte Lehnen ohne Bänke und in der vierten Mitte Bänke ohne Lehnen, wozu die Bänke fehlen. Hie und da wogte Jemand auf und ab, in den Seitengängen wimmelte manchmal ein Frauenzimmer, im Hintergrunde hörte man einzelne Schwärmer huppern, drei oder vier ſchöne Damen ſaßen in den Seitenalleen und ſuchten vergebens im ganzen Weltall einen Mann, auf den ihr Blick ſich behaglich niederſetzen könnte, und ich ſchritt wie gewöhnlich quer durch die Kreuzallee auf und ab, ſuche, was ich nicht finde, finde, was ich nicht ſuche, nämlich, daß ich vergebens ſuche. Da kam Lindoro auf mich zugeſtürzt: „Dort iſt es!“ — „Was?“ — „Nun, mein Weſen!“ —

Ich ſah das Weſen herantreiben und ſprach ihm Muth ein. Was ſoll ich ihr ſagen? fragte er. Da kam er an den Rechten! Ich ſpeculire ſchon eine kleine Ewigkeit mit Nachguß darüber, was ich meinem „Weſen“ ſagen ſoll, und hab' noch kein geſcheidtes Concept zuſammgebracht, ich, der ich doch ſchon Reden gehalten habe, die in Zeitungen gedruckt worden ſind!

„Lindoro,“ ſagte ich, „wenn man nicht weiß, was

man ſagen ſoll, ſo läßt man nur das Herz reden, dann ſagt man gewiß eine große Dummheit, und es iſt nichts Schmeichelhafteres für Frauenzimmer, als wenn ſie ſehen, wie geſcheidte Männer ſo ganz dumm in ihrer Gegenwart reden. Sei nur verſtändlich, klar! Fang' gleich mit dem Ende an: »Weſen, willſt du mein Weſen werden, Mach nicht viel Weſens und ſag's!«

Wir näherten uns der Holden; Lindoro ſchnaubte mir nach wie ein Locomotiv, und ich mußte Weg bahnen wie die Schneemaſchine vor der Locomotive.

Ich benützte das Privilegium aller Poeten, und meines noch beſonders als »Dichter loci«, die Frauenzimmer eher als ein Anderer anſprechen zu dürfen, näherte mich der Schönen und begann mit einer feinen Intrada: »Mein Fräulein! Haben Sie ſich geſtern den Magen nicht verdorben?« — Sie lächelte! — »Mein Freund hier, Herr Lindoro, (hier ſtelle ich ihn vor wie ein Ausrufungszeichen) — war ſehr beſorgt, er nimmt ſo viel Antheil an Ihrer werthen Perſon!« Lindoro wurde roth wie ein »Ribitzel« und legte den Kopf auf die linke Seite wie ein Kakadu, der den »Zuſchauer« lieſt. Ich zwickte ihn heimlich in die Seite, damit er doch auch etwas ſage; endlich begann er zu ſprechen, abgebrochen wie Saidſchitzer Waſſer aus einem engen Plutzer, »ach, mein gnädiges — Fräulein, — wie hab' ich mich gefreut gehabt, als ich das — Vergnügen hab' gehabt zu ſehen — daß Herzl — ſo ein Gaſt hat gehabt, denn der Zweifel — den ich hab' gehabt — über

die Religion, die Sie haben gehabt, iſt nun endlich gelöſ't!«

Das ſchöne Mädchen, eine echte Naturwienerin, mit dem echten Wiener Dialect, wie er in Hemdärmeln auf der Zunge ſitzt, erwiederte, blos an mich gerichtet: »Ja, ſchaun's, Herr von Xavér (Saphir), i hät' a gern einmal beim Juden geſſen, aber i hab mi immer ſchenirt, i war froh, wie i Sie dort g'ſehn hab, aber i geh nimmer hin, die Fetten! Na! das is nix!«

Ich lächelte ſo holdſelig, wie nur wenn ich ganz vergnügt und ironiſch bin, faßte ihre fleiſchichte Hand und ſagte: »Aber mein Fräulein, die Fetten iſt lauter Gansfetten, die ſchad't einem geſcheidten Menſchen nicht!« — Sie drohte mit dem Fächer: »Na, Herr von Xavér, mit Ihnen laß i mi nit ein! Sie papierlen die Leut ſchön!«

Nach einigen Minuten empfahlen wir uns und gingen aus dem Park nach Hauſe. »Lindoro!« ſagte ich, »das iſt traurig, ſie iſt doch keine Jüdin!« Lindoro ſah aus wie ein Schauſpieler, der gerufen wird, voll Freude kömmt und — ausgeziſcht wird!

Er ſchüttelte das Haupt und ſagte leiſe vor ſich hin: »Wer hätte das dem Weſen angeſehen!«

Die Moral dieſer Novelle iſt vielfach! Erſtens iſt aus ihr zu erſehen, daß man bei Herzl eſſen kann, und doch keine Jüdin iſt; zweitens kann man aus ihr lernen, daß man kein »Weſen« lieben ſoll, bevor man

weiß, welchen Dialect das „Weſen“ ſpricht; drittens kann man aus ihr lernen, daß man „die Leut' nie papierlen“ ſoll, ſonſt laſſen ſich die „Weſen“ nicht mit Einem ein; viertens kann man aus ihr lernen, daß man niemals einen Zeitungsſchreiber zum „Vertrauten“ nehmen ſoll, denn ſie laſſen Alles gleich drucken, wie Figura zeigt.

## II.

## Der Genius der Liebe im Humpoldskirchner Tunnel,

## oder

## Der Steeple-Kuß mit Hinderniſſen.

Er war ein »Hofmeiſteriſcher« und ſie war eine »verſtorbene Güter-Controlors-Tochter«. Er war von Geburt ein Männchen, durch Verhältniſſe iſt er aber Hofmeiſter geworden; ſie war von Geburt ein Weibchen, durch Umſtände aber, die Alles waren nur nicht geſegnet, iſt ſie ſchwarze Silhouetten-Schneiderin geworden. Er zählte zweiundbreißig Sommer, ſie zählte ihre Sommer nicht mehr, ein Beweis, daß ſie ſchon über den einundzwanzigſten Sommer hinausgekommen ſein mußte. Er war eine Blendine, ſie war ein ſchwarzer Käfer, er war ein Schwärmer und ſie war mager, für Schwärmer hat die Natur die magern Frauenzimmer hervorgebracht, je magerer ſie iſt, deſto ſchwärmeriſcher iſt er, für einen rechten Schwärmer muß die Geliebte wie ein Faſtentiſch ſein: gar kein Fleiſch!

Wir unſererſeits, wir leiſten auch ein Bedeutendes in dem Artikel: »Schwärmerei«, aber bis zur Anbetung

der concreten Magerkeit haben wir's noch nicht gebracht; wir wissen zwar: „alles Fleisch ist Heu", allein in dieser Beziehung haben wir eine wahre Roßnatur, ein Bündel frisches, junges Heu ist auf den mühseligen Stationen des Lebens nicht zu verachten. Wir sind und waren nie ein Freund von zu magern Ideen und zu magern Frauenzimmern. Ein ganz magerer Mann kann sich bei der Welt für seine Magerkeit entschuldigen, ein Mann hat nicht immer Zeit fett zu werden, bald muß er nachdenken, bald wird er ein Deutscher, dabei kann man nicht zunehmen; aber ein ganz mageres Frauenzimmer hat vor der Weltgeschichte gar keine Entschuldigung dafür! Ein ganz mageres Frauenzimmer ist noch gar kein Frauenzimmer, sie hat blos den Platz besteckt für ein auf diesen Platz kommendes Frauenzimmer. Bei einem Frauenzimmer will ich alles Denken vergessen, bei einem ganz magern Frauenzimmer muß ich Alles dazu denken, das strengt meinen Kopf zu sehr an.

Der Held unserer Novelle aber dachte nicht so, er liebte das absolut Magere, die Magerkeit in ihrer Vollendung, und sie, die Heldin unserer Novelle, war so, so war sie, mager bis zum Sublimen, und er liebte sie; er aber hieß Franz, und sie aber hieß Theodora, und dennoch liebten sie sich: so berühren sich die Extreme.

Franz aber wohnte in „Dörfel" und Theodora wohnte in „Allland", aber was sind Meere und Wüsten für zwei Wesen, die sich lieben, besonders wenn das eine

Weſen eine „verſtorbene Controlors-Tochter“ und unendlich mager iſt?!

Hero iſt über den Leander geſchwommen, — nein, Leander iſt über den Bosphor geſchwommen und hat Hero umarmt ohne die Kleider zu wechſeln, denn wir wiſſen nicht, ob ſie für ihn trockene Wäſche bereit hielt; von Aſien zu Europa iſt für die Liebe ein Katzenſprung, was iſt alſo der Liebe die Entfernung von „Dörfel“ nach „Alland“?!

Bei der Milchmariandel Nr. 9967 begegneten ſie ſich zuerſt. Er begehrte ſaure Milch, ſie begehrte ſüße Milch; er ſchickte ihr von der ſauren Milch einen ſüßen Blick, ſie machte ihm von der ſüßen Milch ein ſaures Geſicht.

O, Franz, geliebter Franz, laſſe dich nicht einſchüchtern! Saure Geſichter ſind aller Liebe Anfang! Es gibt gar kein ſüßeres Geſchäft, als ſolche ſaure Geſichter zu überwinden, ſie nach und nach nur weniger ſäuerlich und endlich ſüß werden zu ſehen: Ein Geſicht, welches ich gleich ſüß bekomme, mundet mir gar nicht, ich muß es ſauer bekommen und ſelbſt ſüß machen, darin liegt Bewußtſein und Satisfaction!

Die Liebe hat ein Wort vorzüglich zur Palaſtdame ernannt, das Wort „ſüß“; ſie bezeichnet Alles am liebſten mit dem Epitheton „ſüß“; die Liebe iſt aber auch ein ſüßes Wort, denn dieſes Wort iſt das einzige, welches zwei Gegenſätze hat: ſauer und bitter. Die

Geliebte kann nur ein ſaures Geſicht machen und ein bitteres Geſicht.

Wir ſind doch ſelbſt im Beſitze eines ſauren Geſichts, allein weibliche ſaure Geſichter überwindet man nicht durch ein ſüßes Geſicht und nicht durch ſüße Blicke und nicht durch andere gewöhnliche Süßigkeiten der aus dem Süßholz der Fadheit geſchnitzten Alltagsmänner.

Ich bin im Beſitze des großen Geheimniſſes, wie man das ſauerſte Geſicht am Ende in ein ſüßes umwandeln kann; nach meinem Tode wird man's unter meinen Paſſiven finden und veröffentlichen.

Franz aber, unſer Franz beſaß dieſes Geheimniß nicht und Theodora machte immerfort ein ſaures Geſicht!

O Franz, kannſt du verlangen, daß Theodora, Theodora, die ſchwarze Silhouetten-Schneiderin, ſie, die vielleicht geſtern politiſche Geſichter geſchnitten hat, gleich darauf ein ſüßes Geſicht ſchneiden ſoll?

Franz kam zu mir um Rath und Hilfe zu ſuchen. Wer in Baden in den Monaten ohne R unglücklich liebt, kömmt zu mir, gerade als ob ich eine Officin für unglücklich Liebende in Baden errichtet hätte, als wär' ich Wundarzt. Ich ſage aber meinen Patienten gleich, ich bin blos Naturaliſt, ich kenne die Theorie gar nicht, blos lange Praxis.

Franz kam zu mir um Rath. Das Erſte, was ich bei ſolchen Ordinationen verlange, iſt: Den Gegenſtand zu ſehen! Franz zeigte ſie mir und ich rief aus:

„Gott, wie mager!“ — „Nicht wahr?“ rief er mit Entzücken.

Ich gab ihm den ganz einfachen Rath, ſich von ihr ſchneiden zu laſſen, d. h. in der Silhouette; aber er muß gleich ſagen er braucht fünfhundert Stücke. Gefallen iſt Sache der Gewohnheit; wenn man das häßlichſte Geſicht fünfhundertmal lange anſieht, findet man ein Etwas, was Einem wohlgefällt; man laſſe von einer Malerin einen Therſites fünfhundertmal malen und ſie wird am Ende ſagen: „Das iſt ein ſchöner Mann!“

Probatum est!

Als ich nach vierzehn Tagen durch's Helenenthal ging, traf ich ſie zweibeide, er war noch ſchwärmeriſcher und ſie noch magerer, woraus ich ſogleich auf ein fait accompli ſchloß!

Franz kam nach vier Wochen wieder zu mir und fragte mich wieder um Rath.

Sie liebe ihn zwar, aber er könne es nie bis zu einem Kuß bringen! Armer Franz!

„Ja,“ ſagte ich, „ſehr verehrter Herr und Liebender, was kann ich dazu thun? Wenn ich Ihnen mit einem Kuſſe dienen kann —?“

Es fehlt ihm die Gelegenheit, meinte er. Ich hätte ihm gerne geſagt: „Sie wollen lieben und wollen geliebt ſein und keine „Gelegenheit“? Keine Gelegenheit zu einem Kuß?! Laſſen Sie ſich bei dieſer Gelegenheit gleich todtſchlagen — Sie Capitalrind!“

Er wollte nichts als einen Kuß! Blos einen Kuß,

ſonſt nichts dazu, kein Compot und keinen Salat. O Franz, o frugaler Franz! O frommer, o friſcher, frugaler Freund Franz!

Ich begreife nicht, daß die Männer auf einen Kuß ſo große Stücke halten. Was iſt ein Kuß? Zu viel für nichts, zu wenig für Etwas. Was iſt ein Kuß gegen einen Blick?! Einen Kuß kann man rauben, ſtehlen, ein Blick muß uns gegeben, geſchenkt werden! Ein Kuß iſt ſtumm, leblos, ein Blick ſpricht, klagt, verſichert, tröſtet, heiligt! Ein Kuß läßt in der Erinnerung nichts zurück, ein Blick lebt ewig vor unſerer Erinnerung, er begleitet uns über's Meer, er ſchwebt vor uns in der Wüſte wie die Feuerſäule, er erleuchtet unſer Gefängniß und ſtellt Blumen auf den Tiſch! Ein Kuß kann bewacht, verhindert werden, ein Blick nicht, ein Blick iſt wie die Pfeile, die nach Jeruſalem flogen, er ſcheint nach Norden geſchickt und fällt im Süden nieder. Ein Blick iſt eine Lichtgabe, die man mitnehmen, an der man Monate lang zehren kann!

Kein Menſch kann ſich einen Kuß im Gedanken zurückrufen und ihn neu vor ſich ablegen laſſen, aber einen ſeelenvollen Blick, einen langen gemüthsreichen, liebetiefen Blick, den kann man ſich wie ein Weſentliches zurückrufen, ihn vor die Seele führen und ſich an ihm erquicken, wie an der Quelle des Augenlichtes.

So denke ich, aber Franz dachte anders; ein „Kuß" war der Kern aller ſeiner Wünſche — ſeine Seligkeit! Ein Kuß von Theodora! Eine höchſt magere Seligkeit!

Ich dachte lange nach und endlich kam mir das Hilfsmittel!

„Fährt Theodora oft nach Wien?“

„Jede Woche zweimal.“

„Sind Sie da immer mitgefahren?“

„Niemals.“

„Schafskopf!“ dachte ich mir still und fragte laut: „Aber warum nicht?“

Daran hatte er nicht gedacht.

Solche Leute läßt unser Gott auch noch leben und sie sind sogar Hofmeister, das wird eine schöne Erziehung werden, die unschuldigen Kinder werden nicht einmal wissen, daß man, wenn die Geliebte in einem Waggon sitzt, im zweiten an der Glasthür stehen und beständig hinübersehen muß! So vernachlässigt wird die Jugend!

„Mein lieber Franz,“ sagte ich, „wenn Sie denn so gewaltig kußwüthig sind, so müssen Sie zu dem Genius der schnellen Dampf-Küsse Ihre Zuflucht nehmen, welcher auf der Eisenbahn zwischen hier und Wien im Gumpoldskirchner Tunnel wohnt. Aber Sie müssen genau Zeit und Raum bemessen. Sehen Sie, es war eigentlich gar keine Nothwendigkeit da, hier einen Tunnel anzulegen, allein blos aus Rücksicht für alle jene Liebende, welche die Saison in Baden zubringen und die so dumm sind, keine „Gelegenheit“ zu einem Kuß zu finden, hat die Direction diesen Tunnel erbaut, sein eigentlicher Name ist „passage des amoureux honteux“ und er ist der umgestürzte „Ponte dei sospiri“. In diesem Tunnel

muß man mit einer Dampfesſchnelle von 24 Pferdekraft küſſen. Ich will Sie mit den nähern Details bekannt machen. Dieſer Tunnel dauert bei mäßiger Geſchwindigkeit der Maſchine ſo lange, als man 38—42 zählt; bei der ſchnellſten Schnelligkeit kann man 28 zählen. Von 18 bis 24 iſt der finſterſte Punct im Tunnel; das ſind die Augenblicke der totalen Finſterniß und wo der Genius des Kuſſes ſeine ſchützenden Schwingen über das kühne Unternehmen ausbreitet. Sie müſſen ſich nicht gegenüber, ſondern an die Seite der Perſon ſetzen, die in Kußzuſtand erklärt werden ſoll; wenn Sie 14 gezählt haben, fangen Sie an die Präparative der Operation zu machen, Sie haben vier Secunden Zeit zum Nachrücken, den Kopf in die rechte Richtung zu bringen und die Hand zu erfaſſen. Von 18 bis 24 ſind ſechs Momente, in welchen man bei mäßigem Widerſtand ein Mal, bei gar keinem aber drei Mal küſſen kann und bei 25 wieder ſo daſitzen, als wär' die Welt durch gar keine große Begebenheit erſchüttert worden. Bei dieſem ganzen Ereigniß kömmt auch viel darauf an, ob die Dame in einer Haube oder in einem Hute iſt, ob dieſer Hut tief in's Geſicht geſetzt iſt, ob er eine ſchmale oder breite Krempe hat. Dabei muß der Moment die nöthigen Dispoſitionen vorausſetzen und darnach handeln. Ein gar nicht übler Kunſtgriff iſt es, vor dem Tunnel zu bemerken, daß im Tunnel die Funken in den Waggon fliegen und daß es deshalb gerathen ſei, die Fenſter zuzumachen; das gibt Gelegenheit, ſich um

die Dame herumzuneigen und das Fenſter aufzuziehen, während die Tunnel-Dunkelheit beginnt.«

Franz fragte mich, woher ich dies Alles ſo genau wiſſe, und ich ſagte ihm, der Genius des Gumpoldskirchner Tunnels wäre ein langjähriger Abonnent des »Humoriſten« und habe mir das Alles mitgetheilt.

Franz war glücklich! Er wird ſie küſſen! Sie, die Theodora! Sie, die ſchwarze Silhouetten-Schneiderin! Er wird ſie küſſen, ſie, die unendlich Magere, ſie, die nichts iſt als ein Geſtell zu einem Kuß! Im Tunnel wird er ſie küſſen, in dieſem gemauerten Spritzkrapfen zwiſchen Himmel und Erde à l'usage de deux amans! Vorne wird die Locomotive pfeifen, hinten wird die Sonne ſcheinen und inzwiſchen wird er ſie küſſen! O glückliche Ausſicht! O glücklicher Franz! —

Aber »mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück ſchreitet ſchnell!«

Juble nicht zu früh, frommer, frugaler Freund Franz! Die Götter ſind neidiſch, die Menſchen ſind boshaft und der Zufall iſt grimmig! Zwiſchen Tunnel und Lippenraum liegt noch ein großer Raum! Die Dämone ſind geſchäftig und die böſen Kobolde haben neben jedem Luſt-Train einen Separat-Train voll böſer Tücke!

Und du, meine Feder, gewohnt nur Luſt und Freude zu ſchildern, du ſollſt erzählen traurige Dinge, ſollſt reden von zerzupften Hoffnungen und abgewaſchenen Regenbogen; arma virumque cano!

Es war der Halbneunuhr-Train. Ich ging auch nach Wien. In der Allee kam Franz mit einem kleinen Handsack, auf seinem Antlitz brannte ein zukünftiger Kuß im bengalischen Feuer; sein Gang war zitternd und fiebernd; ich beneidete und bemitleidete ihn. Ich sprach ihn an, aber er konnte kaum antworten, er spitzte nur immer den Mund und ich bin überzeugt, er hatte sich die Nacht über das Küssen einstudiert. Auf der andern Seite der Baumgruppe kam sie, sie, seine „sie", Theodora, die „verstorbene Controlors-Tochter", in dem ganzen Umfang ihrer Magerkeit. Als Beweis ihrer Existenz trug sie ein weißes Kleid und eine Rosa-Mantille darüber; ein kleiner „Bibi" — so, glaub' ich, heißen jene Hütchen, die erfunden worden sind, um den Sonnenschirmmachern das Brot nicht zu nehmen — saß wie ein Lichtlöscher auf dem nach hinten genestelten Zopf; der Handsack war dazu da, um Theodoren eine gewisse specifische Wichtigkeit zu geben gegen den wehenden Südwind, und ein Mops, der dazu da zu sein schien, um mit seinem Embonpoint eine Satyre auf die Magerkeit seiner Gebieterin zu bilden, fesselte sich an ihren Schritt wie die Reue an das Vergehen.

Als Franz und Theodora sich gegenseitig ansichtig wurden, grüßten sie sich selig schweigend, wie zwei Schatten im Elysium, wenn sie Fische essen. Die beiden Handsäcke bekamen Herzklopfen, der obligate Mops, der Vertraute stiller Leiden und Freuden, warf einen vielsagenden Blick auf Franz und sein mit Anstand wedelnder

Schweif ſchien zu ſagen: Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß im Tunnel mit Waffen den Kuß ſich erraffen!

Ich fahre gewöhnlich in der erſten Claſſe, blos darum, damit die andern Leute, die in der erſten Claſſe fahren, ſich nichts darauf einbilden ſollen; diesmal aber fuhr ich in der zweiten Cläſſe, ich mußte Zeuge ſein, wie der Genius des Dampfkuſſes ſeine Schützlinge behandelt.

Da ſaß ſie, Theodora, die Fleiſchverneinte, die Durchausverbeinte; ich ſah ſie an, wie ſie da ſaß, die im Verlauf der Begebenheit nächſtens im Tunnel abgeküßt zu werdende Geſichterſchneiderin! Ich ſah mir ihre dünnen Lippen an und rief ihr zu: »Ich ſei, gewähr' mir die Bitte, an deinem Munde nie der Dritte!«

Franz ſaß neben ihr, als ob er bei einer mathematiſchen Linie Schildwache ſäße! Rechts die Idee und links die Materie und zwiſchen Beiden der erfahrene Mops!

Ich ſaß von Ferne und ergötzte mich an dem Anblick der zwei Liebenden! Es gibt nichts Amüſanteres als den Anblick von zwei Liebenden, die ſteif und feſt überzeugt ſind, wie vorſichtig ſie ihr Geheimniß bewahrt haben, wenn doch die ganze Welt ſich über ſie moquirt. Als ich das dachte, zupfte mich Jemand an der Naſe. Das muß keine gewöhnliche Perſon ſein, ſagte ich zu mir ſelbſt, denn mich bei meiner Naſe zupfen, iſt eine ſchwierige Aufgabe: zupfen kann man nur einen Zipfel, meine Naſe iſt aber eine Zipfel-loſe.

Wer das beſondere Vergnügen hat, mich vom Sehen zu kennen, wird mir zugeben, daß meine Naſe durchaus nichts Spitzes an ſich hat — ein Umſtand, den ich für eine große Schönheit halte, und deshalb mag es wohl vielleicht in der Welt ſchon ein Weſen gegeben haben, welches über dieſen zu ſtark punctirten Mittelpunct meines, ſonſt ziemlich in die menſchliche Gemeinde zuſtändigen Geſichtes ſich hinausſetzte. Meine Naſe iſt aber keineswegs eine ſogenannte Platſch- und Quatſch-Naſe, wie ſie meine literariſchen Gegner zu ihrem Troſte nennen, ſondern ſie iſt ein allerliebſtes, reizendes, ſchalkhaftes Stumpfnäschen im claſſiſchen Style, mit grandioſen Inſtitutionen. Daß meine Naſe ſo beſchaffen iſt, wie ſie iſt, das kömmt daher, weil ſie nicht nur eine gutgeſinnte Naſe iſt, ſondern auch eine kluge Naſe, die ſchon im Mutterleibe eine feine Naſe hatte. Sie ſah nämlich voraus, daß aus dem Nationalitätenkampf nichts Geſcheides entſtehen kann. Es ſtritten ſich nämlich verſchiedene Nationen um ihre Geſtaltung, ſie ſollte eine griechiſche Naſe werden, eine ſpaniſche, eine römiſche u. ſ. w. Da fürchtete ich, am Ende dadurch gar kein Geſicht und lauter Naſen zu bekommen, oder eine Naſe, in welcher man aus lauter National-Verſchiedenheit nicht wüßte, wie ich Athem holen oder ein verſtändiges Wort reden wollte, da legte ich mich auf's Angeſicht und meine Naſe wurde dadurch ſo wie ſie iſt und wie ich mit ihr vollkommen zufrieden bin.

Alſo es zupfte mich Jemand bei dieſer meiner Naſe,

es war die Erfahrung und ſie ſagte: Du ergötzeſt dich an dem Anblick von einem Liebenden, der glaubt unbemerkt zu ſein und von der Welt ausgelacht wird? Faß' dich ſelbſt bei der Naſe an!

Ich hörte ſogleich zu lachen auf. Indeſſen nahte der Tunnel, auf Franzens Angeſicht arbeiteten Furcht und Entſchluß wie zwei dämoniſche Kräfte. Er rutſchte auf dem Sitze hin und her wie ein Schulknabe, bevor die Frage an ihn kömmt. Da wurde es dunkel, immer dunkler, dann finſter. Einen Augenblick lang Stille, auf einmal „Wau, wau, wau!“ Mopsgebell und Weibergeſchrei! Der arme Franz hatte bei ſeiner kühnen Schwenkung den Mops auf den Bauch getreten, der Mops ſchrie gewaltig, Theodora ſchrie mit dem Mops, da wurde es wieder hell — die Expedition auf Kußfang war verunglückt und Franz ſaß da ein Bild des Mitleids!

Und man ſagt noch, die Möpſe ſollen keine Steuer bezahlen! Nicht mehr als ſechs Secunden für ſich zu haben, und dieſe ſechs Secunden durch die Empfindlichkeit der Epidermis eines Mopſes zu Grunde gerichtet zu ſehen!

Franz warf ſich voll Verzweiflung in meine Arme, als wir in Wien anlangten. Ich vertröſtete ihn auf die Rückreiſe und machte ihn darauf aufmerkſam, den Conducteur darauf aufmerkſam zu machen, daß kein Hund, der mehr Umfang hat als ſein Beſitzer, in dem Waggon bleiben darf. Ich ſprach ihm Muth ein, erzählte ihm, wie Columbus auch nicht gleich auf der erſten Fahrt Amerika entdeckt hat, und wie gar keine große Operation

ohne frühere, fehlgeſchlagene Verſuche vor ſich ging. Ich brachte ſeinen innern Menſchen wieder zu Küſſen, und in dem Halbſechsuhr-Train ſaß Franz wieder neben ſeinem geliebten Cölnerfläſchchen, das Mops-Hinderniß ſaß im Hundekotter, die Götter donnerten rechts, alle Zeichen waren günſtig. Franz ſaß neben Theodora, nur zum Losſchießen, gegenüber ein harmloſer Cigarrenraucher und ich wieder in der Ferne, mich an dem herrlichen Schauſpiel labend, und erwartend, wie Franz avant und après ausſehen wird, aber leider blieb das pendant im Dunkeln.

Da kam der Tunnel, es wird dunkel, immer dunkler, dann finſter, — jetzt! dachte ich. Auf einmal wird's ganz licht im Waggon, der anſcheinend ſo harmloſe Cigarrenraucher zündete zwei Zündhölzchen an, und Franzens geſpitzter Mund war eben in dem Augenblick beleuchtet, als er die Reiſe nach dem Kuß der Magerkeit antreten wollte!

Ein ausdrucksvolleres Schafsgeſicht hab' ich nie geſehen! Theodora ſah gar nicht aus, und es kam mir faſt vor, als ob ſie von ſeinen kühnen Unternehmungen gar nicht unterrichtet wäre, oder war's vielleicht der abweſende Mops, der ſie beſchäftigte?

Es waren heiße Thränen, die Franz Abends bei mir weinte. Ich richtete ſeine gebeugte Seele wieder auf! Ein zweimaliger Hagelſchlag iſt noch gar nichts! Es fällt kein Kuß auf den erſten Hieb! Je größer die Mühe, deſto ſüßer die Frucht! Er ſoll nicht verzweifeln! Sie geht

jeden Donnerstag wieder nach Wien! Rom und die Wienbrücke sind nicht in einem Tage gebaut worden! Steuere nur zu, muthiger Segler, es muß sich das Küssen dir zeigen u. s. w.

Donnerstag um halb Neun trug der Waggon wieder in seinem Eingeweide Franz und Theodora, er in einem Ueberrocke, weil's kühl war, und sie in einem Burnuß; er saß ihr nun gegenüber am Fenster und aus allen Poren strahlte ihm die Erwartung. Ich saß wieder in der Ferne, da kam wieder der Tunnel, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster. — „Verzeihen Sie!“ brummte eine Baßstimme, es wurde hell und licht und Franz sah aus wie die abgebrühte Sehnsucht!

Er hatte nämlich einen Ueberrock an (so erzählte er mir nachher), beim Niedersetzen setzte sich sein Nebenmann, ein ältlicher dicker Herr, auf dessen Rockschössel, als sich nun Franz zum beabsichtigten Kuß erheben wollte, konnte er nicht, sein Rockschoß war im Gefängniß, er riß ihn gewaltsam los, aber die sechs Secunden waren vorbei!!!

In Wien ging ich lange mit Franz auf und ab und brachte ihm Beispiele aus der Geschichte von Cäsar bis Saphir, daß alle Heldenentschlüsse und Charactere nicht ohne Hindernisse und ohne Zwischenfälle durch die Welt gingen, aber der Geist muß stärker sein als die Zwischenfälle, Ausdauer ist der Talisman, mit dem man Alles, auch einen Kuß, erringt! Courage, Bajazzo!

Um halb sechs Uhr saßen wir wieder im Waggon,

Franz vis-à-vis von Theodora. Der Tunnel kam, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finſter, — eine ſecundenlange Stille — dann — patſch, klatſch! — der Ton einer Ohrfeige!

Es wurde hell, immer heller, endlich ganz licht, — ich ſuchte Franz, ich erkannte ihn kaum, die Wange war ihm dick angeſchwollen, die magere Theodora hatte dem kühnen Kußforſcher eine ſo fette Maulſchelle gegeben, daß es auf der linken Geſichtsſeite einen erhabenen Anblick gewährte!

Im Waggon herrſchte lautloſes Erſtaunen, und der arme Franz ſenkte das halbgezeichnete Antlitz in den verſchämten Schooß.

Theodorens magere Liebe war alſo noch nicht Tunnel-reif! Trau' Einer den magern Frauenzimmern!

Franz begleitete mich nach Hauſe. „Thut Ihnen die Geſchichte weh?“ fragte ich ihn. „O,“ erwiederte er, „die Ohrfeige thut mir nicht weh, aber daß ich ſie doch noch liebe, thut mir weh!“ — „O,“ rief ich, „Sie ſind incurabel! Quos Ohrfeigen non sanant!“

Und noch heutigen Tages liebt Franz Theodora und noch heutigen Tages träumt er von Theodora, aber nach einem Kuß gelüſtet ihn nicht mehr!

* * *

Auch dieſe Novellette, mein lieber Leſer, iſt wie die erſte Novellette, reich an Moral! Erſtens kann man aus ihr lernen, daß ein Frauenzimmer bis zum Subtilen mager ſein, und doch in der rechten Hand eine Kraft beſitzen

kann, welche auf die rechte Seite applicirt, mehr ſagt als der dickſte Korb der üppigſten Huldgeſtalt; zweitens kann man daraus lernen, daß man keinen Kuß ſtehlen ſoll, als bis man früher den ſicherſten Beweis hat, daß der Gegenſtand darauf eingerichtet iſt, beſtohlen zu werden: drittens kann man daraus lernen, daß, um im Finſtern ſicher zu küſſen, man erſt bei Licht die Probe gemacht haben muß; viertens kann man daraus lernen, daß das Schickſal für den Menſchen Ohrfeigen bereitet hat, wo er ſie am allerwenigſten vermuthet; fünftens kann man daraus lernen, wie albern der Menſch iſt, wenn er liebt, und wie er liebt, wenn er albern iſt; ſechſtens endlich kann man daraus lernen, daß nicht alle Menſchen ſich in der Liebe von Dichtern rathen laſſen ſollen; quid licet jovi non licet bovi! Die Dichter haben einen Extra-Liebesgott: wenn ſie Küſſe ſtehlen, ſo bindet dieſer Gott den Beſtohlenen die Hände; wenn ſie Dummheiten in der Liebe machen, reden und ſchreiben, ſo gießt dieſer Gott einen eigenen naiven Reiz darüber aus, daß die Liebe es lächelnd verzeiht; und wenn die Dichter ja Ohrfeigen bekommen, ſo ſind es nur ſolche, die ſie ſich ſelbſt geben; quod erat demonstrandum!

# Die Sprüche Salomons.

Für die jetzige Weltbühne überſetzt und bearbeitet.

1. Dies ſind die Sprüche Salomons, des Königs der Weisheit, die Mutter des „Humoriſten“ —
2. Daß die Calabreſer Cylinder, und die Demoeratinnen wieder keuſch und entbunden werden.
3. Wer nichts zu thun hat, der höre zu und kratze ſich, und wer ein Reactionär iſt, der leſe die „Geißel“.
4. Daß er vernehme die Stimme der Stummen und die Sprüche der Sprachloſen, ihr Geſetz und Gehetz.
5. Grammatik zu lernen iſt der Anfang aller Dinge, aber die Redacteure verachten Gott und Adelung!
6. Mein Kind, gehorche der Leere deiner Taſche, und vergiß nicht auf das Gebot deines Magens.
7. Denn dieſe ſind die Herren der Erde und die Tendenz der Radicalen.
8. Mein Kind, wenn dich die böſen Witze locken, ſo ſchreib' ſie nicht,
9. Wenn ſie ſagen: „Gehe mit mir, wir wollen auf

die Dummen fahnden und den Dichtern ohne Talent auflauern,

10. Wir wollen den »Zuſchauer« verſchlingen, wie Rhabarber, und die Leſer, die da hinunter in die Grube fahren —

11. Wir wollen ihre Böcke finden und unſere Blätter mit ihrem Hohne füllen.

12. Wage es mit uns, es wird am Ende Alles ein Teufel ſein« —

13. Mein Kind, wandle den Weg nicht mit ihnen, ſperr' ab dein Blatt von ihrem Pfad.

14. Mein Kind, vergiß den Rothſtift nie, und dein Herz behalte ſeine Gebote.

15. Denn ſie werden dir langes Leben und geſtrichene Manuſcripte bringen.

16. Verlaß dich auf die Dummheit vom ganzen Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verſtand.

17. Das wird deinem Schnabel geſund ſein und deiner Goſche von Nutzen.

18. Mein Kind, wenn dich die Buhlerin »Politik« will locken, ſo folge nicht, geh' lieber nach Widdin und nimm zehn andere Buhlerinnen.

19. Denn ſie iſt eitel Trug und Argliſt und ihre Wege führen über Holpern zu Thiers und durch Löcher zu Palmerſtone.

20. Denn es werden bald kommen die Republikaner

und ſagen: „Schreib mit mir“ und bald die Abſolutiſten und ausrufen: „Schreib mit mir“,

21. Aber es iſt einer ſo arg wie der Andere, und es meint es Keiner ehrlich mit Gott und mit den Menſchen, mit dem „National“ und mit der „Kreuzzeitung“.

22. Denn jene führen deinen Kopf zum Galgen und dieſe deine Füße in das Blockhaus.

23. Mein Kind, mach' auch keine „Oppoſition à tout prix“, denn ſie ſteht an der Straßenecke und buhlt um ſchnöden Gewinn.

24. Und ihre Wange iſt eitel Schminke und an ihren Füßen hat ſie Schellen.

25. Sondern halte dich ferne von jedem Ultra und es wird dir wohlergehen ſowohl in Stiefeln von ruſſiſchem Leder, als in Pantoffeln von Kalbsgehirn.

26. Gehe deines Weges abſeits, treibe keinen Handel mit deiner Geſinnung, geh' nicht auf die Börſe und nicht in's Burgtheater, geh' nicht ſchlecht eſſen um zwanzig Gulden, ſei kein Gemeinderath und kein Adreſſenvater, und vergreif' dich nicht an der allgemeinen Niedergeſchlagenheit.

27. Leſe Morgens die Abendblätter und höre Abends eine Oper im Kärnthnerthor, damit du nicht aufgeregt wirſt zu Vergnügen und zu ſündigem Zeitvertreib.

28. Schreibe Gebetbücher und Speiſezettel; weiſe dich aus, damit Du nicht ausgewieſen wirſt.

29. So wirſt du wohlleben und du wirſt Gnade finden bei Jud' und Chriſt und bei jedem, der dazwiſchen handelt und auf die Börſe geht, und dich wird loben der Thürſteher von vorne und der Zeitgeiſt von hinten, und du wirſt haben hangen einen Zopf der erſten Claſſe hinter und einen Kropf mit Band und Ehr vorne, und ſo wirſt du haben den offenen Himmel auf der geſperrten Erde, Amen.

## Ein Weihnachtsbaum mit bunten Lichtern.

### Gruß an die heilige Nacht.

Sei gegrüßt aus frommen Herzen,
Sei gegrüßt, du heil'ge Nacht!
Sterne, Engel, Himmelskerzen
Haſt du freundlich mitgebracht.
Zimmer, Straßen, alle Räume
Sind von deinem Glanz erhellt;
Durch die Zweiglein grüner Bäume,
Flimmert's wie vom Sternenzelt;
Sei gegrüßt, du Nacht voll Segen,
Wo dem Chriſt wir ſeh'n entgegen!

Sei gegrüßt, du Nacht der Lieder!
Sei gegrüßt, du Nacht voll Tag!
Kömmſt du von den Zonen wieder,
Wo des Heilands Wiege lag?
Wo durch heiße Palmenwälder
Die Verkündigung gerauſcht?
Wo dem Kind, dem Heilvermelder,
Betend hat die Welt gelauſcht?

Sei gegrüßt, du Nacht voll Sonnen,
Nacht voll ſüßer Herzenswonnen!

Sei gegrüßt, du Nacht, du klare,
Nacht, die Aug' und Herz erhellt!
Glockentöne, wunderbare,
Und Gebet geh'n durch die Welt;
Väter, Mütter werden Kinder
Mit dem Kind im Feſtgewand,
Werden Kranz und Kronenbinder,
Fürſten gleich vom Morgenland!
Sei gegrüßt, du Nacht der Hirten!
Nacht voll Myrrhen, Gold und Myrthen!

Sei gegrüßt, du Nacht der Dulder!
Sei gegrüßt, du Tröſternacht!
Die für alle Sündverſchulder
Einen Retter hat gebracht!
Die zur Burg der wahren Demuth
Eine Krippe ſich erkor,
Die den Schmerz gemacht zur Wehmuth,
Und den Tod zum Himmelsthor!
Sei gegrüßt, du Nacht der Frommen!
Laß' die Kindlein zu dir kommen!

## Drei Weihe-Lichtlein für meine Kaiſerin.

### 1.

### Ein weißes Lichtlein.

Dieſes erſte Lichtlein, ſilberweiß,
Ich zünd' es an zu Heil und Preis
Der hohen Frau, ſo engelzart,
Die heute uns geboren ward.
Ich zünd' es an mit frommen Sinn
Der reizgeſchmückten Kaiſerin!
Denn rein und weiß wie Schwanenflaum,
Denn rein und weiß wie Blüt' vom Baum,
Denn rein und weiß wie Morgenthau
Iſt Herz und Sinn der hohen Frau!
D'rum brenne, Lichtlein, weiß und klar,
Wie Beterlicht am Hochaltar,
Zu dem ein Volk, ein treues geht,
Für ſeine Herrin zum Gebet,
An dem es betend alſo ſpricht:
„Erhalt', o Gott, Ihr Lebenslicht,
Erhalte es ſo hell und klar
Für jetzund und für immerdar.“

### 2.

### Ein rothes Lichtlein.

Dies zweite Lichtlein, roſenroth,
Ich zünd' es an als Aufgebot

Zur Feier für das Doppelfeſt,
Das Gott uns heut begehen läßt!
Weil roth iſt die Jugend, roth das Blut,
Roth iſt die Liebe, roth iſt der Muth,
Roth der Tag, wenn er erwacht,
Roth die Freud', wenn ſie uns lacht.
D'rum brenne, rothes Lichtlein, friſch
Auf dieſem kleinen Weihnachtstiſch,
An dem die ſchlichte Muſe ſteht,
Und zu dem Himmel alſo fleht:
„Erhalte, Himmel, Sie geſund,
Ihr Wangenroth zu jeder Stund',
Und roſig Ihren Lebensmuth,
Und roſig ſtets Ihr Herzensblut!"

## 3.

### Ein grünes Lichtlein.

Dies dritte Lichtlein, tannengrün,
Ich zünd' es an als Morgenglüh'n,
Als Bild der Hoffnung, licht und mild,
Als Bild der Zukunft, lichterfüllt,
Als Hoffnungsbild im grünen Kleid,
Als Hoffnungsblick in nächſter Zeit!
Weil grün iſt die Jugend und grün iſt die That,
Die Zukunft grün und grün die Saat,
D'rum brenne, grünes Lichtlein, hell,
Der Ampel gleich in Betcapell',

Und leuchte mit dem holden Licht
Mit Hoffnung und mit Zuverſicht,
Und leuchte wie ein Opferbrand,
Als Bürge und als Unterpfand,
Daß dem geliebten Herrſcherpaar
Die Zukunft leuchtet hell und klar,
Daß Gottes Huld und Gnadenſchein
Sein Licht ſo Tag und Nacht wird ſein,
Daß der geliebten hohen Frau
Die Engel aus der Sternen-Au
Mit Licht zur Seite werden ſtehn,
Mit Zuverſicht ſie anzuwehn,
Zu jeder Zeit und Lebensſtund',
Die Schmerzen bringt im Erdenrund,
Und dann das Leben, unverſehrt,
Erſt recht verſchönt und ganz verklärt!
D'rum brenne, grünes Lichtelein,
In frohe Zukunft froh hinein!

---

# Wiener Fremdwörter-Büchlein.

## Der Hackelputz.

Sie haben mir zugeſagt, meinen „Hackelputz“ mit Ihrer holder Gegenwart zu verſchönern; der „Hackelputz“ kam, aber Sie, Sie? Sie kamen nicht! Ich war verdrießlich! Die Bilder meines Salons ſahen mich an und fragten:

„Was hat man dir, du armes Kind, gethan?

Zuerſt war ich verdrießlich, dann böſe, dann kochte ich, nämlich „Rache“! Rache à tout prix! Aber nicht geheime Rache, nicht Calderoniſche: »segreta venganza y segreto aggravio!« ſondern öffentliche Rache!

Ich will Sie öffentlich beſchämen! Die Welt ſoll wiſſen, daß Sie zwar eine ſchöne, eine liebenswürdige Frau ſind, aber daß Sie durchaus keine Gelehrte ſind! Was ſag' ich: keine Gelehrte? Die Welt ſoll wiſſen, daß Sie — unwiſſend ſind! Unwiſſend, ſo unwiſſend, wie nur irgend etwas auf der Welt! Ich will's der Welt erzählen, laut in die Ohren ſchreien, daß Sie nicht verſtehen, was ein „Hackelputz“ iſt.

Als ich Ihnen, meine verehrteſte Holdſelige, in meinem Salönchen, nachdem Geſang, Declamation und ſonſtiges Salonfutter zu Ende war, voll Ehrerbietung ſagte: »Gnädige Frau, wollen Sie mir morgen das Vergnügen machen, den »Hackelputz« mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen?« fragten Sie ganz naiv, ohne über Ihre Ignoranz zu erröthen: »Ein Hackelputz?« Was iſt das: »Ein Hackelputz?« —

Shakeſpeare in ſeinem Glasrahmen wurde wachsbleich und flüſterte mir zu: »it is horrible!« Wie? der Humoriſt duldet Weſen in ſeinem Salon, die nicht wiſſen, was ein »Hackelputz« iſt?

Vergebens, meine gnädige Frau, machte ich Ihre andern leiblichen und geiſtigen Vorzüge geltend; Shakeſpeare war unerbittlich, und ſelbſt der kleine Diogenes auf der andern Wandſeite ſchien ſatyriſch zu lächeln, daß in meinem Salon eine Seele ſein kann, die nicht weiß, was ein »Hackelputz« iſt!

Ich hätte der Welt nichts davon geſagt, allein Sie, anſtatt mich zu beſänftigen, was den reizenden Damen doch ſo leicht iſt, häufen Sie das Maß Ihrer Verbrechen, ſagen ſich ſammt Familie zum »Hackelputz« zu und kommen nicht!

Im Leben, meine Hochgeſchätzte, iſt aber Gnade ein ſchönes Wort; es gibt Gnade nach Unrecht und Gnade vor Recht; ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen

laſſen, und Ihnen doch erklären, was eigentlich ein »Hackelputz« und deſſen tiefe Bedeutung iſt.

In der Wiener Sprache gibt es manche ſolche Worte, die Adelung nicht erfunden, die Academie der Wiſſenſchaften nicht ſanctionirt, das »Schwarzblattl« nicht zermatſcht hat, und die doch, wenn auch keine Bürger der deutſchen Sprache, doch zu ihr zuſtändig ſind.

Das Idiotikon oder Fremdwörter-Büchlein der Wiener Sprache iſt reich an Wortgebilden, die unüberſetzbar ſind, die nicht von Gelehrten geformt wurden, von welchen man nicht weiß, wie ſie entſtanden, die im Volke gemacht, vom Volke adoptirt, durch das Volk zum Sprachgebrauch erhoben, ausdrucksvoller, bezeichnender und draſtiſcher ſind, als tauſend Worte, welche von Sprachforſchern und philologiſchen Geſellſchaften in das Wörterbuch eingeführt werden.

»Hackelputz!«

Nicht nur Sie, meine Holde, ſondern mit Ihnen wiſſen vielleicht viele meiner verehrten Leſerinnen nicht, was das für ein Thier in der Sprach-Menagerie des Dialectes iſt!

Wenn Jemand eine Abendgeſellſchaft einladet, und ihr was zu eſſen gibt, wie es früher noch hie und da Sitte war, bevor die chineſiſche Regierung des Thees die Herrſchaft des Weines verdrängte, und ehe die blaſſe Limonade und eine mathematiſche Biscuit-Linie den Kalbsbraten mit obligatem Wein und Bier verdrängte; alſo

wenn Jemand ſeiner Abendgeſellſchaft die angenehme Grobheit erweiſt, ihr nicht blos die Geſellſchaft ſelbſt vorzulegen, ſondern ihr auch zumuthet, daß ſie ſo unmodern ſein ſoll, von acht Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens noch mehr zu verlangen, als den Hut in der Hand, den Zwicker im Aug', Clavierſpiel in den Ohren und nichts, ſage Nichts in dem Magen zu haben; — wenn ein ſolcher abgeſchmackter Wirth ſeiner Geſellſchaft noch zumuthet, ſie ſoll, wenn ſie von ihm weggeht, nicht mehr in's Gaſthaus ſtürzen und ausrufen:

»Kellner, zu Hilfe! Ich komm' aus einer Soirée! Geſchwind ein Braten, oder was da iſt! Ich bin ſchon halb todt!«

ſondern er gibt ihr — wirklich zu eſſen, d. h. wenigſtens die erſten Elemente des Eſſens, die fünf Selbſtlauter eines Abendeſſens: Kalbsbraten, Schinken, Zungen, Salat und Käſe; wenn ſich in der modernen Geſellſchaft noch ſo ein Rococo-Wirth befindet, und bei dieſer Rarität ſich ſodann die noch größere Rarität vorfindet, daß Etwas übrig bleibt, und zu dieſen beiden Raritäten ſich dann die dritte und größte geſellt: daß der Wirth die intimen Freunde der Geſellſchaft einladet, dieſe der Vernichtungs-Schlacht entronnenen Flüchtlinge am nächſtdarauffolgenden Abend sans façon ganz aufreiben zu helfen, ſo heißt dieſes Nachtreffen: »Ein Hackelputz!«

Ich glaube, dieſes Wort iſt von einer genialen Kö-

chin erfunden worden! Es iſt zuſammengeſetzt von „Hackel“ (kleine Hacke) und von wegputzen; und bedeutet eigentlich, daß an dieſem Abend die Trümmer von geſtern verzehrt werden mit allem dem, was das „Hackel“ ſo vom Kalbsbraten, Schinken u. ſ. w. an Ecken weggeputzt hat.

Der „Hackelputz“ iſt die Rechnungsprobe der Soiréen: wo nichts für den „Hackelputz“ übrig bleibt, da fand die Geſellſchaft nicht ihre volle Rechnung.

Der „Hackelputz“ iſt das Agio der Soirée. Aber zur Soirée ladet man Gönner, Bekannte und Freunde, zum „Hackelputz“ nur die „Intimen,“ den engen Kreis, die Bevorzugten.

Die Soirée beginnt zuerſt mit zwei Stunden langem ſtimmen der Geſellſchaft, bis ſie zuſammenſtimmen: der Eine iſt zu hoch geſtimmt, der Andere zu tief, der Eine ſchnurrt, der Andere brummt, der Dritte gibt gar keinen Ton von ſich. Beim „Hackelputz“ aber beginnt das Stück ſogleich; es iſt Alles zuſammengeſtimmt, die Unterhaltung wird ſogleich flott.

In der Soirée müſſen die Leute erſt warm werden, die Männer müſſen erſt in kleinen Häuflein ſich in allen Ecken und Winkeln zuſammendrängen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet, bevor ſich dieſe Knäuels entwirren und ein Mann ſo unternehmend iſt, ſich einer Dame zu nähern, um ſich zu überzeugen, ob ſie wirklich lebt. Die Damen müſſen ſich gegenſeitig erſt betrachten, die gegen-

ſeitige Toilette einem Examen-Rigoroſum unterwerfen, Jede muß ſich, ſo zu ſagen, an das Klima der andern Damen gewöhnen, bis ſie anfangen geſellig zu werden.

Wie anders iſt's beim »Hackelputz!« Die Männer ſind ſo gefällig und reden gleich etwas! Die Frauen ſind ſo liebenswürdig und ziehen ſogleich die Handſchuhe aus.

In der Soirée muß der Wirth für alle Damen gleich liebenswürdig ſein — si fabula vera — im »Hackelputz« kann er gegen Alle herzlich und gegen Eine vorzugsweiſe liebenswürdig ſein! In der Soirée darf der Wirth nur Eſſen und Trinken und Aufmerkſamkeit haben, im »Hackelputz« kann er auch ein Herz und einen beſondern Guſto haben.

O, wie oft iſt der »Hackelputz« amuſanter, als die Soirée! Faſt ebenſo oft, als die Antichambre anziehender iſt als der Salon und die Zofe intereſſanter als die Dame.

Die ganze Menſchheit, meine ſchöne Frau, iſt nichts, als eine Sammlung von »Hackelputze!«

Was iſt das Leben? Bis dreißig Jahre ein Feſt, dann ein »Hackelputz!« aus den kurzen Ueberreſten der Jugend!

Was iſt die Ehe? Ein »Hackelputz« der Liebe! Einige karge Liebes-Ueberbleibſel für zwei Perſonen!

Was iſt die Hoffnung? Ein »Hackelputz« von Wünſchen, Erwartungen und Luftſchlöſſern!

Was iſt der Ruhm? Ein „Hackelputz“ von Eitelkeit, leerem Schall und Zeitungspapier!

Was iſt die Gerechtigkeit? Ein „Hackelputz“ von Prozeßkoſten und Büchern in Schweinsleder!

Was iſt Deutſchland? Ein „Hackelputz“ von Einheit, ſpecifiſchem Preußenthum und Sauerkraut!

Was iſt Frankreich? Ein „Hackelputz“ von Napoleon Bonaparte!

Was iſt England? Ein „Hackelputz“ von Palmerſton!

Was iſt Amerika? Ein „Hackelputz“ von Dummheit und Tollheit, von egoiſtiſcher Speculation und lächerlicher Maulmacherei; ein „Hackelputz,“ wozu Koſſuth das wilde Fleiſch und Lola die zahmen Beine hergibt!

Was ſind unſere Theater! Hackelputze von Schreivogel und Kotzebue!

Was ſind unſere Volksdichter? Hackelputze von Raimund und Bäuerle!

Was iſt endlich „der Humoriſt?“ Ein „Hackelputz“ von verſchlucktem Witz und verbiſſenem Humor!

Ich hoffe, daß Sie, meine Verehrte, nun wiſſen werden, was ein „Hackelputz“ iſt; und wenn Sie es wiſſen werden, dann werden Sie auch kommen, wie ich hoffe. Ich habe Sie doch mündlich dazu eingeladen, an einige andere Damen ließ ich folgende ſchriftliche Einladung ergehen:

Unſern verehrten Freunden und Gönnern zeigen wir hiermit den Hintritt der „Gebrüder Kalbsſchlägel und Schinken“ an.

Sie verſchieden geſtern Abends nach einem kurzen kalten Fieber an den Folgen des Magenübels einer größeren Geſellſchaft. Wer ſie im Leben kannte und ihren Wandel und weiß, wie theuer uns die Dahingegangenen waren, wird unſere Empfindung zu würdigen wiſſen und unſern Schmerz nicht noch durch mehr Theilnahme vermehren.

Die irdiſchen Ueberreſte aber der Dahingeſchiedenen werden heute eingeſammelt und in den Magen einiger intimer Freunde beigeſetzt. Dabei wird ein Kehlen-Amt von „Gluck! Gluck!“ abgehalten werden.

Sie werden eingeladen, heute Abend zwiſchen 7—8 Uhr ſich im Humoriſtenhaus einzufinden, um dem Sarge mit den Gebeinen der Dahingeſchiedenen die letzte Ehre zu erweiſen.

Der „Humoriſt“ im Namen ſeiner unmündigen Witze.

# Der Wochenkrebs.

## Wilde und zahme Menagerie-Coleleles.

Zu ſehen hier die Menagerie!
Viel großes Thier und kleines Vieh:
Durch Hunger und durch Schläg', wie ſich's gebührt,
Ganz fromm gemacht und civiliſirt.
Wir laden ein, ſo alt und jung,
Zu kommen bei der „Fütterung",
Denn eine Beſtie, wie der Menſch g'rad' iſt,
Ganz wahr und echt nur, wenn ſie ſäugt und frißt!
Der Löwe iſt großmüthig, da ſeht nur her!
Wenn er ſatt iſt, verſchlingt er keinen Menſchen mehr!
Dem Tieger legt man Fleiſch auf ſeine Schnauz,
Doch wenn er's ſchnappen will, da geht's „Perdauz!"
Das Alles erzieht man mit Prügeln ſacht,
Viel' Länder haben's mit Glück ſchon nachgemacht.
Der Eisbär geht mit Wonne auf das Eis,
Das ſchöne Rußland iſt ſein Paradeis!
Dann hier iſt ein Zobel aus Sibirien,
Wohin viel angenehme Wege führten!
Hier ſtellt ſich Ihnen ein Tieger dar,
Der iſt wie der Menſch ein Säuge-Thar,

Lebt in Teutſchland und auch in Bengalien,
Pflanzt ſich fort und iſt gar nicht zu bezahlen!
Dieſes hier iſt ein junger Dromedar,
Der hat genug zu tragen, auf meine Ehr.
Hier dieſes Thier mit Klauen wie ein Nagel
Iſt der berühmte Strauß, der größte aller Vogel.
Füllt ſich den Magen voll mit Metall,
Dient einem Finanzrath manchmal zum Modell.
Jedoch genug, genug und vielleicht ſchon zu viel,
Denn es gibt ſchlimme Thiere, meiner Siel!
Ich trage lieber gleich die Coteletten auf
Für Löwe, Tieger, Aff', Giel, Ochs und Schaaf!

## Der Löwe.

Im Thierhaus ſind gefangen
Der Aar, der Papagei,
Und hinter Eiſenſtangen
Der Affe wie der Leu,
Und alle Thiere knurren
Und lärmen laut und wild,
Die Paviane ſchreien,
Der Ochs und Tieger brüllt.
Der Fürſt der beißen Tropen,
Der Löwe nur, der ſchweigt,
Der Held der Antilopen
Sich ſtumm dem Schickſal beugt!
Er geht mit ſtolzen Blicken
An ſeinen Gittern hin,

Mit ungekrümmtem Rücken,
Mit kühner Freiheitsmien'.
Die Häſcher ſind oft ſtärker
Als Löw' und ſein Geſchlecht,
Doch nie wird ſelbſt im Kerker
Der Löwe euer Knecht!

## Das Zebra.

Ein Eſel war einmal in einem Land,
Entweder Sondershauſen oder Samarkand,
Dem Eſel war nicht recht, daß grau er war!
Er hätte gern gehabt blond oder ſchwarzes Haar,
Kurzum, dem Eſel fiel es nun auf einmal ein,
Er möchte ausgezeichnet gerne ſein.
Er kömmt alſo ein bei Mutter Natur
Und bringt Atteſte, eine ganze Fuhr,
Wie er nun und zu jeder Zeit: „i—a“ geſagt,
Wie er an Hungerkräutchen nagt.
Und die Natur ſchaut den lieben Eſel an,
Und denkt ſich: „Was liegt am Ende dran?
Er ſoll ausgezeichnet ſein an Haut und Haar!“
Und fährt ihm mit der Hand übers Kreuz, und, fürwahr!
Das graue Haar iſt fort, und auf des Eſels Fell
Da flimmert's in Streifen, bunt und hell;
Es iſt ein „Zebra,“ geſchmückt iſt ſeine Haut,
Das Zebra iſt nun glücklich wie eine ſchöne Braut!
Allein, o Schickſal, o Fatum, o Geſchick, o Graus!
Aus der Zebrahaut guckt das Eſelsohr heraus!

Und wie das Zebra tanzt und geberdet ſich wie toll,
Und will, daß Alles vor ihm Ehrfurcht haben ſoll,
Du kömmt ein Fuchs und ſchlägt ihn auf das Fell:
„Heda, mein Freund, heda, mein luſtiger Geſell,
He, mein Guter, ſeid ein wenig modeſt, denn wißt,
Daß ein „Zebra“ nichts als ein „ausgezeichneter
Eſel“ iſt.“

## Das Kameel.

Wie heißt denn dieſes Thier, das bei jeder neuen Laſt
Sich niederkniet von ſelbſt und ſich bedanket faſt,
Ja bei meiner Seel',
Das iſt ein Kameel!

## Orang-Utang.

Das iſt ein Aff' wie jeder And're in Land und Dorf und
Stadt,
Doch weil dieſer Aff' gar lange Arme hat,
Hat man aus ganz beſonderm Reſpect
Ihm einen eigenen Titel ausgeheckt!

## Die Papageie.

Das „Denken“ und „Sprechen“ iſt dem Menſchen
hier im Leben
Als Vorzug vor allen andern Thieren gegeben,
Der „Denk-“ und „Sprech-Freiheit“ aber erfreuen
Sich vor der Hand erſt die Staare und die Papageien!

## Der Maulwurf.

Ein Wühler! Ich bitt' euch, laßt den Schoften laufen,
Er wühlt empor ſich erſt nur aus dem Haufen,
Und wenn er oben angelangt zur guten Friſt,
Da ſieht man erſt wie blind er iſt!

## Zobel.

Dieſes Thierchen iſt gut zum Pelz, es iſt ein Zobel
Aus dem Gebiet, wo man die ſilbernen Nobel
Genießt mit Ukaſen, Caviar und Zobel.
Es iſt für die Kälte gut, wie man lang ſchon weiß,
Wenn man nur d'ran denkt, wird einem ordentlich heiß!

## Chamäleon.

Ein Chamäleon iſt dieſes wunderſchöne Thier,
Spielt alle Farben ſtündlich, nach Plaiſir,
Und weil's alle Farben ſpielt, ſchau's ſchnell an jetzt,
Chamäleon iſt's vielleicht heut zu allerletzt,
Denn ich ſteh' euch nicht dafür,
Morgen iſt's ſchon ein — größeres Thier!

## Der Brandfuchs.

Hütet euch vor dem, das iſt ein Rother!
Der ſich mit ihm abgibt, iſt bald ein Todter!
Ein Raubthier iſt's, wie der Wolf, nur ſchlauer,
Beſtändig iſt auf der Jagd es, auf der Lauer,
Und wenn Gefahr droht — ſo ſind die Rothen alle —
Dann brennt es durch und läßt die andern in der Falle.

## Miß Baba.

Dieſe Dame hier, ſo ganz charmant,
Iſt von Geburt ein Elephant,
Jedoch durch Geiſt und durch Verſtand
Erhält ſie ſich hoch über ihren Stand,
Sie ſpeiſt nicht mehr mit der bloßen Hand,
Iſt ihr franzöſiſch auch bekannt,
Wird ſie vielleicht noch Gouvernant,
Und kann ſie ihrem eig'nen Haus nicht vorſteh'n groß
und klein,
So wird ſie noch Vorſteherin im Hebammen-Verein!

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Wilde Rosen | 1 |
| Badner Kipfel in Paris gebacken | 5 |
| Meine Memoiren V. VI. | 14 |
| Der Gebrauch des Anfeuchtens beim Weine | 27 |
| Badner Emancipations-Novelletten | 29 |
| Die Sprüche Salomons | 57 |
| Ein Weihnachtsbaum mit bunten Lichtern | 61 |
| Wiener Fremdwörter-Büchlein | 66 |
| Der Wechselfrieb | 74 |

# Blaue Blätter

für

# Humor, Laune, Witz und Satyre.

Von

M. G. Saphir

aus seinen Schriften gepflückt.

Fünfte Lieferung.

Pest, Wien und Leipzig, 1836.
Hartleben's Verlags-Expedition.

# Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten.

## I.

## Meine Geneſung,

oder:

## Die mir vom Himmel verliehene „Leibes-Conſtitution.“

Nichts dauert ewig, nicht einmal eine „Conſtitution“! In fünfzig Jahren kann man die beſte „Leibes-Conſtitution“ ruiniren.

Ich hatte eine „Conſtitution“ bereits länger als fünfzig Jahre getragen, und obwohl ich ſie ſo ziemlich geſchont habe, iſt ſie, wie ſo manche deutſche Conſtitution, doch endlich fadenſcheinig und abgetragen geworden und wollte es nicht mehr länger thun. Oberhaus und Unterhaus, „Kopf“ und „Magen“, wollten ihre Functionen nicht mehr recht verrichten; der Miniſter des Inwärtigen, „der Appetit“, reichte ſeine Entlaſſung ein; der Juſtizminiſter „Schlaf“ — denn die Gerechtigkeit iſt ja nur „ein Traum“ — ging auf Urlaub; der Miniſter der Arbeit: „der Geiſt“, wollte die Verantwort-

lichkeit für die Abonnenten des „Humoristen“ nicht mehr tragen; der Kriegsminister „Humor“ erschien gar nicht mehr am Ministertische des geistigen Reichsrathes, und die 300 Glieder meines Körpers waren so wenig thätig, wie gewöhnlich alle Glieder eines Staatskörpers sind.

Ich sah also alle Tage meiner „Auflösung“ entgegen, und daß mich unser Herrgott vermittelst seines „car tel est notre bon plaisir“ wieder dahinschickt, wo ich hergekommen bin, nämlich: in die Erde!

Allein unser Herrgott ist ein gütiger und gerechter Gott, er begnadigt Sodom, wenn auch nur ein paar Gerechte in ihm zu finden sind; er wartet auf die Reue bis zum Tode des Sünders, und also fand unser Herrgott es auch für gut, mir für alle geistigen und literarischen Sünden Amnestie zu ertheilen, und mich statt der „Todesstrafe“ zu noch einigen Jahren „Gassenlaufen“ durch die Herbstjahre meines Lebens zu begnadigen. Der liebe Himmel hat mir also in seiner unerforschlichen Weisheit eine Leibes-Constitution bewilligt, von welcher ich hier meinen Lesern die wesentlichsten Grundzüge mittheile:

## I.

## Von den Grundrechten.

1. Herr Saphir hat das „Grund-Recht“: zu „hören“; allein er darf blos „hören“, nicht „hor-

chen", welches eine Regal iſt, und nur von gewiſſen, eigens dafür beſoldeten Leuten ausgeübt werden darf.

2. Herr Saphir hat das Recht: zu „ſehen"; allein wenn er Etwas ſieht, worüber einem Hören und Sehen vergehen kann, muß er ein Auge zudrücken.

3. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „riechen", wozu ihm eine beſondere Kubiknaſe octroyirt wurde; allein dies Recht, zu riechen, werden weiſe Geſetze durch Schnupfen und Rheuma ſchon ſo in den gehörigen Schranken zu halten wiſſen, damit er die Naſe nicht überall hineinſtecke.

4. Herr Saphir hat das Grundrecht: zu „fühlen"; damit aber von dieſem „Fühlen" kein Mißbrauch gemacht werde, denn die Menſchen werden von dem Augenblicke an gefährlich, wo „ſie ſich zu fühlen" anfangen — werden weiſe Geſetze dieſes „Fühlen" in jenen Schranken halten, in welchen das „Fühlen" zum Glücke des Individuums ganz abgehärtet wird.

5. Herr Saphir hat das Recht: zu „ſchmecken"; damit er aber keinen Mißbrauch von dieſem Rechte mache: daß ihm nur das wahrhaft Gute ſchmecke, werden weiſe Geſetze dafür ſorgen, ihm auch bei Dingen, die ihm nicht ſchmecken, zuzurufen: „Schmeck's Kropfeter!"

## 2.

## Von dem Freßgesetze.

Schon bei der allerersten Constitution, welche Vater Adam bekam, war die allgemeine »Freß-Freiheit« in dem Paragraphe: »Du sollst essen von allen Bäumen im Garten« durch ein Refressiv-Gesetz beschränkt: »Nur vom Baume der Erkenntniß sollst Du nicht essen!« Weil er aber gegen dieses Ausnahmsgesetz gefrevelt, und zwar auf Anreizung seiner democratischen Frau Gemalin, wurde er sogleich des Edens verwiesen; von daher hat der Mensch auch das Recht der Freizügigkeit ererbt!!

Also Herr Saphir hat volle »Freß-Freiheit«, welche die erste Basis aller Freiheit ist, allein um jeden Miß- oder Gebrauch dieser gesegneten »Freß-Freiheit« in jenen Grenzen zu halten, die keine Grenzen haben, wird

»ein refressives Freßgesetz«

Herrn Saphir den echten Gebrauch seiner »Freßwerkzeuge« und »Freßzeuge« anweisen. Er wird daher in seiner »Freß-Freiheit« auf die strengsten Regeln der unschätzbaren »Homöopathie« angewiesen. Streng untersagt ist ihm, sich oder Andern reinen »Wein« einzuschenken, denn im Weine liegt die Wahrheit, und die Wahrheit ist ein aufregendes Gesöffe, welches der Civilisation des Jahrhunderts nicht angemessen ist.

Auch sonstige geistige Dinge, welche anregen,

z. B. Kaffee, weil er den Geiſt wach erhält, iſt strengſtens unterſagt.

Als „Caution“, daß er die „Freß-Freiheit“ nicht mißbrauchen wolle, wird ihm auferlegt, zehn ſeiner ſchönſten Stock- und Backenzähne zu deponiren.

Für ſeine biſſigen Gelüſte iſt ihm das Fleiſch vom „kleinen Vieh“, vom „jungen Geflügel“ preisgegeben, aber ſtreng verboten iſt ihm das ſchwere Fleiſch von einem „großen Thier“, welches ihm eine bedeutende Indigeſtion zuziehen könnte.

## 3.

### Von der bewaffneten Macht.

Es wird Herrn Saphir erlaubt, ſich mit „Geduld“, „Entſagung“ und „Verzweiflung“ zu waffnen.

Die Waffe der „Satyre“, des „Scherzes“ und des „Humors“ darf er behalten, doch werden weiſe Geſetze darauf bedacht ſein, daß ihm ſelbſt alle Luſt zur Handhabung dieſer Waffen vergehen ſoll.

Auch ſeine beiden Myops-Augen darf Herr Saphir bewaffnen, er darf mit bewaffneten Augen frei auf der Straße gehen, jedoch werden weiſe Geſetze beſtimmen, durch welche Brillen ihm zu ſehen erlaubt iſt.

Es ſteht Herrn Saphir frei, ſo oft er will „in Harniſch zu gerathen“, er kann auch „gepanzerte Sonnete“ in's Feld rücken laſſen, allein weiſe Geſetze

werden dafür sorgen, daß sie auf den Panzerer selbst zurückprallen werden.

## 4.

## Von dem Glauben.

Herrn Saphir steht frei, zu glauben, was er will, sogar an die Preßfreiheit, aber nur in häuslicher Ausübung.

Gewissensfreiheit ist ihm garantirt, d. h. es steht ihm frei, sich aus gar nichts ein Gewissen zu machen!

## 5.

## Von den Finanzen.

Alle Pränumeranten müssen für jedes Jahr vorhinein veranschlagt und auf den Humoristenhaushalt gebracht werden.

Jedes Deficit des „Humoristen" wird stets durch ein zweites gedeckt.

Die Aufnahme von „Humoristen-Anleihen" findet nur in jenem Falle Statt, daß sich Jemand findet, der diese Anleihe realisirt.

## 6.

## Allgemeine Bestimmungen.

Die Reichsfarbe des „Humoristen" bleibt wie sie war: der „Humorist" wechselt die Farbe nicht, sie bleibt „echt und rosenroth", eben so weit entfernt von dem

verdammungswerthen Hochroth der Republik als von dem Gfelsgrau der Ultra-Conservativen.

Der Hauptsitz des „Humoristen“ bleibt, — so lange es möglich ist — die Stadt Wien, d. h. insoferne der sterbliche kurzsichtige Mensch jetzt mit Gewißheit sagen kann, wo er morgen oder übermorgen sitzen wird.

## Schluß.

Sollte eine „Revision“ dieser dem Saphir neu verliehenen „Leibes-Constitution“ nöthig sein, oder Aenderungen, durch welche derselbe in seinen Rechten geschmälert wird, so steht ihm ein suspensives Veto zu.

## II.

**Reitende Ankündigung einer todtgebornen Tausend-sapperments-Zeitung,**

**unter dem Titel:**

**„Der weltstürmische Stupigraso".**

**Philistrirte, renovirte, affectionirte, invete-rirte, angestierte, feinpetschirte, rohgeschmierte Generalbaß- und Contrapunct-Zeitschrift der europäischen und überseeischen Staaten,**

**für**

**Staatskunst, Blaufärberei, Politik, Antikritik,**

Metaphyſik, Straßenbau, Philoſophie, Kochkunſt, Aeſthetik, Lohgärberei, Phyſik, Wanzenvertreibung, Philologie, Theerbereitung, Logik, Kritik, Mathematik, Heraldik, Gummielaſtik, Kautſchuk, Humbug, Maſtir, Donaunir, gar nir und meiner ſir,

mit

ganz unerhörten und niezuſehenden Bei-, Vor- und Anlagen an Illuſtrationen, Litografonen, Schub- und Schablonen, Bibliografonen, Humoriſtikionen, Myrmidonen, Patagonen, Pabſtkronen, Sprachkanonen und Amphiktionen,

nebſt wöchentlichen Beilagen und Zugaben an Selchwürſtel, Biographien, Plunzen, Abhandlungen, Schnitzel, Judenfiſch, Gehirnpoſeſen, Local-Notizen, Speckkraut, Länder- und Völkerkunde, Schafsköpfel und andern Zuthaten geſattelter Kunſtwerke und Leckereien,

verbunden

mit einem „Taubſtummen-Inſtitut“ in zwölf Sprachen: Kauderwelſch! Rothwelſch, Grünwelſch, Jüdiſch-welſch, Raſtelbinderiſch, Tartaramuntſchiſch, Galli-Mathiaſiſch, Neu-Schnofeldeutſch, Wiſchiwaſchiiſch, neu-ortographiſches Seilerſtädteriſch, radbrecheriſch und total-deutſch-confiscirt.

Dieſe-maginperbe, coloſſafte, rieſigale, ſupereske und giganterbe, niedagefaſſende, all'um-

geweſne, naturtragiſche und wohlfeilſte Unternähmung der Neizeid und des Monades Merts erſcheunt gehwis und alle Dag fiecher, rettigirt und Herr=ausgegeben von

Pro=fäſſer Kur=Kir=Kozelberger.

Forder Hand machen wihr nuhr die Namen der uns gleich gewachſenen Mit=Kol=Laborateure bekannt:

Erſter Haubt=Red=Acteur:
Alexander der Große.
Hals=Redacteur:
Czerny=Georg, der „Vatermörder".
Bruſt=Redacteur:
Rinaldo Rinaldini.
Bauch=Redacteur:
Sir John Fallſtaff.
Schienbein=Redacteur:
Mahomet von Ketskemet.
Hühneraugen=Redacteur:
Ida Hahn=Hahn.
Chor=Rector, der die nei=deutſchen Chor=Recturen macht:
Caſpar Hauſer, der Nürnberger Philolog.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint auf zwei=ellenbreitem Baumwoll=Zitz, täglich vierundzwanzig Mal, und alle zwei Stunden ein „Telegraph"; um Mitternacht erſcheint ein „Ganz=Extra=Blatt", welches durch die Nachtwächter gratis ausgetragen und jedem Abonnenten unter das Zopfkiſſen gelegt wird.

Mit diesem großen Blatte sind noch folgende Unternehmungen verbunden: Eine Schwimm-Anstalt; ein Mehlspeismacher-Verein; eine Irren-Anstalt für gewisse Pränumeranten; ein Assecuranz-Verein für Colporteure, die um ihre Caution geprellt werden; ein allgemeiner Schlafmützen-Clubb; ein Central-Schusterbuben-Verein für Redactionspech; ein sich-gegenseitig-aus-dem-Wirthshaus-führender-Verein; eine große Menagerie; eine Journal-Reinigungs-Anstalt; ein Central-Lerchenfeld'scher Heuriger-Verein; eine großartige Kratz-Anstalt für händelose Leute, die's juckt u. s. w. u. s. w.

Die Entreprise dieser Unternehmung besteht aus einer »Administration«, einer »Hauptgrundbuch-Fallir-Anstalt«, einer »Redactions-Fleckausbringungs-Commission«, einer »Pränumeranten-Retirir-Anstalt«, einem »Junge-Mitarbeiter-Aufschlag-Amte«, einem »Central-Schulden-Verlangungs-Comité«, einer »permanenten Thränentrocknungs-Gesellschaft für betrogene Abonnenten« und aus noch einer An- und Unzahl von Directoren, Factoren, Halloren, Improvisatoren, Registratoren, Inspectoren und Testaments-Executoren.

Die Hauptkanzlei befindet sich
in Europa dritte Stiege, die Thür links.

Pränumeration wird angenommen in allen Geldgattungen, sogar in Victualien, und zwar zu allen Stunden, in allen Localitäten Europas, welches unser

Mitintereſſent iſt, und von allen Menſchen aller Religionen und Farben.

Tendenz: Lieber al=bern als frei.

Motto: „Weiter haben's kani Schmerzen?“

Wer auf zehn Stück pränumerirt, bekömmt einen Freiplatz in der mit unſerm Blatte verbundenen „Irren=Anſtalt“.

So geſchrieben in Europa im Jahre Eintauſend achthundert und „Geißel“, im Manate, wo die Haſen mit dem „großen Löffel“ eſſen, am Tage nach Literari=Mißgeburt.

P. S. Zur größern und ſchnellern Verbreitung unſeres Blattes haben wir mit großer Aufopferung die

„echt aſiatiſche Cholera“

engagirt, auch kann man unſere Zeitſchrift ſpäterhin umſonſt abzuholen kommen.

# Converſations-Lexicon der Ohnmacht.

Wenn die Diebsſprache ihre Grammatik, das Kauderwelſch ſein Wörterbuch, das Schnadahüpfel-Deutſch ſeinen Adelung hat, warum ſollen die »Ohnmacht« und die »Mittelmäßigkeit« nicht auch ihr »Converſations-Lexicon« haben? In unſerer Kunſt, in unſerer Geſelligkeit, in unſerer Converſation iſt es ja die »Mittelmäßigkeit«, die ſich an die Spitze ſtellt, die »Ohnmacht«, die ſich als Präſidentin gerirt.

Aber die Schriftgelehrten unſerer Zeit, die Weiſen der Kritik, die Cornaks der Journale haben ein eigenes Lexicon, ſie haben eigene Wortformulare, beſonders arrogante Ausdrücke, abſonders geſchnitzte Redensarten, welche ganz ſonderbar klingen und lauten, und die dem Uneingeweihten in der Sprache der »Ohnmacht« und »Mittelmäßigkeit« ganz unverſtändlich und myſteriös vorkommen.

Durch die langjährige Uebung und Bekanntſchaft mit den deutſchen Journalen und Kritikern, dieſen Advocaten der »Mittelmäßigkeit« und der »Ohnmacht« iſt es mir gelungen, einige der gangbarſten »Worte und Ausdrücke« aus den Sprach- und Schreib-Feldern der Mit-

telmäßigkeit zu ſammeln, und dem Leſer mitzutheilen. Für angehende Rezenſenten, d. h. für dumme Jungen, die nichts gelernt haben, die aus der Schule gejagt, von der Pudel entlaſſen oder von dem Handwerk ausgeſtoßen worden ſind, dürfte ein ſolches „Converſations-Lexicon“ vom größten Nutzen ſein, da dadurch ihnen das Metier bedeutend erleichtert wird.

Wir werden dieſe „Ausdrücke“ und „Sprachformeln“ mehr nach der allgemeinen Begriffsbeſtimmung, Brauch- und Verwendbarkeit als nach ihrem Wortbau und ſprachlehriger Eigenſchaft mittheilen, denn wir wiſſen ja, daß man „fünfundzwanzig Jahre lang recenſiren“ kann, ohne von der „Sprachlehre“ eine Idee zu haben, und daß man ein Vierteljahrhundert lang in Journalen ſalbadern und abgeſchmacktes, elendes Zeug als Referat-Melange ausſieden kann, ohne den Dativ vom Accuſativ unterſcheiden zu können. Blos für dumme Recenſenten, die gerne mit d'rein reden, die aber aus angebornem Talente nichts verſtehen oder die aus Berufsgeſchäften nicht Zeit haben, ihre Dummheit auszubilden, die alſo blos aus glücklicher Naturdummheit Kritiker und Journaliſt geworden ſind, für dieſe mögen hier einige der am meiſten anwendbaren Nenn-Formen und Satz-Bildungen der Ohnmacht und Mittelmäßigkeit angeführt werden, die für ſie zu Nutzen und Erleichterung dienen können.

„Achtbares Talent, höchſt achtbares Talent.“

Dieſes Ausdruckes bedient man ſich, wenn man

ſelbſt nicht weiß, wie man ſeine eigene Armuth des Ausdruckes oder die Armuth des Ausdruckes der Perſon, von der man ſpricht, ausdrücken ſoll. Ein »achtbares Talent« war vor zwanzig, dreißig Jahren ein Ehrentitel, es war eine Seltenheit, jetzt heißt der Ausdruck: »Ein achtbares Talent« gerade ſo viel als: »Ein Alltagsmenſch, ein ganz talentloſer Kerl.« »Achtbares Talent« iſt der wohlfeilſte Ausdruck, man bekömmt ihn um eine Mundſemmel à prix fix; ja, ich habe auch ſchon bei ganz elenden Individuen den Ausdruck »höchſt achtbares Talent« mit Glück anwenden ſehen.

»Allumfaſſendes Talent«

nennt man ein Talent, welches in gar kein Fach paßt, folglich für alle Fächer ein gleich umfaſſendes, ergo all-umfaſſendes Talent beſitzt. Man bedient ſich dieſes Ausdruckes auch der Kürze halber, wenn man ſagen will: Dieſer oder Dieſe haben in dieſer Rolle oder in dieſer Schrift ſo überall hin- und hergetappt, haben bald dies, bald jenes erfaßt und angefaßt, ohne eigentlich von einem eine rechte Idee zu haben, da er oder ſie, wie es ſcheint, nirgends heimiſch iſt und zu nichts einen entſchiedenen Beruf hat, ſondern überall und in allen Fächern fremd und bodenlos ſcheint u. ſ. w. — Da dieſes all' zu lang iſt, ſo bezeichnet man es viel kürzer und bequemer »Ein allumfaſſendes Talent.«

»Blühende Diction.«

Wird gewöhnlich von einem Drama geſchrieben und geſagt, welches keine Handlung hat, keine Situa-

tionen bringt und keine Charactere malt. »Blühende Diction« iſt die rothe Wange der dramatiſchen Schwindſucht. »Blühende Diction« iſt die Ausrede ſich entſchuldigen laſſender dramatiſcher Wirkſamkeit; »blühende Diction« iſt der Paſſirſchein der durchgegangenen Stoffhaltigkeit, das Stück hat eine »blühende Diction«, ſagt der Parterriſt und erſpart ſonſt was zu ſagen; das Stück hat eine »blühende Diction«, ſagt die Dame in der Loge, und braucht ſonſt nichts zu ſagen; »der Autor beſitzt eine »blühende Diction«, ſagt der Recenſent, und braucht ſonſt nichts zu ſagen; da weiß man ſchon, das »Stück« iſt durchgefallen, die »Diction« hat ſich für ihre Perſon aber gerettet und auf den Brettern im Niveau des Souffleurlochs erhalten.

»Begabter Darſteller«

ſagt der Recenſent, wenn er vom »Darſteller« begabt worden iſt; er trägt die Begabung von ſich dankbar wieder auf den Darſteller zurück. Da Alles, was der Menſch beſitzt: Hand, Fuß, Naſe, Sprachwerkzeuge u. ſ. w. eine Gabe des Himmels iſt, und jeder Schauſpieler in gewiſſer Beziehung auch ein Menſch iſt, ſo iſt gewiſſermaßen jeder Schauſpieler ein »begabter Darſteller«; da aber nicht jeder »begabter Darſteller« aus jedem Recenſenten einen »begabten Recenſenten« macht, ſo gehört zum »begabten Darſteller« allerdings auch eine eigene Begabung: die Begabung der eine zweite Perſon begebenden Begabung.

»Brauchbares Mitglied.«

Wenn man etwas Bares braucht, und es beim Mitglied findet, dann ist dieses Mitglied ein »brauchbares Mitglied«.

»Coloratur-Nachtigall.«

Eine der ältesten Schablonen der sogenannten Concert-Markore, wenn sie einmal eine geistreiche Abwechslung im Ausdruck bieten wollen. Wenn ein solcher Veteran-Concert-Markör sich Jahre lang in den geistreichen Ausdrücken bewegt hat z. B.: »Ihr Vortrag ließ nichts zu wünschen übrig,« oder: »Was sollen wir noch von ihrem Vortrage wünschen?« oder, um die Sprache noch pikanter zu machen: »Könnte man denn einen bessern Vortrag wünschen?« Dann, dann, wenn dieser große Concert-Herodes einmal eben so geistreich als graziös, eben so neu als pikant sein will, wenn er einmal das Nestroysche »Verfluchte-Kerl-Gefühl« haben will, schreibt er den Ausdruck nieder:

»Coloratur-Nachtigall!«

gibt sich selbst beim Niederschreiben einen Kuß, fragt dann am andern Tage die Freunde beim Schwarzen: »Haben Sie gelesen: »Coloratur-Nachtigall?« Nicht wahr, gut? Sehr gut! Ja, ich hab' selbst so lachen müssen, wie ich's niedergeschrieben hab'!«

»Characteristische Composition.«

Diese Phrase ist eine der beliebtesten Schnupftücher, in welche sich die Unwissenheit der musikalischen Referenten hineinräuspert. Der Ausdruck: »Das ist eine

„characteriſtiſche Compoſition“ iſt unantaſtbar; hinter dieſer Allgemeinheit ſteckt die Urtheilsloſigkeit ſicher, man kann ihr nichts anhaben. In dieſer Beziehung ſind die muſikaliſchen Referenten glücklich! Die können fünfundzwanzig Jahre lang dieſelbe abgeſchmackte, lederne, ſtehende Patronen-Schmiererei bringen! Ich habe einen Concert-Referenten gekannt, der ſo lächerlich dumm war, über mehrere zu gleicher Stunde Statt gefundene Concerte ſelbſt zu referiren! Er ſchickte nämlich einige Handlanger in die andern Concerte, die brachten ihm den Mörtel, er goß ihn in ſeine Schablone, in ſeine hölzerne Ziegelform und ſchrieb ſeinen Namen d'runter. Zu ſolcher albernen und widerſinnigen Höhe der Kunſt hat's doch ein Anderer, als ein Concert-Referent, noch nicht gebracht, das iſt auch eine „characteriſtiſche Compoſition“.

„Dramatiſcher Geſang.“

Wenn einer Nachtigall, oder einer Lerche, oder einer Dohle die Stimme ausgegangen iſt, wenn ſie keinen Ton mehr im Halſe hat, aber doch noch genug „Metall“ für die den Recenſenten verzuſingende Cavatine: „Geld, ich hab' Talent!“ dann lieſ't man die Phraſe: Das iſt eine Künſtlerin mit „dramatiſchem Geſang!“

„Durchdrungenheit.“

Wenn der Darſteller bei der Declamation ſo agirt, daß das Haar auf ſeinem Kopfe ſich ſträubt und die Zehen des Fußes mitzittern, dann iſt er gewiß von ſeiner

Rolle ganz erfüllt, und das nennt man: Durchdrungenheit.

„Geſinnung.“

Wenn ein Autor weder Styl noch Geiſt hat, weder Form noch Gedanken, weder Witz noch Gründlichkeit, und man ihn doch als einen großen Mann auf den Schild heben will, ſo hat er:

„Geſinnung.“

Dieſe „Geſinnung“ wurde zuerſt auf der Leipziger Meſſe ausgeboten, ging als warmhaltender Renommée-Flanell in den Norden über, ſcheint aber nicht mehr lang gang' und gäbe zu bleiben.

„Innerlichkeit.“

Wo einer Darſtellerin alle und jede Aeußerlichkeit fehlt, wenn ſie in der Kunſt keinen großartigen Geiſt entwickelt, im geſelligen Leben roh, grob und ungeſchlacht iſt, und weder Herz noch Gefühl für Armuth und Wohlthätigkeit hat, dann hat dieſes Individuum:

„Innerlichkeit,“

und da „in's Innere der Natur“ kein menſchlicher Geiſt dringt, ſo iſt dieſe „Innerlichkeit“ ein ſammtener Ueberwurf über die ſtrickgrobe „Aeußerlichkeit“ des Individuums.

„Ruhiger Recenſent.“

Ein Schaf, das bis in's hohe Alter ein Lamm bleibt. Ein „ruhiger Recenſent“ wird derjenige genannt, der allſeinlebtag noch nicht Anlaß gegeben hat, daß man ihn für geiſtreich, oder ſein Urtheil für gründlich, oder

ſeinen Styl für bemerkenswerth gehalten hätte. Ein »ruhiger Recenſent« iſt ein Recenſent, der fünfundzwanzig Jahre lang eine und dieſelbe Miſere mit dem Aufwande von zwanzig, dreißig ſtehenden, friedlichen, engzugeſchnittenen Camiſol-Redensarten beſpricht, und noch nie Veranlaſſung gegeben hat, daß Mozart und Gluck ihm widerſprochen hätten. Ein »ruhiger Recenſent« iſt ein Löwe in Geſtalt eines Müller-Pegaſus, ein Hercules mit einer Fliegenklatſche, ein Geſchichtſchreiber mit einer Piquet-Kreide, ein grundfriedlicher Menſch, der ſich ſeine Recenſionen mager ausſtaffirt, und ſie aſchfarb anröthelt. Vive!

»Tendenz.«

Iſt die Eſſigflaſche, die man dem ohnmachtgewordenen Talente unter die Naſe hält! Tendenz iſt die »Krücke« für lahmgewordene Bühnendichter. »Tendenz« iſt die »geſchwollene Bauchwaſſerſucht«, die ſich für einen »intereſſanten Zuſtand« ausgeben will.

# Dumme Briefe.

Gratz, im Narrenmonat eines Narrenjahres.

An Herrn Baron von Thalheim in Bauernfeld's »kategoriſchem Imperativ«.

Der Herr Baron werden geleſen haben in der Zeitung, daß ich bin gereiſ't nach Peſth, und der Herr Baron werden erſehen haben daraus, daß ich bin gereiſ't nach Gratz.

Warum der Saphir iſt gereiſ't nach Gratz? — Der Saphir iſt gereiſ't nach Gratz, um zu ſehen, wie die ſteiriſchen Kapaun heuer gerathen werden. Man hat zwar erwartet, der Saphir wird am 12. d. in Wien eine »humoriſtiſche Vorleſung« halten, öffentlich, die Hälfte zum Beſten eines armen Reactionärs, aber der Herr Saphir hält keine »humoriſtiſche Vorleſung«, wenn ihm die andere Hälfte nicht tauſend Gulden einträgt! Denn der Saphir braucht Geld! Und für wen braucht der Saphir Geld? — Wie der Herr Baron. »für die Leut'! blos für die Leut'!«

Darum hat der Saphir am 12. keine Vorleſung

gehalten, und die Wiener, die es endlich doch dem »Wallenſtein« vergeben haben, der ſie um das »Spectakel betrog«, den Grafen Thurn gefangen einziehen zu ſehen, werden es dem Saphirſtein auch endlich vergeben, daß er ſie um ein Spectakel brachte! —

Da bin ich nun, mein lieber Herr Baron, in Gratz — in Gratz, wo Sie ſo ſehr gefallen haben, d. h. Sie und der »kategoriſche Imperativ«!

Mai! Die Welt iſt doch etwas ganz verkehrt! Zu Wien, wo da iſt der Sitz der Weisheit, — wenn die Sitzung nicht g'rad aufgehoben iſt, — in Wien, wo die Kritik blüht wie der Scharlach, — in Wien, wo der Herr Saphir Didascalien ſchreibt, — in Wien, wo die Leipziger Menechmen, die Zwillinge Laube und Meirner den Schiller, den Shakeſpeare und den Ludwig Devrient verbeſſern, — in Wien hat der »kategoriſche Imperativ« nicht gefallen, und in Gratz — in Gratz, in Gratz, das vor noch wenigen Jahren nicht einmal noch »Gratz« geheißen hat, — in Gratz, wo man noch nicht einmal einen Redacteur hat, der einen rothen Adler in der vierten Claſſe unterrichtet, — in Gratz, wo ſie ſo weit zurück ſind, daß nicht einmal ein ordinärer Dramaturg den Hamlet zu einem ſteieriſchen Kapaun tractirt, — in Gratz, wo ſie noch ſo weit zurück ſind, daß ſie lieber dabei bleiben, wo ſie jetzt ſteh'n, als daß ſie mit uns Wienern jetzt vorwärts wollen: in Gratz gefällt der »kategoriſche Imperativ!!«

Nun, was ſagen Sie, Herr Baron? —

Dieſe Frage hat mich nach Gratz getrieben. Ich mußte Licht haben! Licht, ſo viel man jetzt haben darf, ohne der Finſterniß Schranken zu ſetzen.

Mich trieb's nach Gratz.

Aber leider fand ich nur zwei Theaterabende! An einem Abende Feldmann's »Schickſalsbrüder«, die ungemein gefallen haben, und auch recht gut und wirkſam gegeben wurden, und am andern Abende der »Prophet«, eine Vorſtellung, die im Ganzen dem Director Thomé zur Ehre gereicht. Die Ausſtattung und mise en scène iſt herrlich und in jeder Beziehung würde ſie jeder Reſidenz würdig ſein. Auch die Execution iſt überwiegend tadellos und anſprechend. Auch die »Sonne« geht über die Gratzer eben ſo ſchön auf wie über die Wiener! Sie ſehen, Herr Baron, daß der »Prophet« überall iſt, wo »Moſes und die Propheten« aus der Taſche geholt und gut angewendet werden!

Ich bekam keinen Platz mehr zum »Propheten« und ging daher zu einer »Oebſtlerin« und begehrte einen »Sperrſitz.« — »Was?« ſchrie die Oebſtlerin, »glaubt der Herr, der Herr iſt in Wien? Glaubt der Herr, daß wir in Gratz a ſo talket ſein? Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!« — Sie ſehen, Herr Baron, die Oebſtlerinen ſind in unſerm Jahrhundert ſchon »Philoſophen«; denn alle Philoſophie des Lebens liegt in den Worten: »Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!« Aus Erde in Erde! Im ganzen »Telemaque« und »Zuſchauer« ſteht nichts, was an Moral

reichhaltiger iſt als: »Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is!«

Wo kommt der Herr Baron her? Aus Frankfurt! — Wo geht der Herr Baron hin? Nach Frankfurt! — Wo kömmt Deutſchland her? Aus Frankfurt! Wo geht Deutſchland hin? Nach Frankfurt! — Wo kommt der Cours her? Aus Frankfurt! Wo geht der Cours hin? Nach Frankfurt! — Wo kommt die ganze Wurſt her? Aus Frankfurt! Wo geht die ganze Wurſt hin? Nach Frankfurt! — Wenn der liebe Herrgott jetzt in den Conferenzen erſcheinen würde, ſo würde man ihm ſagen: Wo iſt der liebe Herrgott hergekommen? Aus Frankfurt? So geh' der liebe Herrgott wieder hin: nach Frankfurt!

Als mir die philoſophiſche Oebſtlerin ſagte: »Geh' der Herr hin, wo der Herr herkommen is«, war ich frappirt! Denn kein Menſch kann nicht nur ſagen, wo er hinkömmt, kein Menſch kann auch eigentlich mit Beſtimmtheit ſagen, wo er herkömmt! Man ſagt, der Menſch kömmt aus der Erde — das iſt ſo herkömmlich, aber aus welcher Erde? Ich kam aus Lavás-Berényer Erde, im Stuhlweiſſenburger Comitate; nun weiß ich nicht, iſt das jetzt ungariſche Erde oder iſt es deutſche Erde? —

Wo ſind Sie hergekommen, Herr Baron von Thalheim? Aus Wien, aus Wien, wo Sie ein Schauſpieler ſchlecht gegeben, — möchten Sie wieder dahin zurückgehen?

Ich war aber ſehr neugierig, Sie zu ſehen und

ließ mir den »kategoriſchen Imperativ« privat aufführen. Nicht nur Sie, Herr Baron, ſind ein »gewaltiger Mann«, der Saphir iſt auch ein »gewaltiger Mann«!

Nach Gott kommt gleich Shakeſpeare, nach Shakeſpeare gleich Mad. Birch-Pfeiffer, nach Birch-Pfeiffer gleich die Herren Laube und Meirner, nach dieſen gleich Saphir. Wenn nun die Kiſte in dieſer Ordnung voll iſt, wird ſie umgekehrt, dann iſt Gott ganz unten der Letzte und Saphir oben der Erſte, und in der Mitte ſteckt Laube und Birch-Pfeiffer. Deshalb iſt Saphir ein »gewaltiger Mann«!

Ich ließ mir den »kategoriſchen Imperativ« privat aufführen. Der Herr Director Thomé nämlich war ſo gütig, auf meinen Wunſch in ſeinem Salon Abends ihn darſtellen zu laſſen. Und das noch dazu mit Thee und Delicateſſen in den Zwiſchenacten! — Der böſe Bauernfeld! warum hat er nicht ſechs Acte geſchrieben!

Ich habe alſo das Stück mehrmal geſehen und mein Urtheil bleibt dasſelbe, zwar kein Luſtſpiel, aber wirkſam, wenn's — gut geſpielt wird! ſo gut geſpielt wie hier in Gratz! — Aber hauptſächlich Sie, Herr Baron, Sie wurden von Herrn Bergmann äußerſt draſtiſch und originell gezeichnet gegeben, ſo daß ich ſelbſt im Salon, wo doch das ſo wirkſame Theater-Appareil fehlt, den Character recht hervortretend und ergötzlich fand. Es ſind mir da im Ganzen Nuancen und Pointen klar geworden, welche in der Wiener Vorſtellung ganz und gar verwiſcht wurden.

Nachher bei einem Glaſe Wahrheit nahm ich mir Ihren Gratzer Doppelgänger, Herr Baron von Thalheim, bei Seite und beſprach mich mit ihm über den Unterſchied der Gratzer und der Wiener Thalheime. Da gab mir der Gratzer Thalheim Aufſchluß. In Gratz nämlich gibt es keine israelitiſchen Banquiers, bei denen man ſcherwenzelt. Der Gratzer Thalheim trinkt nicht Champagner bei jüdiſchen Banquiers; der Wiener Thalheim will ſich durch gutes Spiel der Rolle nicht das beſſere Spiel bei jüdiſchen Banquiers verderben, der Gratzer Thalheim iſt ein unabhängiger Thalheim, darum, Herr Baron, ſind Sie hier ein ganz Anderer als Sie in Wien ſind! Das iſt der »kategoriſche Imperativ«! Das wollte ich Ihnen in der Geſchwindigkeit mittheilen! —

Apropos, Herr Baron, wenn Sie ein paar Millionen übrig haben »für die Leut«, — in mir wohnen »viel Leut'« — eine große Colonie von Leut'«, — verſtehen Sie die Augenſprache?

Ganz der »Ihrige Leut'«!

# Die innern Menſchen,

## oder:

## Der öffentliche Gerichtshof im Menſchen.

„Dem Menſchen wird es ſehr leicht, Andere zu beurtheilen, hingegen ſehr ſchwer, ſich in ihre Lage zu verſetzen, ohne welche Verſetzung gleichwohl keine richtige Beurtheilung möglich iſt.“

Jean Paul, im „Titan“.

In jedem Menſchen ſtecken alle andern Menſchen und nicht nur die Menſchheit. In jedem Menſchen ſteckt ein Doctor, ein Advocat, ein Beichtvater, ein Polizeiagent, ein Oberſtküchenmeiſter, ein Architekt, ein General, ein Nachtwächter, ein Heiduk, ein Recenſent, ein Criminalrichter, ein Uhrmacher, ein Miniſter, eine Köchin, ein Rabbiner, ein Diplomat, ein Taſchenſpieler und noch Mehrere und Andere.

Geht der Menſch vor einem im Bau begriffenen Hauſe vorbei, ſo iſt er Architekt: „Ich hätte das Ding ſo gebaut!“ — Beſucht er einen Kranken, ſo iſt er Arzt: „Folgen Sie mir und nehmen Sie das und das.“ — Erzählt man ihm einen Prozeß, ſagt er: „Wenn ich Ihr Advocat wäre, ſo hätt' ich das gethan!“ — Erzählt man von einem Diebſtahl, ſagt er: „Ich als Polizeidirecter

würde das ganz anders anfangen!“ — Lieſ't er eine verlorne Schlacht, ſo ſagt er: „Ich bin zwar kein General, aber wenn ich geſehen hätte, daß die Cavallerie von dort kömmt, hätte ich die Infanterie von dort kommen laſſen!“ — Erzählt man ihm von den Dresdner Conferenzen, ſo ſagt er: „Ich hätt' mit dem Manteuffel anders geredet!“ Fährt er über den Semmering, ſo ſagt er: „Ich als Ingenieur würde die Bahn durch den Adlitzgraben über den Kegel dort und den Hügel da und bei jener Schlucht dort u. ſ. w. gebaut haben!“ — Hört er von den Finanzen, ſo ſagt er: „Das iſt Alles nichts, ich würde ein ganz neues Geld einführen, Gold und Silber iſt ja nur Einbildung u. ſ. w.“ Kurz, jeder Menſch iſt in ſich überzeugt, er wäre Alles, was er wäre, beſſer als alle Andere, die das ſind, was er wäre, aber nicht iſt.

Aus dieſer Ueberzeugung im Menſchen kommt es, daß der Menſch beſtändig in ſich ein öffentliches Gerichtsverfahren hat, daß er über Alles urtheilt, Alles beurtheilt und verurtheilt und zugleich executirt, denn in ihm ſitzt ja Alles! Der Menſch iſt bei dieſem ſeinem öffentlichen Gerichtsverfahren in ſich zugleich Staatsanwalt, Ankläger, Präſident, Geſchworner, Zeuge, Richter und Vollſtrecker.

Jeder Theil im Menſchen hat ſein eigenes Verlangen: der Menſch iſt aus lauter innern und äußern Theilen zuſammengeſetzt, die ſtets ihr eigenes Verlangen haben: das Verlangen des Magens heißt Hunger, das

Verlangen der Leber heißt Durſt, das Verlangen der Hand heißt Habſucht, das Verlangen des Ohres heißt Neugier, das Verlangen des Auges heißt Schauluſt, das Verlangen der Sinne heißt Wolluſt, das Verlangen der Füße heißt Müßiggang, das Verlangen des Geiſtes heißt Freiheit, das Verlangen des Herzens heißt Liebe, das Verlangen des Gemüthes heißt Sehnſucht und das Verlangen der Seele heißt Unſterblichkeit!

Aber die Milz und die Galle und die Nieren haben auch ihr Verlangen, und ihr Verlangen heißt: Schwarzſehen, Anklagen, Verurtheilen! Und endlich das Verlangen der Muskelkraft heißt: Steine auf die Menſchen werfen!

Aber der Menſch im Innern, der innere Menſch ſoll den andern Menſchen vom Aeußern nicht anklagen und nicht richten, ohne im Innern des Angeklagten alle Acten genau durchgeleſen zu haben, und ſoll nicht urtheilen, bis er im tiefſten Innern des Angeklagten ergründet hat und erforſcht alle Motive und Grundurſachen, und bis vor ihm aufgedeckt liegt die angeſchuldigte That, von dem Augenblicke an, wo ſie Gedanke war bis zu dem Augenblicke, wo ſie zur That in dem innern Menſchen wurde; und verurtheilen ſoll der innere Menſch nicht, bis er ſich ſelbſt vollkommen und ganz und mit Kopf und Herz und mit Nerv und Muskel in die Lage des Angeklagten geſetzt hat!

Da iſt ein Schuldiger, der zu ſchmählicher Strafe, zum ſchändlichen Tode verurtheilt iſt; begnügt Euch mit

der Strafe des Himmels, mit der Gerechtigkeit der Geſetze, mit der Execution des Nachrichters, aber richtet in eurem Herzen nicht nach, ſeid keine innern Nachrichter bis Ihr durchſchaut habt das ganze Actenheft von Minuten und Secunden, die ſein Verhängniß ihm geflochten hat: bis Ihr durchſchaut habt das Labyrinth der Schickſale, in welches ihn das Schickſal geſtoßen vom erſten Odem ſeiner Geburt bis zum Momente der That; bis Ihr geſehen und gehört habt all' ſein Kämpfen, Ringen, Sträuben, ſein ſich Müden gegen den Entſchluß, bis Schmerz, Unglück, Weh, Zufall, Geſchick, Blut, Bosheit, Reizung, Noth, Verzweiflung, Vergeſſenheit, Betäubung ſich ſeine Seele ſo lange wie einen Ball zugeworfen haben, bis ſie dem Fall nicht mehr entgehen konnte, dem gräßlichen! Darum richte nicht, du innerer Menſch, ſondern ſetze dich in die Lage des Gerichteten, und dann —: Ecce homo! —

Da iſt ein Selbſtmörder! Der Himmel wird ſich der ſchuldigen Seele verſchließen, die Kirche verſagt ihm die geweihte Erde, der Himmel gehorcht dem Ewigen, die Kirche in die Vollſtreckerin des Himmels, aber du innerer Menſch, richte nicht, verurtheile nicht den Unglücklichen, der den Strich unter ſeine Lebensrechnung ſetzte, bevor Gott den Abſchluß befahl, bis du dich in die Stelle des Unglücklichen geſetzt, bis du alle Uebergänge durchgegangen biſt, über welche er von der Liebe zum Leben bis zum Wegwerfen desſelben ging, und wie er von Schritt zu Schritt ging mit blutenden Händen,

mit wundgeriſſenen Füßen, mit geſchundenen Gliedmaßen, mit zerſchlitztem Herzen, mit zerknittertem Geiſte, wie ſein Lebensgang vielleicht nur ein Gang unter Hagelſchloſſen, unter niederſtrömenden Pfeilen, unter ſchwülen Gewittern war, wie jeder Tag ihm neue Nattern an's Herz warf, wie jede Stunde an die ſcharfen Ecken ſeines Seins anſchlug, bis es Funken gab, wie jede Minute eine Hoffnung, einen Wunſch aus ſeinem Leben zog und ſie zertrat, wie jede Secunde mit freſſendem Höllenſtein an ſeinem zarteſten Gefühle ätzte, wie ſein ganzes Daſein nichts war als ein Herabfahren von einem Stachelbaume, der alle ſeine Stacheln in die Höhe richtete; wie endlich Verzweiflung, dieſe hin- und herfahrende Laufſpinne, über ſeine Seele hin- und herlief, bis dieſe Seele den Gedanken, über den ſie nächtlich gebrütet, in willkürloſer Ueberwältigung zur That macht! Darum richte nicht, du innerer Menſch, bis du dich in die Lage dieſes Unglücklichen geſetzt, und dann —: Ecce homo! —

Da ſind Menſchen und Thaten, über die das Geſetz oder die öffentliche Meinung, und die mächtige, heilige Herkömmlichkeit der Dinge abgeurtheilt hat. Wohl! die öffentliche Meinung iſt un-angreifbar, weil ſie un-greifbar iſt, das Herkömmliche iſt heilig, weil wir nicht wiſſen, woher es kömmt, aber der innere Menſch ſondere ſich ab von der öffentlichen Meinung, der innere Menſch iſt nicht herkömmlich, der innere Menſch iſt eine heimliche Meinung und ein heim

liches Gericht, und nichts Herkömmliches; darum richte der innere Menſch nicht mit der öffentlichen Meinung, er richte nicht, er beurtheile nicht, er verurtheile nicht, nicht den Schein, nicht den Gedanken, nicht das Wort, nicht den Aufſchrei der Andern, der Angeklagten, der ſich vor ihm Preisgebenden, bis er ganz in ihre Lage ſich denkt, bis er in die innerſten Falten ihres Herzens geblickt, bis er kennt all' die Regengüſſe und Pfeilregen und Staubfälle und Wolkenbrüche und Dachtraufen, unter welchen dieſe Menſchen weggingen mit gebeugtem Haupt, mit gekrümmtem Leib, mit zerſchnitterter Bruſt, mit wundem Herzen; bis er zuſammengerechnet hat die Summe aller Verletzungen, die jene Herzen erlitten, alle Stiche, die Bosheit ihnen beigebracht, alle Riſſe, die Verrath in ſie geriſſen, alle Wunden, die Unwerth ihnen ſchlug, alle Quetſchungen, die ſie im Drucke der Zeit erlitten, allen Hohn, den ſie von Fühlloſigkeit erduldeten, alles Weh, das Rohheit über ſie ausgoß, alle Bitterniß, in welche Undank ſie untertauchte, alle die tauſend und tauſend Nadelſtiche von der Aetznadel der Unwürdigkeit, unter welcher ſie Jahre lang ſtill hielten, ohne zu zucken, die ſtillen Schmerzen all', die in dieſem Herzen ſtanden und die der Himmel nicht einmal in Thränen auflöſ'te, all' das Jahre lange Zerren und Zupfen des fühlloſen Egoismus an den feinſten und zarteſten bloßgelegten Nerven dieſer Herzen, dann, innerer Menſch, dann richte nicht, ſondern ſetze dich in die Lage dieſes Menſchen und — : Ecce homo!

Du innerer Menſch, du öffentliches Gericht im heimlichen Menſchen, du ſchwarzverlarvte Vehme in dem Bruſtverließ des Menſchen, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, richte das Thun und Laſſen jenes Menſchen nicht, von deſſen Herzen du drei Späne gehauen, ohne ſie zu hören, damit der ceremonielle Hohn deines entſeelten Urtheils ſich nicht kehre gegen deine eigene Bruſt und dich einmal ſelbſt vorlade vor das Gericht in dir ſelbſt, und dir zurufe: Ich richte dich, wie du gerichtet, ohne dich an die Stelle des Angeklagten geſetzt zu haben, ohne ſeine Leiden, ſeine Schmerzen, ſeine Kämpfe, die Reihe von Schändlichkeiten und Kränkungen und Verletzungen und Anfſtachlungen und Verräthereien und Unwürdigkeiten, die er erlitt, als Entlaſtungszeugen vorzuladen und anzuhören, ohne ihm die größte Rechtswohlthat: die Ergründung ſeines Seelenzuſtandes, angedeihen zu laſſen, — ſo wie du gerichtet, ſo werde gerichtet, dann — : Ecce homo!

Du innerer Menſch, richte nicht über das Thun und Laſſen der Andern, parfumire dich nicht mit Prüderie, ſalbe dich nicht mit Verſchämtheit, miſche dich nicht darein mit deinem Urtheile, wenn neben dir ein Menſch in dem Augenblick, wo ſeine Menſchlichkeit von ſchnöder Unbill, von ſchwarzer Entartung angepackt wird mit glühender Zange, wenn Gemeinheit und Unnatur ſo lange in einem Herzen herumwühlen, bis ſie den tiefverſteckten Zorn, den langzurückgehaltenen, den blutrothen Zorn mit Gewalt herausgejagt aus ſeiner Höhle

und er Gebrauch macht von ſeinen gottgeſchenkten Krallen! Richte nicht und werfe deinen Stab nicht inzwiſchen, wenn der Menſch, der tiefgereizte, heraustritt aus ſich ſelber und mit ſich ſelber ringt, wenn er Luft machen will dem Herzen, in welchem unendlich lang und ſtill mißhandelte, wundgepeitſchte Gefühle und Empfindungen wie Cyklopen bei dem langangeblaſenen Feuer endlich anfangen zu hämmern und zu ſchmieden und das Zertrümmerungswerk zu beginnen; wenn ſo der Menſch mit ſich und ſeinem Ingrimme öffentlich auf einen Niederwurf gebt, halte dich fern, innerer Menſch, moraliſire nicht, bis du in einem ſolchen Herzen gewohnt haſt, ſetze dich in die Lage dieſes Herzens, und dann —: Ecce homo!

Du innerer Menſch, beurtheile weder die Gefühle, noch den Character, noch die Ausbrüche anderer Menſchen, bis du dich in ihre Lage, in ihren Character, in ihr Fühlen, in ihr Blut, in ihre Liebe, in ihren Haß, in ihre Nerven, in ihre Kraft, in ihre phyſiſche und geiſtige Beſchaffenheit, in den ganzen Gang ihrer Empfindungen und in den ganzen Cyklus deſſen eingelebt haſt was ſie geſtritten, gelitten, erlebt, erſtrebt, geduldet und verſchuldet haben!

Du innerer Menſch, legſt bei deinem Urtheil den Maßſtab an dich an! Ungerechter! Haſt du dieſelben Nerven, die der Andere hat? Haſt du dasſelbe Blut? Haſt du dieſelbe Urkraft des Denkens und Fühlens? Haſt du ſchon dieſelben Kämpfe und Siege und Niederlagen,

erlitten, wie dieſer Andere? Iſt dein Herz von denſelben Gefühlen durchzittert worden? Hat dein Auge dieſelbe Thräne durchſchnitten? Iſt deine Bruſt von demſelben Erdbeben erſchüttert worden? Sind deine Adern mit demſelben heißen Feuer durchſpritzt worden? Iſt deine Seele durch die Spitzruthengaſſe ſolcher Erfahrungen gelaufen? Iſt dein Ich auch ſo gejagt, gehetzt worden von der ganzen Meute des Verraths, der Gemeinheit, der Niedrigkeit, des Undanks? Haſt du es auch ſtets und immer wieder von Neuem verſucht, die aufgeregten, gepeitſchten, endlich empörten Sclaven: die Leidenſchaften, die Wilden und Schwarzen in jeder Menſchenſeele, mit kaltem Geiſt zu bändigen, und iſt es denn dir ſtets gelungen? Warſt du auch innerer Friedensrichter in dir ſelbſt, wenn auf einmal Bosheit und Sünde alle eingeſchlafenen Prozeſſe und alle mit geſchloſſenen Augen liegenden Kämpfe und Krämpfe in deinem Innerſten aufrüttelten und zum Angriff reizten?

Du innerer Menſch, richte in der kalten Zone deines Verſtandes nicht darüber, daß in der heißen Zone der Leidenſchaft rieſigere Geſchöpfe, ſtachligere Pflanzen, wilderes Wachsthum gedeihen!

Du innerer Menſch, wohl iſt es bequem, auf dem Maulthiere ſeines Phlegma, von den Fackeln des Verſtandes beleuchtet, über die Höhen und Gipfel anderer Herzen hinzuziehen, und ſich ſeines ſichern Lebenspfades zu rühmen, während dieſe Höhen von Gewitterſtürmen umtobt, von Stürmen zerriſſen, von Zerklüftungen

durchſchnitten, nur dazu da zu ſein ſcheinen, daß das Licht einer Fackel ſie grell beleuchte, und er ausrufen möchte: wie ſchrecklich! —

Du innerer Menſch, der du ſtets den Kopf als Steuermann willſt, und nie das Herz oder das Blut, richte nicht, bis du mit dieſem Steuermann auch gefahren biſt auf dem Meere des Lebens, durch Sturm und Klippen, durch Rieſenwellen und Brandung, durch Windesgebeul und Wogenſchaum, ſo lange vergebens kämpfend gegen Ocean und Donner und aufgebäumtes Element, bis der Kopf endlich das Steuerruder ſinken läßt und ſtumm zuſchaut!

Du innerer Menſch, warum haſt du blos ein Sehrohr für das, was du ſiehſt und leſeſt von einem Menſchen, warum haſt du blos ein Hörrohr für das, was du hörſt, und was man dir ſagt von einem Menſchen, warum haſt du für ihn nicht auch ein Fühlrohr, ein Stetoſcop, das du anlegſt an den andern inneren Menſchen, an ſein Herz, um herauszufühlen den Umlauf ſeines Blutes, das Klopfen ſeiner Adern, die Verengerung und Erweiterung ſeiner Herzader, die Eiterungen ſeines tiefen Wehes, die Verblutungen ſeiner Aorte?!

Darum, innerer Menſch, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, und wenn der ausbrechende Zorn einmal offene Tafel hält und zu Gerichte ſitzt wie Attila am freien Markte, und die Schuldigen züchtigt aus gottabgeſtammtem eigenen Richteramt, und er euch einladet zum Zuſchauen, dann ſchaut zu, aber urtheilt

nicht, bis ihr euch an die Stelle des Tafelgebers ſetzt, bis euch wie ihm die Schlechtigkeit Bitterſalz in die Schüſſel des Lebens geſchüttet, bis euch wie ihm Schlechtigkeit den Trank der Mahlzeit vergällt, bis euch wie ihm Schlechtigkeit die Gänge der Tafel zerworfen, verwirrt und zerrüttet, bis euch wie ihm Schlechtigkeit das Glas bis zum Ueberfließen gefüllt, bis euch wie ihm Schlechtigkeit jeden Broſamen vergiftet, dann ſtellt euch euch ſelbſt gegenüber, ſchaut dann euren inneren Menſchen an, und dann — : Ecce homo!

# Dummer Brief an die „wilde Roſe".

„Das Leben iſt doch ſchön, o Königin!"
(Der Marquis von Poſa.)

Wenn ſchon der Marquis von Poſa, der nicht in unſerer Zeit gelebt hat, ſagte: »Das Leben iſt doch ſchön!« was ſoll ich erſt ſagen, der ich ja in unſerer Zeit lebe?!

Ja, wenn das Leben auch nicht einmal ſchön wär', was wär's dann?! Angenehm iſt's nicht, geſcheid iſt's auch nicht, unterrichtet auch nicht, tugendhaft auch nicht, reich auch nicht, alſo muß es wenigſtens ſchön ſein, damit es Jemand lieben kann!

Aber wer liebt Jemand lange wegen ſeiner Schönheit? Unſer Leben iſt ſchön, aber ſonſt nichts, — ich möcht's nicht heirathen!

Lieben Sie mich vielleicht meiner Schönheit wegen? Dann fürchte ich faſt, Sie werden bei näherer Beſichtigung anders denken. Aber nein, ich fürchte nichts, Sie ſehen mich ja gar nicht an, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne!

Sie wiſſen vielleicht gar nicht, daß ich Sie liebe! O, die Unwiſſenheit iſt das halbe Lebensglück! »Das Wiſſen iſt der Tod« — folglich iſt die Unwiſſenheit das Leben, und das Leben iſt ſchön!

Wer wiſſen will, muß ſtudiren, wer ſtudirt verdaut ſchlecht, wer ſchlecht verdaut, hat einen ſchlechten Magen, wer einen ſchlechten Magen hat, dem iſt das Leben nicht ſchön, folglich muß man durchaus nichts wiſſen, um das Leben ſchön zu finden!

Ich weiß nichts, gar nichts, und das ohne ſtudirt zu haben! Darin unterſcheidet ſich das Genie vom Talent, — das Talent ſtudirt zehn Jahre, und weiß dann nichts, das Genie ſtudirt gar nicht und weiß gleich nichts!

Wenn Sie dieſen »dummen Brief« leſen, ſüße Wunderfrau, werden Sie auch nicht wiſſen, ob ich geſcheid bin oder dumm, und Sie ſollten doch wiſſen, daß ich dumm bin, Sie haben mir ja den Verſtand geraubt!

Aber die Rache iſt nicht ausgeblieben! Die Nemeſis verſchont keinen Saphir, keinen Napoleon und keine »wilde Roſe«! Weil Sie mir den Verſtand geraubt haben und Urſache ſind, daß ich nicht anders als dumm ſchreiben kann, ſind Sie beſtraft!!

Ja, holde Fee und Nachruhmblume, Sie ſind bei mir, wo ich bin und geh' und ſteh' und ſitze! Geſchieht Ihnen recht! Was glauben Sie denn? Glauben Sie, man dürfe ſo mir nichts dir nichts Privatverſtände rauben und ſich damit aus dem Staub machen?! Glauben Sie, ich habe meinen Verſtand nur eine Minute lang aus den Augen gelaſſen? O ich hab' nichts dergleichen gethan; konnte ich denken, daß meine Leibesbeſchaffenheit ſo ſchlecht iſt, daß ich nicht einmal eine Dummheit vertragen kann?

Das kommt davon her, wenn man alt ist und liebt! Aber wie alt bin ich denn? Einige lumpige Fünfziger! Und wie viel davon hab' ich gelebt? Davon war ich 14 Tage in Hannover, die können mir doch nicht angerechnet werden? Dann hab' ich 15 Jahre gehofft, es wird in der Welt besser werden, die sind doch rein als nicht gelebt zu betrachten? Dann hab' ich 16 Jahre lang gestrebt, ein vaterländischer Schriftsteller zu sein und Gutes zu wirken, die kann man mir doch nicht anrechnen? 5 Jahre wenigstens hab' ich — gut zusammengerechnet — zugebracht, die Musik in den Zwischenacten des Burgtheaters anzuhören; 3 Jahre hab' ich zugebracht, um schlechten Schauspielern beweisen zu wollen, daß sie keine Götter sind; — heißt das gelebt?

Also wenn man diese Jahre zusammen in der Summe von

39 Jahre und 14 Tage

von 56 Jahren abrechnet, so bin ich im Grund ein Jüngling von 17 oder 18 Jahren! Und soll ein Jüngling zwischen 17 dun 18 Jahren nicht lieben? Nicht toll, dumm, entsetzlich dumm lieben?!

Ach, als ich Sie vor drei Monaten zum ersten Male in der Rofranogasse sah, da wurde ich gleich dumm! —

Ich bitte den Leser zu lesen: „Rofranogasse", denn wenn ich schreibe: „Rofranogasse", wird der Leser gewiß lesen: „Paniglgasse", und eine schöne Frau, die in der „Paniglgasse" wohnt, könnte mir was nach-

tragen. Ich bitte den Leſer überhaupt in meinen Aufſätzen nichts zu leſen, als was ich ſchreibe, und nichts zwiſchen den Zeilen zu leſen; wenn mir der Abonnent vier Gulden Abonnementsgeld gibt, ſo ſuch' ich auch zwiſchen dieſen Gulden nicht noch ein paar Groſchen; das wär' ſchmutzig!

Alſo es war nicht die „Paniglgaſſe“, ſondern gewiß die „Rofranogaſſe“, in der ich Sie, meine Angebetete, zum erſten Male ſah, und da hab' ich gleich den Verſtand verloren!

Nun bin ich ſchön d'ran! Meinen Verſtand hab' ich nicht, und Sie ſehen, in die Rofranogaſſe geh'n kann ich auch nicht!

Können Sie mir nicht ſagen, Liebreizendſte aller Verſtandesräuberinnen, wie lang' ich Sie nicht ſehen werde?! Wie lang' Sie mich nicht ſehen werden, weiß ich: nie! Sie ſehen mich nie an, Sie würdigen mich keines Blickes, nie fällt ein Strahl Ihrer lichtgefüllten Augen auf mich! — Ach! Sie haben leider den Verſtand noch nicht verloren! —

Sie nicht ſehen! In dem Gedanken iſt Botanybay! — Sie nicht in der Ferne ſehen, wie einen Stern durch die Nacht, in dem Gedanken liegt etwas, worüber man den Verſtand wiederfinden möchte, blos um wahnſinnig werden zu können! Und doch ſeh' ich Sie, fühl' ich Sie überall um mich! Früh beim Erwachen zaubert der heitere „Morgen“ Ihr Bild wie ein Lichtbouquet vor meine Seele! Aus dem Grabe der Nacht feiert Ihr

Bild jeden Morgen die Auferſtehung, und füllt meine Seele mit heiliger Sehnſucht! Des Tages über ſtickt die Phantaſie Ihr Bild auf jede Tapete der Stunde und der Minute, und in dem weichen Ton der Dämmerung ſteht Ihre Huldgeſtalt, wie ein Marmor-Genius in dunkler Niſche!

Ohne Sonnenſchein und Blumen iſt mir die Welt; Lieder und Lenz ſind entſchwunden, die Erde iſt welk und der Himmel abgeblüht, die Sterne ſind matten Blickes! die Wolken ziehen bedeutungslos hinab, klanglos ruht die Harfe auf der ſehnſuchtsſchweren Bruſt, und ein langer Zug leidtragender Geſtalten in ſchwarzen Gewändern ziehen die künftigen Stunden ohne Ihren Anblick an mir vorüber!

Und doch welche Süßigkeit liegt in der Bitterkeit der Sehnſucht! Wie belebt iſt meine Einſamkeit von Gedanken, Träumen, Küſſen, Liedern, Grüßen, Flatterwünſchen, Luftbildern und holden Täuſchungen! Wie weich und mütterlich ſchmiegt ſich die Freundin Dämmerung um meinen Buſen und ſtreicht mir die Schläfe und umhüllt mich mit Liebkoſungen, mit Tröſtungen, mit der ſüßen Innigkeit des Denkens und Brütens!

Sie wiſſen es nicht, daß und wie ich Sie liebe und wenn mich der Blick Ihres Auges zuweilen ſtreift, ſo's wie ein inhaltloſer Blick, der über werthloſe Dinge hinfährt, und doch quillt in der Erinnerung auch ein ſolcher Blick wie eine aufbrechende Blume aus dem ſchwarzen Boden der Nacht und legt einen Frühling in

mein Weſen, und ein wundervoller Schein verbreitet ſich aus ihm und läßt Frühlingsgrün um mich entſtehen, und Lenzesluft und einen langen, blaugedehnten Himmel, und die innigſte, zarteſte, heiligſte Liebe zu Ihnen faßt mich an, wie ein Gebet mit weißem reinen Fittig, und zieht mich im Geiſte zu Ihren Knien nieder, und mein Sehnen löſ't ſich auf in heißen Tropfen, die auf die Hand dir, Angebetete mit dem Gnadennamen, in ſtiller Verehrung niederrinnen! Ich liebe dich, ich bete dich an und ich bin glücklich! Die Erde lächelt, der Himmel ſtrahlt in Milde, mit Lilienſtäben in der Hand umgeben mich die reinen Gefühle, die ich für dich im Herzen trage, ein leiſer Ton frommer Glocken tönt's in mir und die Welt zerrinnt in eine namenloſe Befriedigung!

Ja ſüße Frau mit dem Märchenauge und mit dem Sonnenblick, mit dem Feenlächeln, mit der Stirne wie eine Muſe, und mit dem Lächeln wie ein Engel, mit den Schultern wie ein Genius und mit dem Leib wie ein Wundertempel, mit dem Wort wie ein Madrigal und mit dem Gang wie eine Melodie, ja, ſüße Wunderfrau, Sie haben, ohne es zu wiſſen und zu wollen, mir den Stein der Weiſen in die Seele gelegt: **die Liebe!** Und wer liebt, iſt weiſe und iſt glücklich und iſt heilig, ihm kann Menſchenhand und Erdenweh ſeine Seligkeit nicht trüben!

Dank! Dank! Tauſend Dank! Die Liebe iſt des Lebens Weihe! Sie haben mir dieſe Weihe wiedergegeben! Dank Ihnen, Dank! Möge tagsüber der Engel des

Lebens goldene Kreiſe um Ihr Daſein ziehen, möge Abends die Fee der Dämmerung zu Ihrem Haupte ſteben, und Ihre dunklen Locken kränzen mit Reihen voll Edelgeſteinen, die da funkeln von Glück und von Freude; möge in der Nacht der Traumkönig und ſeine Braut auf Ihr keuſches Lager ausſtreuen duftige Blätter und leuchtende Blumen, und vor Sie hintreten laſſen, was Sie nur lieben herzinnig und erſehen inbrünſtig, alle Freuden Ihrer Kindheit, alle Geſpiele Ihrer Jugend, alle Hoffnungen Ihrer Mädchenzeit, alle ſüßen Ahnungen Ihrer Brauttage, alle Segnungen Ihrer Eltern und alle beflügelten, beflammten Gebete, die Sie in dankbarer Andacht vor dem Tiſche des Herrn vergeſſen haben!

Ach, meine ſüße Wunderfrau, die Welt ahnt es nicht, wie dem Menſchen die ganze Welt ſo leer erſcheint, wenn ihm das Herz ſo recht voll iſt; wie ihm all' das Getriebe von Gefühlen und Leidenſchaften, all' das Abſpinnen von kleinlichen, zerſplitterten Fühlniſſen ſo weſenlos dünkt, wenn er in ſich innen trägt den Graal des Liebens, wenn all ſein Sinnen, Trachten, Denken, Fühlen, Sehnen iſt aufgegangen in dem einzigen Wundertropfen Liebe, der in das Herz ihm gefallen wie der Thau in die Muſchel, und die da zur Krankheit wird, aber zur herrlichen Krankheit, zur lebensverſchönernden: zur Perle!

Die Welt nennt das »ſchwärmen!« Die arme, die armſelige Welt! Die bedauernswerthe, kranke, ſieche, hilfloſe Welt!

Den Ruhm, das Glück, die Ehre, den Reichthum, den Genuß, den Rang, den Beſitz, die Befriedigung, das nennen ſie reell! und eine Minute kann ſie tödten, ein Hauch kann ſie fortweben, ein Funke kann ſie in Aſche legen, ein Windſtoß kann ſie niederſtürzen, ein kleiner Wurm ſie entblättern, ein Uebernacht ſie aus dem Daſein auslöſchen, das nennen ſie Wirkliches, Reelles! — und die Liebe, die da kömmt von Gott und nur von Gott genommen werden kann, die da liegt unter einem Schloß, das keine Menſchenhand öffnet, in einem Haus, in welches kein Fremdling dringt, in einer Wiege, an welcher die Unſterblichkeit Wacht hält, die mit uns wird und mit uns vergeht, die mit uns träumt und mit uns irre ſpricht, die mit uns betet und mit uns Leid trägt, die uns Thränen gibt und Küſſe und Lieder und Sehnſucht und tauſend wunderſame holde Phantaſien und weſenloſe Zauberſpiele von Glühwürmchen und ſchaukelnden Elfen und Zitherſchlägern, das nennen ſie Schwärmerei! Armſelige Welt!

Gute Nacht, ſüße Wunderfrau! ich ſehe, wie der Milchbruder des Todes: der Schlaf, ſich mit leiſem Weben, in immer kleineren Kreiſen auf Ihr edles Haupt niederläßt, ich ſehe den zarten Augendeckel, welcher den ſchlafenden Demant bedeckt, ich ſehe, wie noch des Wachſeins letzte liebliche Regung um Ihre roſigen Lippen ſpielt, als wollte ſie noch den letzten würzigen Tropfen Bewußtſein aus dieſem Rubinglas ſchlürfen; von der Stirne ziehen weg die kleinen Lilien der Tagesgedanken, wie ſich Blu-

men vor dem Abend flüchten; dein Antlitz blüht ruhig lieblich wie eine ſchlummernde Silberlilie auf dem lachenden See; Kirchenſtille iſt um dein duftiges Lager, nur meine Sehnſuchtsgedanken wandern leiſe durch das Zimmer, und all' mein Herz kniet vor dir und ſingt dir zu:

Gute Nacht, ſchlaf' in Ruh',
Schließe ſanft dein Auge zu!
Schlaf' in Ruh', gute Nacht,
Lieb' an deinem Bette wacht!

Lieb' an deinem Bette wacht,
Lauſcht auf deinen Odem ſacht';
Liebe ſingt dir leiſe zu:
„Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!
Friede druck' das Aug' dir zu;
Schlaf' in Ruh', gute Nacht!
Schöne Träume kommen ſacht'!

Schöne Träume kommen ſacht',
Wie dein Antlitz lieblich lacht,
G'rad als ſagteſt ſelber du:
„Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

## Sprüche der Weisheit für Leib und Seele, beſonders für ärmere Claſſen.

1.

Mein Sohn! Wenn du kein Brot haſt, ſo verzweifle nicht, hadere nicht mit der Vorſehung, ſondern ſei fromm, dulde ſtill und eſſe Linzertorten oder Butterteig.

2.

Mein Sohn! Wenn du ſo arm biſt, daß du dir nicht einen Kreuzer für die Zukunft ſichern kannſt, ſo hadere nicht mit der Vorſehung, ſondern ſei fromm, dulde ſtill und lege dir nur alle Tage einen blanken Ducaten zurück, das macht in 20 Jahren circa 8000 Ducaten und iſt doch beſſer als Nichts!

3.

Mein Sohn! Wenn du nicht gewiß weißt, ob eine Maske ſchön iſt, ſo verzweifle nicht, ſondern ſei fromm, dulde ſtill und ſuche eine Schöne ohne Maske. Vorſicht iſt die Frau Mama der Weisheit!

4.

Mein Sohn! Wenn es dir ſo elendiglich geht, daß du kein Stückchen Holz haſt, um dein Zimmer zu heizen, ſo trachte, dir irgend ein öffentliches Amtsgebäude zu kaufen, da wird ſtets gut geheizt.

5.

Mein Sohn! Wenn dich die rechte Hand juckt, ſo ſei fromm, dulde ſtill und kratze — die Linke!

6.

Mein Sohn! Wenn du auch nicht wirklich mein Sohn biſt, ſo verzweifle nicht, ſei fromm, dulde ſtill und denke, ſo einen Vater kann Einem der liebe Himmel ja leicht noch beſcheren!

7.

Mein Sohn! wenn du im Knopfloch auch nichts haſt, ſo verzweifle nicht, ſei fromm, dulde ſtill und denke an das Sprichwort: Die Knopflöcher kennt man ſchon!

8.

Meine Tochter! Sollteſt du auch Sommerſproſſen haben, ſo verzweifle nicht, ſei fromm, dulde ſtill, der liebe Schöpfer hat die Erde und die Menſchheit ſo eingerichtet, daß ſie ſich durch »Sproſſen« und »Sproſſerln« erhalten! Die Engelein, welche Jacob im Traume auf einer Leiter herab und hinauf ſteigen ſah, ſtiegen auch nur auf »Sproſſen« dieſer Leiter auf und ab.

9.

Meine Tochter! Wenn du beim Sperl keinen Polkatänzer findeſt, ſo verzweifle nicht, ſei fromm, dulde ſtill, die gütige Natur hat viele Geſchöpfe geſchöpft, die auch keine Polkatänzer finden, z. B. die Bachſtelze, die Blaumeiſe, die auch keine Polka tanzen, ihr Schickſal ertragen und auf dem Pfade der Tugend fortwandeln, und doch wieder Bachſtelzen und Blaumeiſen hervorbringen! Denn

was die Natur geſchöpft hat, das muß ſich fortſchöpfen auch ohne Polkatänzer! Sei weiſe, meine Tochter!

10.

Meine Tochter! Wenn du heirathſt, — denn in der Natur heirathet Alles, muß Alles heirathen, hat Alles geheirathet und wird Alles heirathen, damit der kleine Zweck der großen Schöpferei ſich erfülle, — alſo wenn du heirathſt, ſo heirathe keinen dummen Kerl, der nicht wenigſtens »Rath« iſt, damit du werdeſt »Räthin«, denn »Räthinnen« hat der gütige Schöpfer ebenſo geſchöpft wie »Räthe«. »Räthinnen« ſind dem Menſchengeſchlechte von eben ſo großem Nutzen als »Räthe!« Darum heißt es ja »Heurath,« aus dem altdeutſchen »Heuern« und »Rath,« »heuere« einen »Rath,« einen Heu-Rath! Meine Tochter, wenn du einen Rath heuerſt, ſo bleibt dir alle Tage der gottgefällige Troſt: »Beſſerer Rath kommt über Nacht!« Meine Tochter, wenn du einen Rath heirathſt, ſo ſind deine Kinder geborne »Räthel,« denn die Röthel ſind erblich! Und mit dieſem Witz, meine Tochter, begnüge dich und ſei beſcheiden!

11.

Meine Tochter! Sage niemals »A,« ſonſt mußt du auch »B« ſagen, und wenn du »B« geſagt haſt, mußt du auch »C« ſagen, und wenn du »C« geſagt haſt, mußt du auch »D« ſagen, und wenn du »D« geſagt haſt, mußt du auch »E« ſagen; und von A bis E iſt gerade die Station von Tugend zu Laſter! Denn, meine Tochter,

eine »Bekanntſchaft« iſt eine erlaubte Sache, aber eine »Bekenntſchaft« iſt ein ſündiges Ding! Eine »Bekenntſchaft« iſt eine moraliſche Handlung, meine Tochter, Iſak und Rebecca machten eine »Bekanntſchaft« in Gegenwart von ehrſamen Kameelen, aber Putiphar wollte mit Joſef eine »Bekenntſchaft« machen! Und wenn der Mantel den Joſef nicht im Stich gelaſſen hätte, meine Tochter, wer weiß, ob wir einen keuſchen Joſef in der Welt hätten! Ueberhaupt, meine Tochter, habe mehr Bekannte als Bekennte, denn von den Bekennten kommen die Bekenntniſſe her, und Niemand kann kennen, was ein »Bekenntniß« kennen kann! Meine Tochter, kein Menſch ſoll ſagen: »ich kann nicht!« ſondern bloß: »ich kenn' nicht!« Denn der Menſch kann Alles, was er kennt, aber er kennt nicht Alles, was er kann! Alſo ſage kein A!

12.

Meine Tochter! Lerne frühzeitig deine Stube auskehren! Denn kein Menſch kommt mit einem Stubenmädel auf die Welt, nicht einmal ein Hausherr! Aber ihre Stuben auskehren, dazu hat die weiſe Schöpfung die Frauenzimmer geſchöpft, dazu hat die allvorherſehende Natur unter ihnen ſo viele Beſen gepflanzt! Meine Tochter, lerne frühzeitig auskehren, bevor es zu ſpät wird! Denk': das menſchliche Leben iſt kurz und des Miſtes iſt ſo viel! Gedenk': daß dich der ſchwarzgrauſamliche Tod abrufen kann, bevor du deine Stube ausgekehrt haſt! Kehre, meine Tochter, kehre deine Stube!

Kehre aus ſo viel als möglich, und kehre ein ſo wenig als möglich!

13.

Meine Tochter! Wenn du deinen Vater mit einem Enkel überraſchen willſt, ſo zeige es ihm ein Jahr früher an, denn du ſollſt Vater und Mutter ehren! Das plötzliche Ueberraſchen hat ſchon viel Unheil angeſtiftet! Raſche deine Eltern nur langſam über! Raſche deinen Mann nur nach und nach über! Raſche über, raſche über und über aber bereite darauf vor! Lerne von der Diplomatie, ſie raſcht uns alle vierzehn Tage über, aber ſie bereitet uns vierzehn Tage darauf vor! Man iſt dann mit voller Erwartung übergeraſcht!

14.

Mein Sohn! Wenn du Jemand denunciren willſt, ſo rechne dabei nicht auf die Belohnung deines Bewußtſeins! Darauf verlaß dich nicht! Rechne auf eine höhere Belohnung als von dem wühleriſchen Gewiſſen! Die weiſe Natur iſt auch eine Denunciantin, ſie zeigt die Menſchen an; eine grüngelbe Phyſiognomie zeigt den innern Gifthammel an, ein Cylinder zeigt den Gutgeſinnten an und ein Apfel zeigt den Baum an, von dem er gefallen.

15.

Mein Sohn! Wenn du eine Zeitſchrift herausgibſt, ſo verlaß Dich mehr auf Unterſtützung als auf dich, denn die dürrſte Kuh gibt mehr Milch als der fetteſte Ochs!

16.

Mein Sohn! Der März iſt ein elender Monat! da ſäet der Teufel Kraut und Rüben, denn: „Gertraut ſäet Kraut,“ und „Euſtach ſteckt Rüben nach“ und „Benedik macht Zwiebel dick,“ und „Zwiefel und Knoblauch, das pflanzen die Juden auch,“ und der ganze Monat März war ja nur ein Judenſterz! Darum, mein Sohn, unternehme nichts im Monat März, aber beſuche Landsberg, Wurzach, Freiburg, Scherenciſel, Limbach, Neuſtadt a. d. O., Torgau, da iſt überall Viehmarkt.

17.

Mein Sohn! Wenn du ein Fieber haſt, ſo denke an den Himmel, ſei nicht ungeduldig, wenn dich abwechſelnd der Froſt ſchüttelt und die Hitze verzehrt, denn Gott hat es ſo gewollt, der Herr ſprach: „So lange die Erde ſteht, ſoll nicht aufhören Froſt und Hitze!“ Und wenn die Erde ein beſtändiges Fieber hat, was willſt du murren über Froſt und Hitze, du ſündiges Kind der Erde! Sei fromm!

18.

Mein Sohn, wenn dich eine ſpitze Feder ſticht,
So laß es dir zum Troſte ſagen:
Die klugen Leute ſind es nicht,
An denen die „Humoriſten“ nagen!

# Das zerbrochene Herz in Wolfgang.

## Ein Naturdrama in einer Pelzmütze und in fünf Acten.

### Perſonen.

Ich . . . . . Ein Keingeldhabender.
Sie . . . . . Eine Keingeldhabende.
Er . . . . . Ein Geldhabender.

Zuſchauer, die auch kein Geld haben; Volk, das ebenfalls kein Geld hat; Seſſelträger, die dito kein Geld haben; ein Berggeiſt, der gar kein Geld hat.

### Erſter Act.

Wir ſahen uns in Auſſee. Wir liebten uns, wir geſtanden es uns. Wir glaubten es uns kaum, allein wir liebten uns doch. Des Morgens erwachte ich in Iſchl, griff in die Taſche: kein Geld! — Sie erwachte ebenfalls in Iſchl, griff in den Ridicul: kein Geld!

Auf der »Wandelbahn« fand ich ſie wieder, wandelte an ſie an und fragte: »Noch kein Geld?« — Sie neigte ſeufzend das Haupt und liſpelte: »Und du?« — Ich neigte das Haupt und ſagte: »Wie du!« — Darauf trank ſie »Sauerbrunnen« und ich »Bitterwaſſer«, wir drückten uns die leeren Hände und drückten damit Alles aus. Ende des erſten Actes.

## Zweiter Act.

Ich habe noch immer kein Geld; ſie hat immer noch kein Geld! Aber ſie iſt nichts deſtoweniger reizend und ſüß wie ein Sonett von Petrarca! Ich hätte mich über ihre Schönheit, Jugend und Anmuth hinweggeſetzt, wenn ſie Geld gehabt hätte; ſie hätte ſich über meine Unjugend und Non-Schönheit weggeſetzt, wenn ich Geld gehabt hätte! Aber da kam er. Er, er hatte Geld — wenn's wahr iſt! Aber ſie bemerkte ihn gar nicht! Das iſt bemerkenswerth!

Wir trafen uns an der Traun; ſie blickte wehmüthig in den Strom, ich blickte wehmüthig in meine Taſche; ſie hob das ſanfte Auge und ſprach: »Noch nicht?« — Ich ſeufzte: »Trau'n! noch immer nicht!« Und ſie erwiderte: »Alſo kein Verſprechen und kein »Trau'n!« Aber ſie drückte mir die Hand und das war das Ende des zweiten Actes.

## Dritter Act.

Sie fuhr nach Hallſtatt, blickte in den See und dachte, was tiefer iſt: dieſer See, ihr Leid oder meine leere Taſche! — Ich fuhr nach dem Goſau-Gletſcher, nahm einen kalten Braten mit und dachte, was kälter iſt: dieſer Gletſcher, ihr Herz oder der Kalbsbraten. Wir fanden uns Abends wieder auf der Esplanade, unſere Blicke flogen gegenſeitig ſich entgegen, ihr Blick fragte: »Pas encore?« — mein Blick erwiderte: »Noch immer pas encore!« Ihr Bruder, ein bairiſcher Landedelmann, ſagte: »Aber Er hat Geld!« — Dieſer »Er« ſtellte ſich

wie ein Geldſack zwiſchen mich und meine Liebe! Der Gedanke an »Geld« ging mit mir zu Tiſche und mit mir zu Bette; und ich ſchlief ein, wodurch die Handlung unterbrochen und der dritte Act geſchloſſen wird.

## Vierter Act.

Wer mit Hunden ſchlafen geht, ſteht mit Flöhen auf, wer mit unglücklicher Liebe ſchlafen geht, ſteht mit nüchternem Herzen auf, wer mit leeren Taſchen zu Bette geht, ſteht mit vollen Träumen auf.

Ich träume, ich träume einen Traum, der in einem Volksdrama unentbehrlich iſt, einen Traum, ohne den kein Herz brechen, kein Lebender ſterben und kein Stück Effect machen kann; ich träumte einen »Kirchhof« mit »Hu!« und »ſchauerlich!« — mit »Grab!« und »Leichenſteinen!« und proviſoriſche »Nachteulen!« — Ich ſchwebte nämlich in der Luft wie die Angelegenheit von Schleswig-Holſtein, und ſtieg immer höher wie Gold und Silber, und unter mir lag die Erde, ſo tief unter mir wie Neffe Napoleon unter Onkel Napoleon, aber die Erde war nichts als ein Kirchhof! — hu! — Man denke! und man ſchaudere! Es war ſo finſter, daß man glaubte, Rußland zu ſehen, und die ganze Erde war bedeckt mit verſchiedenartiggeſtalteten Leichenſteinen. Ich ließ mich herab, um die Grabſchriften zu leſen, und las Verſchiedenes. Auf einem Leichenſteine, einfach, aber ſinnig, ſtanden die Worte:

»Steh' ſtill, Jud', Chriſt oder Armener,
Hier liegen Silberzehner!«

Auf einem andern Leichenſteine ſtand:

„Ihr Wiener, Berliner oder Danziger,
Hier liegen Silberzwanziger!
Der Menſch iſt ihrer ledig,
Gott ſei den armen Seelen gnädig!“

Auf einem dritten Leichenſteine ſtand:

„Was iſt der Menſch? Ein ſündiger Prahler!
Da unten liegt ſein Beſſeres: die Thaler!
O Menſch, biſt du ein zarter Fühler,
So werde tief im Staube hier ein — Wühler!“

Auf einem vierten Leichenſteine ſtand:

„Was iſt der Menſch? Was ſind ſeine Thaten?!
Im Grabe hier tief liegen ſeine Ducaten!
Bankiers! Rothſchilds! Fleiſchhacker und Bräuer!
Hier liegt Alles, was Euch im Leben heilig und theuer:
Weint, o weint, Ihr werdet ſie nicht wiederſehen,
Für Gold und Silber gibt's kein Auferſtehen!“

Alſo, unter mir lag in Hülle und Fülle Geld! Geld! Geld, das gewohnt iſt, unter Steinen zu leben. Ich brauchte nur ein Grab zu öffnen und glücklich zu lieben! Ihr Bild ſtand vor mir, ich hörte ſie rufen: „Noch nicht?“ Da faßt' es mich, ich ſtürze hinab, g'rad auf die Thalerfamiliengruft, fange an, mit meinen Nägeln die Erde wegzukratzen, ich kratzte, daß der Daniel im „Erbvertrag“ ein ſanfter Kratzer dagegen genannt werden kann; da umſchwirrten mich ſchauerliche Grabgeſtalten, Unholde kreiſten um mich, Cautionen ächzten, Stempelgeſetze glotzten mich an, Staatsanwälte huſchten auf und ab, verkappte Cenſoren gellten mir ins Ohr, Unionen ſchlugen mit den unheimlichen Fittigen, große gemordete

Ankündigungen gingen in ſechzehn Zoll langen Sterbekleidern herum, der Zahn der Zeit klapperte, als wär' ſein letztes Stündchen da; ich ließ mich nicht ſtören in meinem ſtets grabenden Humor, da ſtieß ich auf vergrabene menſchliche Seelen: auf Thaler!!! auf Thaler! auf wirkliche, lebendige eingeſargte Thaler! Da lag die »glückliche Liebe« vor mir, in Säcken, in vollen Säcken! Jeder Sack eine glückliche Liebe! Jeder Sack ein Raſtelbinder für gebrochene Herzen! Ich ſchlug den Sack und meinte mich! Es klang metallvoll wie das »Ja« der glücklichen Liebe! Ich tanzte vor Entzücken, da hörte ich ein dumpfes Läuten, — ganz dramatiſch! — Es war die Glocke, die den Kellner rief! — Die Glocke ſchlug — neun Uhr Morgens — ich erwachte, — merkte, daß die Geiſterſtunde ſeit neun Stunden vorüber iſt, — fort war der Traum, die Säcke, die glückliche Liebe, — ich ſchlug die Vorhänge der Fenſter zurück; einer fiel mir auf die Naſe und beſchloß den — vierten Act.

## Fünfter Act.

Ich lief in meiner unglücklichen Liebe auf den Schafberg! Welche Ausſicht, nur nicht auf Geld und glückliche Liebe! In Wolfgang war Kirchtag; da fanden wir uns Nachmittag. Wir kamen an einem Lebkuchenzelt vorüber, da lagen Herzen in Maſſe, große Herzen, kleine Herzen, dichteriſche Herzen mit Verſen u. ſ. w. Ein Herz beſonders zog mich an mit den ſchönen Verſen:

„Wer dir dieſes Herze gab,
Bleibt dir dein bis in's tiefſte Grab!“

Ich kaufte ihr dieſes Herz und ſprach: „Ein Herz hab' ich dir geſchenkt, eins hab' ich dir gekauft, aber Beide haben kein Geld, „zwei Herzen und ein bitterer Schlag!“ Darauf gingen wir in Grohmann's poetiſchen Garten, bis auf die Anhöhe, und ſtürzten uns — in die Arme! Als wir uns entarmten, fühlte ſie, daß etwas zerſprang, — ihr Herz war gebrochen! das Lebkuchenherz nämlich, welches ſie in das Gürtelband ſteckte, und welches ich im Umarmungseifer zerdrückte! — Da lag es das gebrochene Herz — g'rad in der Mitte auseinandergebrochen, als ob's Raupach gebrochen hätte! Und auch der Vers war mitten auseinander gebrochen:

„Wer dir dieſes —
Bleibt dir dein —“

Dunkel! Orakelvoll! Da ſtanden wir, zwei Menſchen mit drei gebrochenen Herzen! — Es war die letzte Stunde unſeres Beiſammenſeins! — Am andern Tage reiſte ſie mit anderthalb Herzen ab und ließ anderthalb Herzen troſtlos zurück. Sie ging aus den Armen der Liebe g'rade nach Baiern! Welche Cataſtrophe! — Wohin ſie ging — was aus uns ferner werden wird, darüber werfen wir den Vorhang, der das Stück ganz beſchließt.

# Die Gaſtronomie der Juden,

oder:

## Vogls Garküche.

### Eine Jugend-Erinnerung.

„Bei „Vogl" friß oder ſtirb!"

Wir Wiener Journaliſten reden über Alles viel und ſagen über nichts etwas. Die Wiener Journaliſten und die Enten ſagen: »Man kann nicht wiſſen von was man fett wird!« Die Wiener Journaliſten, weil ſie eigentlich von nichts ſprechen, tratſchen ſie über Alles. Wie erhaben groß iſt es, wenn ſie im ſüßen Glückestaumel und in dem göttlichen Selbſtbewußtſein ihres Beſitzes und ihres Reichthums mit vollen Händen hineingreifen in ihre Schätze, und ſie dem armen Leſevolk in Hülle und Fülle auswerfen, — wenn ſie mit verſchwenderiſcher Ausgabe ihren Leſern mittheilen von ihrem Segen, wenn ſie ihnen heute erzählen: »Bielezizky iſt angekommen,« und morgen: »In Döbling blüht der Weizen,« — wenn ſie jetzt mit der höchſten Begeiſterung ausrufen: »Wie ſteht's mit den Droſchken?« und dann der erſtaunten Welt erzählen: »Conſtanze ſpielt Clavier!« Wenn ſie unerſchöpflich ſind in der Nachricht: »Kuppelwiſer wird Regiſſeur in der Joſefſtadt,« und wenn ſich ihre

Gnade erneut bei dem Ausrufe: »Strauß Sohn ſpielt beim Dommayer,« wenn ſie in langen Nachtwachen ihren Nervenſaft verſchwenden, um dem ohrenſtutzenden Publicum tagtäglich mitzutheilen die menſchenbeglückende Kunde: »Hembſch baut auf dem Waſſerglacis« »Mad. Seeburg in Salzburg wurde von Kottaun in Oedenburg gewonnen« — »Herr Vincent ſtudirt den Jago im »Othello« — »Die goldene Birn iſt wieder eröffnet« — »Pomeißl ſchwimmt nach Preßburg u. ſ. w.« — iſt ſich noch zu verwundern, wenn bei ſolchem aus lauter Ueberfluß entſtehenden Muthwillen der »Humoriſt« ſeine ſchönſte Laune anzieht und ſeinen Leſern mit eben ſo viel Humor als Grazie mittheilt: »Fräul. Tonner tritt als Adalgiſa auf« — »eine Ziege iſt gefallen und hat ein Bein gebrochen« — »Theaterdirector Henſel iſt angekommen« und andere Jean-Paul'ſche Humor-Wetterleuchtereien?! So gerade vom Hafer des Reichthums geſtochen kündigte ein Journal dieſer Tage auch das »israelitiſche Gaſthaus des Hrn. Vogl« an. Vogl's israelitiſches Speiſehaus am »Küß' den Pfennig« wird ungemein gelobt und empfohlen, ſo daß man Luſt bekömmt, zu rufen: »Dahin, dahin möcht' ich zieh'n!«

Bei dieſer Gelegenheit erwachte die Jugend-Erinnerung meines Magens; denn der Magen des Menſchen hat mehr Gedächtniß als das Herz! Das Gedächtniß des Herzens heißt: »Dankbarkeit,« das Gedächtniß des Magens heißt: »Gelüſte!« Ich bekam ein Gelüſte nach den »Fleiſchtöpfen Egyptens,« und in meinem Ma-

gen wurden Träume wach von »Schalet« und »Kugel« und die Sehnsucht nach »Ganef« und »Belek« und nach andern Delicateſſen, die mit babyloniſcher Harfenbegleitung und mit dem Dufte des Jeruſalemitiſchen Oleander genannt: Knoblauch, durchzogen, genoſſen, eine Idee geben, durch welche Zaubermittel König Salomon die ſchöne Königin Saba an ſich zog!

Lucullus hat's in der Gaſtronomie weit getrieben, Pompejus war auch kein Hund und bezahlte dem M. Aufidius Lucro, der das Mäſten der Pfauen erfand, 60,000 Seſterzien; Apicius erfand die Kunſt, Schweine mit Feigen zu mäſten, Vitellius war der Erſte, der Nachtigallenzungen zu Paſteten aß, er bezahlte eine einzige ſchwediſche Nachtigall mit 2000 Seſterzien, er hätte alle Tage eine Lind pachten können; allein alle dieſe Koch- und Freßvirtuoſen haben keine Idee von dem Hautgout, von der eigenthümlichen Picanterie der »jüdiſchen Küche!« Protector Cromwell ſpeiſ'te einſt bei dem berühmten »Manaſſe Ben Israel,« und geſtand, daß er nie ſo »deligthfull« gegeſſen habe! »Deligthfull« gegeſſen! Da muß Knoblauch dabei geweſen ſein!

Wenn ich hier einige der beſten »jüdiſchen Leibgerichte« beſchreibe, beſonders jene Gerichte, die am Schabbes jenen Gang der Tafel bilden, die man bei den Römern »mensae secundae« hieß, ſo werden mich freilich bloß die »Stockjuden« verſtehen, und für die iſt dieſer Artikel auch nur geſchrieben, denn ich, ich liebe ſie die »Stockjuden«. Man verſteh' mich aber recht, ich meine:

wenn ich zu wählen haben würde zwiſchen den alten Juden und den modernen Juden, ſo wählte ich die alten Juden, denn das ſind die „Stockjuden,“ die modernen Juden aber ſind die „Staberljuden“.

Ein alter „Stockjude“ iſt ein ehrlicher Kerl, der ſagt ſteif und gerade: „Ich bin ein Jude!“ Man kann ſich im Nothfalle auf einen ſolchen „Stockjuden“ ſtützen; er iſt ein ſteifer, feſter Kerl! Allein die modernen Juden ſind „Staberljuden“, die biegen und ſchmiegen ſich; wenn's ihnen auf dieſer Seite nicht behagt, ſo biegen ſie ſich auf die andere Seite, iſt ihnen da etwas unbequem, biegen ſie ſich wieder auf die andere Seite! Ich liebe Alles, was „Stock,“ das heißt „recht“ iſt. Stockjude, Stockchriſt, Stockturke u. ſ. w., das heißt recht Jude, recht Chriſt, recht Türke; aber was man nicht Stock, ſondern nur „Staberl“ iſt, das iſt man nicht recht, folglich noch ſchlimmer als gar nicht! Alſo zurück zu meinen „Stockjuden“ und zu ihrer Stockküche.

Die neu aufgeklärte Zeit hat ſchon viele Conceſſionen gemacht; ſo findet man ſchon Speiſezettel, welche den Artikel führen:

„Braune Karpfen mit Juden-Sauce,“

oder geradezu: „Judenfiſche.“ Ja, dieſe „Judenfiſche“ wohnen ſogar in einer und derſelben Rubrik, wo „Forellen,“ „Lachs“ u. ſ. w. wohnen, ein großer Fortſchritt! Allein dieſe „Judenfiſche“ ſind nur „Formulare“ der echten Judenfiſche, es ſind falſche, nachgedruckte Judenfiſche.

Die »sauern Judenfiſche« ſind weltberühmt. Ich habe einmal in München ein

»ſauere Judenfiſch-Diner«

gegeben; da war Gutzkow dabei, Spindler, Lewald, Feldmann, Eßlair, Urban, Jerrmann, Oettinger u. ſ. w., ich ſetzte ihnen eine Schüſſel »ſaure Judenfiſch-Köpfe« vor und hielt dabei ungefähr folgenden speach.:

»Meine Herren! Ich habe Sie Alle auf einen »ſauern Judenfiſch-Kopf« zu mir gebeten, Sie haben ſich zu dieſem tête-à-tête eingefunden, und wir wollen uns über Kopf und Hals an die Arbeit machen. Allein vorerſt erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Rede zu halten, wie es bei Fiſchen üblich iſt. Die Juden und die Fiſche haben eine große Sympathie für einander. Die Juden eſſen gerne Fiſche, und die Fiſche eſſen gerne Juden, wie wir von dem berühmten Fiſch wiſſen, der einen ganzen Juden mit Haut und Haar zum déjeuner à la fourchette genoſſen hat. Freilich hat er ihn wieder unbeſchädigt zurück erſtattet. Allein das war deshalb, weil's ein »Hantiger« war! Weil die Juden wiſſen, daß die Fiſche gerne Juden eſſen, fürchten ſie auch das Waſſer ſo ſehr. Die Juden lieben aber die Fiſche deshalb ſo ſehr, weil, als ſie durch's rothe Meer wollten, die Fiſche plötzlich alle anfingen ſo viel Waſſer zu ſchlucken, daß die Juden trocken durchgehen konnten, und als dann Pharao kam, ſtrömten die Fiſche alle das Waſſer wieder ſämmtlich aus und erſäuften die Verfolgenden.

Darum laden die Juden aus Dankbarkeit an jedem Sabbath und Feiertag die Fiſche zu Gaſte. Die Juden ſind aber ſchon ſelbſt ſo oft blos deshalb zu Gaſte geladen werden, um »geſchuppt« zu werden, daß ſie's mit ihren Gäſten, den Fiſchen, auch ſo machen, ſie ſchuppen, ihnen die Gingeweide herausnehmen und dann zum Freſſen lieb haben! Sehen Sie, meine Herren, das ſind ausgezeichnete gute »Judenfiſch-Köpfe!« Denn was iſt das Kennzeichen eines »guten Kopfes?« Sich das Leben ſüß machen, ſelbſt in einer »ſauern Sauce!« Da muß man die ſaure Sauce ſüß machen durch Roſinen, Corinthen, ſüße Mandeln, Nüſſe, etwas Sellerie und Lebzelten; das heißt man: die »ſaure Sauce beſtechen, daß ſie nicht gar zu bitter iſt!« Und dadurch befinden ſich die »Judenfiſch-Köpfe« recht ſchmackhaft und einladend!

Hier alſo, meine Herren, greifen Sie zu, Kopf für Kopf; die eingemachten Köpfe ſehen die ausgemachten Köpfe an und Beide ſagen ſich gegenſeitig: »Wenn ſolche Köpfe feiern, welch' ein Verluſt für mein Jahrhundert!«

Wohlan, hier ſind Fiſch und Juden-Sauce, hier ſind Juden mit Fiſch-Sauce; wer zaget noch? Ah! »you are a Fisshmonger?« ſagt Hamlet! Am Ende iſt ja jeder Menſch ein »Fisshmonger,« ein Fiſchhändler, er angelt das ganze Jahr und wirft Netze aus, und hat am Ende nichts feil als faule Fiſche. Alſo laßt uns fiſchen, laßt uns ſaure Fiſche fiſchen, und laßt uns dabei daran

denken: Wer Unglück haben ſoll, der ſchluckt in einer Gansleber eine Gräte und erſtickt, wer aber Glück hat, dem ſchadet ſelbſt ein guter Judenkopf nichts. Alſo auf, an die Kopfarbeit!!«

Ad vocem »Fiſche« mag hier bemerkt werden, daß die Sage von dem Ringe und dem Fiſche (»der Ring des Polykrates«) ſchon im Talmud erwähnt wird, und zwar im »Midrasch Tanchumin« unter dem Namen »Doge demalche«. Es iſt derſelbe Fall mit dem Stoffe zur »Bürgſchaft«, die ſich in der Handſchrift von Midraſch von »Koheleth« fand, die der Rabbi Menachem Conſaro beſaß. Auch die alte Grundſage der »Weiber von Weinsberg« wird von »Midrasch Schir haschirim Raba's« erzählt. Ja, noch mehr, die Prozeßgeſchichte des geliehenen Geldes, das ſich in einem Sacke befand, in »Don Quixote« (ſiebenter Theil) ſteht im Talmud, in »Nedorim«, wo dieſe Geſchichte unter dem Titel »Kanna debe Rabbe« zu finden iſt.

Die ſauern Judenfiſche ſind aber nur die Prolegomena einer jüdiſchen Tafel. Wir laſſen hier die aphoriſtiſche Beſchreibung einiger jüdiſcher Nationalſpeiſen folgen. Nationalſpeiſen! Jedoch um ſie zu begreifen, muß man ein Gelehrter ſein, um ſie zu beſchreiben, ein Genie, um ſie mit Weihe zu genießen, ein Jude, aber um ſie zu würdigen — ein Meſchumet!

Wo fangen wir an? Welche der Blumen, die meinem Gedächtniſſe entblühen, pflücke ich zuerſt für das

„Paradeisgärtlein“ der Beſchreibung? Du holdes Veilchen im Thale Jeſchurun, du komm zuerſt, du im Geheimen duftendes, du

„Scholet-Ei“.

Was iſt ein „Scholet-Ei“? Es iſt das Ei des Columbus; wenn man's weiß, iſt's nichts, aber bis es der menſchliche Geiſt wie einen Blitzſtrahl gebahr!!

Ein „Scholet-Ei“ iſt die Ouverture des „Schabbas-Eſſens“, man nimmt einen Topf, einen Topf tout simple, in dieſen Topf thut man Aſche, Aſche tout simple, in dieſe Aſche ſteckt man nach Belieben eine Anzahl Eier. Dann gibt man auf den Topf einen Deckel und verſchließt dieſen Deckel hermetiſch, in Ermanglung des Hermetiſch nimmt man weichen Teig und verklebt die Lichtgänge zwiſchen Deckel und Topf, ſo daß die Eier eben ſo wenig Luft und Licht haben wie — wie — ein, z. B., nun es fällt mir gerade kein „zum Beiſpiel“ ein, — beiſpiellos! — Wenn nun dieſe Eier in jener Aſche im beſagten Topfe ſich ſo wohl befinden, wie man in ähnlichen Umſtänden ſein kann, wird der Topf mit der Aſche Freitag Abends in den Backofen geſetzt und bleibt bis Samſtag Mittag; Samſtag Mittag, wenn der allgemeine Schabbasofen, in welchem alle Gerichte ſchon Freitag feſtgeſetzt werden, geöffnet wird, nimmt man den Topf aus dem Ofen, die Aſche aus dem Topf, und das Ei aus der Aſche, und das iſt dann ein

„Scholet-Ei!“

Dieſes „Scholet-Ei“ iſt nicht nur klüger, ſondern

auch beſſer als die Henne! Es iſt ein Phönix aus der Aſche! Die äußere Hülle ſinnigbraun; wenn man die irdiſche Schale ablöſ't, ſo gebt die Seele, das „Scholet-Ei", hervor, wie ein Bräutigam aus dem Brautgezelte „brillant et radieux!" Dieſes innere Ei iſt dann ein geläutertes, ein den ſchwereren Stoffen entledigtes Ei; es iſt gedankenbräunlich und weisheitsrunzlig; es iſt in ſich concentrirt, es hat für ſich eine lange und gute Erfahrung, es iſt ihm nur die Eſſenz ſeines Daſeins geblieben; es iſt das Ei des Eies, es iſt der Gedanke des Eies in ſeinem Huhnwerden erwiſcht, in flagranti gebraten und gegeſſen. Gewöhnlich wird das Ei ganz klein, wenigſtens um die Hälfte kleiner, als es ſonſt geſotten iſt. Das Phlegma iſt beim Teufel, und das reine Ei, ſchlichte Ei, das nur ſein Ich beſitzt, iſt geblieben. Dieſes „Scholet-Ei" ſchmeckt gerade ſo wie ein Triller von Mlle. Lind, oder noch beſſer, wie eine Pirouette der Elßler; wer dieſen Triller und Pirouette gegeſſen hat, der weiß nun genau, was ein „Scholet-Ei" für einen Geſchmack hat.

Wie gleich nach dem Ei die Henne kommt, ſo kömmt gleich nach dem „Scholet-Ei" das eigentliche

„Scholet".

Heine und Börne ſchreiben „Schalet", ich weiß nicht, worauf ſie ihre Schreibart ſtützen, — ich ſchreibe „Scholet!" Vielleicht haben Heine und Börne „Ah!" ausgerufen, wenn ſie's gegeſſen haben, und ſchreiben deshalb „Schalet", ich rufe: „O!" aus, wenn ich es eſſe, und ſchreibe „Scholet".

Scholet iſt die Verbindung des Claſſiſchen mit dem Romantiſchen, man nimmt nämlich claſſiſche Graupen und romantiſche Erbſen, miſcht ſie untereinander, wie Tieck und Franz Horn Shakeſpeare und ſich miſchen; dann gibt man dem Ganzen einen realen Durchmeſſer aus „Darreflaſch“ (geſelchtes Rindfleiſch), gibt es Freitag ebenfalls in den „allgemeinen Ofen“, natürlich mit Fett und etwas Odeur de Knoblauch darunter, und läßt bis Samſtag Mittag die Romantik und die Claſſik amalgamiren, von dem realen „Darreflaſch“ die Grundſätze einſaugen und ſo zu einem eigenen Syſteme werden, und dieſes Syſtem heißt „Scholet“. Um es mit Erfolg zu genießen, muß man ſich befreit haben von allen Vorurtheilen, man muß den Magen emancipirt haben; die Zunge darf keinen Judenhaß beſitzen und der Gaumen muß auf der „Zinne der Zeit“ und „auf der Warte der Cultur“ ſtehen. Der Deutſche hat ſeinen Pumpernickl, der Engländer ſeinen Pudding, der Italiener ſeine Maccaroni, der Jude hat ſein „Scholet“! Es iſt wie das Schickſal des Juden, nicht gekocht und nicht gebraten, hat im Kochbuch nicht Bürgerrecht und iſt mit andern Speiſen nicht zünftig, vom Schickſale wie die „Graupen“ gerollt, wie die Erbſen von jedem Wurme angenagt, wie „Darreflaſch“ im Rauchfange des Zeitgeiſtes in die Luft gehängt, und im Ganzen doch nicht übel, doch fett und ausgiebig und rührend! Schiller hat vielleicht „Scholet“ gegeſſen, als er ſchrieb:

„Der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor!“

Nach dem „Scholet“ kommt an Rang, Gehalt, Stand und Reichthum sogleich

„die Kugel“.

Das ist eine Mehlspeise, die, weil die Sphäroide die vollkommenste Gestalt ist, die runde Gestalt, die Kugelgestalt angenommen. Man hat früher den Schlachtenmuth der Jacobskinder in Zweifel gezogen und gesagt, sie fürchteten die Kugeln; desbalb üben sie sich jeden Sabbath darin, der Kugel mit Ruhe und Muth entgegen zu sehen. Die Ingredienz einer solchen Kugel ist „Mehl und Schmalz“ und ein „drittes“, ein unnennbares Etwas, welches wahrscheinlich im „allgemeinen Ofen“ erzeugt wird und in die „Kugel“ eindringt, ein Natrum, ein Alcohol, ein phosphorsaures Salz oder dergleichen; ja, es wird wohl „phosphorsaures Salz“ sein, denn phosphorsaures Salz ist ökonomisch, das ist das Einzige, was die Menschen in den Knochen noch mit in's Grab nehmen! Auf der „Kugel“ muß aber ein Stück beinloses, fettes Fleisch liegen, zum Beweise, daß kein phosphorsaurer Kalk entwickelt wird, denn wenn es gar keinen phosphorsauren Kalk gäbe, so hätten die Ochsen bloß Fleisch und gar keine Knochen, das wäre etwas für die Fleischhauer.

Man sieht, daß ich die „Kugel“ vom naturhistorischen Gesichtspuncte aus betrachte, daher ein „Naturforscher“ bin, wenn ich auch nicht in „Oedenburg“ war; in Oedenburg, wo bei der letzten Naturforscherversammlung ein verehrliches Mitglied die Schriftsteller Boz und

Saphir citirte, die ſich über den Appetit der Naturforſcher luſtig gemacht haben ſollen. Der verehrte Redner war aber ſelbſt humoriſtiſch und nahm's von der humoriſtiſchen Seite, und ſo war's auch gemeint, wenigſtens kann ich das von Boz verſichern, für den Saphir kann ich nicht gutſtehen! Alſo, die nächſte Naturforſcherunterſuchung wäre für die „Kugel", wenn ihnen anders das Ding nicht zu rund iſt!

Ein Baſtard von „Scholet" und „Kugel" iſt

„der Ganef!"

Ein Ganef!! Das iſt die veredelte „Kugel" mit dem Aroma des Scholets vereinigt! Die „Kugel" als Epos!

Die Wortbedeutung von „Ganef" iſt: „ein Dieb!" Dieſe Speiſe heißt „Ganef", weil ſie in Geſtalt einer rohen Teigmaſſe in die Mitte von Reis, Bohnen, Gansbruſt, Gansleber und andern Delicateſſen gelegt, mit ihnen vierundzwanzig Stunden bei verſchloſſenem Topfe eingeſperrt wird und dieſe Zeit dazu anwendet, all' das Fett, all' die Wohlgerüche, all' den Geſchmack der andern Dinge zu ſtehlen, ſich eigen zu machen, und dann als umgewandelter Menſch, mit all' den fremden Eigenſchaften begabt, als ein „Herz-Ganef" aus dem Topfe in das Leben zu treten. Um einen „Ganef" eſſen und verdauen zu können, dazu gehört der Magen eines Juden, der in der Jugend ein Ruſſe war, dann in der Türkei mit Roſenöl handelte, und der dann ſechs Wochen

lang in Berlin eingeladen war, dieſer kann am ſiebenten Tage einen „Ganeſ“ eſſen!

Gleich nach dem „Ganeſ“ kömmt das griechiſche Epigramm der jüdiſchen Küche, ein

„gefüllt Hälſel“.

Es iſt dies der Hals einer Gans, das heißt, die Halshaut derſelben mit Gries und Mehl und verſchiedenen andern Deliciöſen gefüllt, an beiden Seiten zugenäht und dann im eigenen Fett erſtickt. Als Lord Byron ſeine „Hebrew melodies“ ſchrieb, aß er vierzehn Tage lang nichts als „gefülltes Hälſel“, denn dabei hört man die Cypreſſen Babylons flüſtern, dabei rauſchen die klagenden Fluthen des Jordan, die Trauerharfen Ziens ertönen von der Klage der Verbannten, deren Hals vom Joch nicht gelüftet iſt, und deren gries-„gefülltes Hälſel“ vom abſchlachtenden Meſſer noch wund iſt.

Dann als dritter Gang der Nationaltafel kommen die zuſammengeſetzten Speiſen, der „Dicht mit Reis“, das „beſteckte Belek“, „Gänſekreeß mit Penetzlich“ u. ſ. w., das ſind die Entreactes, die Inexpreſſibles, die Unüberſetzlichen, die Unerklärlichen, ihr Reiz liegt in ihrem Geheimniſſe, ihr Geheimniß liegt in einem Zauber, ihr Zauber liegt in einem „je ne sais quoi“, ihr „je ne sais quoi“ aber beſteht in einem „je sais très bien quoi,“ dieſes „quoi“ heißt auf engliſch „garlick“, auf italieniſch „aglio“, auf franzöſiſch „ail“, auf deutſch aber — e, auf deutſch! „Darf ich's der keuſchen Sonne

nennen, und mich vernichtet nicht die Scham?“ Auf deutſch heißt es „Knoblauch“!

Wie? Sagte ich: Knoblauch? O nein, „it is not the nightingale!“ Es iſt nicht „Knoblauch“, es iſt „Läuchel“, „Ramthonwurzel“, „Saftkraut“, „Salſekraut“, „Hermſel“ u. ſ. w., Alles, nur nicht „Knoblauch“!

O verleumdetes Geſchlecht der Lauche, wie wirſt du verkannt! Jede Kunſt hat ihre ſinnliche Seite, auch die jüdiſche Kochkunſt, und dieſe ihre ſinnliche Seite heißt: „auch“ immer „auch“, d. h. Aſchl-auch — Knobl-auch — Schnittl-auch — und iſt es mehr als Vorurtheil!? Der Laurus nobilis hat Schuſterlederblätter und man krönt die Poeten damit, „Knoblauch“ aber hat Duft und Geſchmack und eine offene Blumenkrone, und David ſpeiſ'te ihn, ehe er die Harfe ſchlug, und Deborah ſpeiſ'te ihn, ehe ſie die begeiſterten Lieder ſang, und Homer reiſ'te nie ohne denſelben, und wir, und wir, o wir Blaſirten, wir ſtinken von Patſchouly und Moſchus, und den reinen Natur-Odeur verachten wir! Allein:

„Der Eine betracht's,
Der Zweite verlacht's,
Der Dritte veracht's,
Der Vierte der rach't's,
Was macht's?!“

Der große Sänger, der viel Zwiebel und Knoblauch aß, ſagte doch: „Alles iſt eitel!“

Wenn Herr Vogl, der Gott, der die hungrigen Juden ſpeiſ't, der „restaurant du peuple élu“, dieſe

meine gaſtronomiſche Abhandlung lieſ't, wird er hoffentlich gerührt ſein, er wird einmal bei Gelegenheit eine feurige »Kugel« in das Bureau des »Humoriſten« ſchleudern, und wird ſeinen »Fiſchen« ſagen: »Gebt hin zu ihm und ſprecht für mich!«

Der Leſer wird dann einſehen, daß ein »Genie« ein Weſen iſt, das ſich aus einem Vogl »Mehlſpeiſ'« und »Fiſch« herausſchreiben kann! Sela!

# Badner Kipfel.

Baden iſt zwar nicht von der „Cholera“, aber doch von den „Naturforſchern“ verſchont geblieben. Die Naturforſcher hätten nach Wien und von da nach Baden kommen ſollen. Ein Zweck- und Feſteſſen iſt von der Naturforſcherei unzertrennlich! Die gaſtliche Stadt Baden hätte den Connablern der Natur ſo gerne ein Feſteſſen gegeben! Denn die Natur eines Ortes liegt in ſeiner Küche, in ſeinen Köchen und Köchinnen!

In der „Wurzelſuppe“ liegt die Botanik, im Fleiſch und Braten die Thierkunde, im Wein und Bier die Mineralogie und Chemie u. ſ. w. An den Küchen eines Ortes kann man erkennen, ob die Bevölkerung eine Engelsnatur oder eine Roßnatur hat!

Die Naturforſcher eſſen überall ein Stück Natur, ſie verſchlingen die Natur in verſchiedenen Formen, in Tiſanen als Suppe, Brühe, Wein u. ſ. w., als Pillen in Knödeln, Nocken, Schöberl, als Latwerge in Saucen, Compoten, Eingemachten u. ſ. w.

Baden wollte 600 — 700 Naturforſcher bewirthen! 700 Naturforſcher eſſen ſo viel wie 1400 Naturdichter, und trinken ſo viel wie 2000 Naturmuſikanten! Aber

Baden war verlegen wo? In welchem Local haben 700 Menſchen mit Natur und Kindern Platz?

Ich habe ihnen die beiden Badner Omnibus vorgeſchlagen, da ſind vier Abtheilungen für vier Reiche, für Pflanzenreich, Steinreich, Thierreich und Himmelreich, welches letztere Reich zu erforſchen es noch gar wenig Naturforſcher gibt.

Und die ſchönen Ausflüge, welche dieſe geheime Polizei der Natur hätte machen können! Die Badner Mariandels ſind noch nicht von der Naturforſcherei erkannt!

Inmitten dieſer Verlegenheit rettet die Cholera aus allen Nöthen!

Die Naturforſcher hören, in Wien iſt die Cholera, und ſie beſchließen zum Heil der Wiſſenſchaft und zum Beſten der Erforſchung der Natur, da wo etwas zu erforſchen wäre, der Cholera auszuweichen! Der Klügere gibt nach! Aber ſie kommen nicht etwa deshalb nicht, weil ſie ſich fürchten, for shame! Ein Naturforſcher und fürchten! Zu was wäre denn die Naturforſcherei erfunden als zum Beſten der Menſchheit, die Natur zu ergründen da, wo ſie nochin Räthſel gehüllt iſt! Die Natur der »jungen Gänſel« liegt offen vor uns, die Natur der »Waldſchnepfen mit Dingsda« iſt kein Geheimniß mehr, aber die Cholera, das wäre ein Eſſen für 700 Naturforſcher! Da wär' einmal Gelegenheit etwas zu forſchen, für die Wiſſenſchaft eine reelle Unterſuchung anzuordnen!

Alſo kein Naturforſcher hat ſich etwa gefürchtet!

Gott bewahr'! Jeder hat ſich blos gefürchtet, daß der Andere ſich fürchten wird! Jeder war ſo überzeugt, daß der Andere nicht kommen wird, daß ſie Alle nicht gekommen ſind, das iſt der esprit de corps der Naturforſcher!

Und es wäre doch ſo leicht geweſen, die Urſache der Cholera in Wien zu erforſchen! Z. B. im Burgtheater kommt das Publicum aus 173 Grad Siedhitze aus fünf hintereinander graſſirenden Trauerſpielen plötzlich in die Atmoſphäre vom „Gänschen von Buchenau", dieſer Temperaturwechſel iſt reiner Choleraſamen!

Alſo in Baden weder Naturforſcher noch Cholera! Zwar ſtirbt wohl hie und da Einer oder Eine, aber wenn man die Badner fragt: „Aber heute ſind ja doch Zwei an der Cholera geſtorben!" ſo antworten ſie beruhigend: „O, das waren nur Wiener!"

Wir Bade- und Curgäſte würden zwar an die Cholera gar nicht denken, allein man ſetzt uns den ſchwarzen Choleraſloh mit beſtändigem Glockengeläute in die Ohren!

Für Badegäſte iſt es immer gut, wenn ſie zu jeder Stunde an den Tod erinnert werden! Die Badegäſte würden ſicher gerne ſo viel zuſammenſchießen als nöthig iſt, um dies Glockengeläute ſchweigen zu machen, allein es iſt zu unſerem Seelenheil, daß man uns die Todtenglocke den ganzen Tag um die Ohren ſchlägt! Beſonders iſt es eine beſondere Aufmerkſamkeit um Mittags- und Parkſtunde! Da wo die ſündige Menſchheit ſich erholen will,

da iſt der rechte Augenblick, um ihr zuzuläuten: „Jetzt iſt wieder Einer an der Cholera geſtorben!“

Die Glocken ſind die einzigen Möbel in Baden, die in vollkommen brauchbarem Zuſtande ſind, und dafür läutet man raſtlos d'rauf los! Dieſe menſchenfreundlichen, ſanitätsfreundlichen Glocken denken ſich: „Wenn nicht einmal ein Todter in Baden wär', wär' gar kein Leben in Baden!“

Die Arena darf nicht durch Böllerſchüſſe angekündigt werden, aus Rückſicht für die kranken Badegäſte, das iſt eben ſo wünſchenswerth als zweckmäßig; aber ſtets an die große Glocke hängen: „Jetzt iſt wieder Einer an der Cholera geſtorben!“ dadurch die Geſunden verzagt machen und verjagen, und die Kranken noch kränker und nervöſer machen, das iſt was Anderes! Das wird nur anders, wenn alle Stricke reißen!

Jetzt geben wir aber von etwas Traurigem zu etwas Luſtigem über. Herr Carl Treumann hat zum Beſten einer wohlthätigen Anſtalt hier im Stück „Ein Fuchs“ geſpielt und hat dem Publicum einen köſtlichen Abend bereitet. Er wurde für ſeine köſtliche Darſtellung voll Leben, Heiterkeit und Mark ſtürmiſch applaudirt und oft gerufen. Es war eine ſeiner brillanteſten Leiſtungen.

Geſtern war wieder eine Vorſtellung zum Beſten des hieſigen Armeninſtituts, in welchem einige k. k. Hofſchauſpieler mitwirkten. Zuerſt „die Königin von ſechzehn Jahren“. Da die in dieſem Stücke beſchäftigten Gäſte für die Wohlthätigkeit ſpielten, ſo wollen wir ſie nicht

nennen. Wenn wir unſere volle und ernſte Meinung aus-ſprechen, wenn die Mitglieder der hieſigen Bühne dieſe Rollen gegeben hätten, ſo würde die Darſtellung keine ſolche ſchauderhaft lederne, geiſtloſe und ordinäre geweſen ſein. In der darauffolgenden amuſanten Dummheit: „Eine Partie Piquet“ war Herr Löwe vom k. k. Hof-theater als Rocheſerries meiſterhaft. Schon die Maske war characteriſtiſch und vortrefflich, und im Spiele ent-wickelte dieſer Meiſter der Höhen und Tiefen der Kunſt eine Wahrheit in Wort, Spiel, Geberde und in den klein-ſten Nuancen, eine Characterzeichnung, die bis in die leiſeſten Schattenſtriche vollendet war. Daß er ſtürmiſch gerufen wurde und unter lautem Beifall und Rufen ſeine Darſtellung endete, braucht nicht geſagt zu werden. Auch Herr Lußberger als Mercier war ausgezeichnet und wurde für ſein draſtiſch wirkſames Spiel mit wohlverdientem Beifalle belohnt. Dlle. Alex. Galliano als Roſa gab ihr kleines Rollchen ganz angenehm und mit glücklichem Erfolge.

Ueberhaupt können die Badner heuer mit ihrem Theaterdirecter Herrn Kettann höchſt zufrieden ſein. Baden hat ſeit lange keine ſolchen anſtändigen Vorſtel-lungen geſehen, ſowohl im Einzelnen als was die Aus-ſtattung und die ganze mise en scène betrifft. Wir wer-den auf Einzelnes noch zurückkommen.

Sonſt iſt man „recht ruhig in Madrid“. Keine Reunions! Himmel und Hölle! kein Reunions! Und der Park iſt auch bedeutend verödet! Seit dem man genöthigt

war die Bäume tüchtig auszuſchneiden, ſcheint den Damen die Beleuchtung etwas gar zu hell —! Nur hie und da wagt es einmal eine Schöne oder Unſchöne wie der Tempelherr unter den gefährlichen Dattelbäumen auf- und niederzuwandeln, und hie und da kreiſ't ein unternehmender Trabant um dieſe ſpärlichen Planeten, die ſich mit ihrem ſchwachen Lichte allda bewegen.

Sonſt herrſcht Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Die Badeliſte iſt bewohnt, aber wo die Leute ſind, das iſt es, was die Naturforſcher hätten erforſchen ſollen! Nicht einmal bei den Milchmariandeln in Reunion! Die „Jammerpepi" iſt noch immer das Rendez-vous der gerne guten Kaffee Trinker. Bei der Jammerpepi iſt das Gretna Green, wo ſich der gute Kaffee mit der ſchönen Sahne vermält. Das zärtliche Verhältniß dieſes Kaffeeplätzchens mit dem alten „Humoriſten" dauert übrigens in ungeſtörter Blüte fort. Es iſt rührend! — Eine neue Milch- oder Berg-Mariandel ſoll entſtanden ſein! Die Cultur macht Fortſchritte! In Baden ſelbſt iſt die Quelle der Weisheit und die Ciſterne des Wohlbehagens, d. h. der Ort, wo der Kaffee ausgezeichnet iſt, ſo recht jeder Tropfen ein Kaffee, in Gehringer's Kaffeehaus auf dem Platz, wo aber auch alle ſonſtigen Getränke und Erfriſchungen vortrefflich ſind! Da iſt es, wo der Humor ſeinen Wundertrank ſchöpft und nach wie vor Whiſt patzt!

# Inhalt.


Seite

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

I. Meine Genesung . . . . . 1

II. Reitende Ankündigung einer todtgebornen Tausendsapperments-Zeitung . . . . . 8

Conversations-Lexicon der Ohnmacht . . . . . 13

Dumme Briefe . . . . . 21

Die innern Menschen . . . . . 27

Dummer Brief an die „wilde Rose“ . . . . . 38

Sprüche der Weisheit für Leib und Seele besonders für ärmere Classen . . . . . 47

Das zerbrochene Herz in Wolfgang . . . . . 53

Die Gastronomie der Juden . . . . . 59

Badner Kipfel . . . . . 74

# Blaue Blätter

für

## Humor, Laune, Witz und Satyre.

Von

M. G. Saphir

aus seinen Schriften gepflückt.

Sechste Lieferung.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

## Der Leichenmaler.

Vergebens warb mit Blick und Schwur und Thränen
Um Hertha's Lieb' und Herz Graf Adelſtan;
Die ſchönſte war ſie unter allen Schönen,
Mit Liebreiz und mit Zauber angethan;
Sein Herzblut quoll aus tauſend Liebeswunden,
Seitdem ihr Bild in ſeinem Herzen lebt,
Doch hat er nicht das Zauberwort gefunden
Das ſtill den Schatz aus andern Herzen hebt.
Sie fühlte dunkel, daß die lohe Flamme,
Die aus dem Aug' ihm wildverlangend ſchlug,
Nicht aus dem Himmel wahrer Liebe ſtamme,
Daß ſie die Glut der Erde in ſich trug. —
Dem Weihrauchkörnchen gleicht das Herz der Frauen,
Das in die Glut der keuſchen Liebe fällt,
Ihr Lieben ſteigt wie Duft hinauf zum Blauen,
Ihr Schmerz wie Wölkchen zu dem Himmelszelt.
Drum ahnen ſie, wenn ungeweihte Kerzen
Dem Körnchen Weihrauch nah'n mit Erdenglut,
Wenn ird'ſche Funken aus verkohlten Herzen
Auf's Körnchen Weihrauch fallen wildgemuth!
Mit ird'ſchen Kerzen iſt es nicht zu finden

Das Körnchen mit den Frauenherzen klar,
Denn nur des reinen Himmels Strahlen zünden
Die heil'gen Flammen an auf dem Altar! —

Drum war des Grafen wilde Glut vergebens,
Sie wies sein glühend Werben von sich weit,
Indeß er, nimmer müde seines Strebens,
Ihr weihte seines Daseins volle Zeit.
Ihr Bild nur strebt er gierig zu besitzen,
Es bleibt vergebens all' sein Thun und Müh'n,
Nicht Bitten und nicht heiße Thränen nützen,
Sie weiß sich seinem Drängen zu entzieh'n.
Doch einen Maler weiß er zu gewinnen,
Der ihm das Bild verspricht um hohen Preis;
Der Maler sinnt und sinnt, was zu beginnen,
Er kann nicht nahen ihrem engen Kreis.
Da fällt's ihm ein, daß sie an jedem Morgen
In's Gotteshaus zur stillen Andacht geht;
Dort will er lauschen täglich still verborgen,
Wenn sie am Altar kniet im Gebet.
Sie kömmt und kömmt an jedem Morgen wieder,
Verschleiert dicht, das Betbuch in der Hand,
Sie kniet in Andacht am Altare nieder,
Das Haupt entschleiert dann emporgewandt.
Sie betet still, die holden Lippen regen
Sich lieblicher beim innigen Gebet,
Das Roth der Wangen ist vom Farbenregen
Der Kirchenfenster ros'ger noch erhöht. — —

O Schönheit, Schönheit, reiner Seelenſpiegel,
Empfehlungsbrief, den uns der Himmel ſchickt,
O Schönheit, eigenhändig Gottesſiegel
Dem Frauenantlitz roſig aufgedrückt,
O Schönheit, du des Himmels Morgengabe,
Wenn mit dem Leib die Seele ſich vermält,
O! Schönheit, Brautkorb, die der Flügelknabe
Zum Köcher ſeiner Pfeile ſich erwählt,
O Schönheit, wem du blühſt zum Eigenthume
In einem holden Frauenangeſicht:
Deß Leben ſelbſt wird eine Sonnenblume,
Deß Daſein wird zum klingenden Gedicht.
Die dunkelſte der Stunden wird erheitert,
Und ſeiner Leiden bitterſte verſüßt,
Die giftigſte der Thränen mild geläutert
Von ſeinen Augen auf die Blume fließt;
Doch wer da ſieht in ſtiller Kirchenſtunde
Ein Frauenbild von Andacht hold verklärt,
Wenn des Gebetes Engel ihr vom Munde
Das Wort zum Himmel trägt, der es erhört,
Wer ſo die Schönheit ſieht, die Händ' gefaltet,
Das Knie gebeugt am heiligen Altar,
Zur Muttergottes, die im Himmel waltet,
Das Aug' erhoben, thränenvoll und klar,
Nur wer die Schönheit ſieht ſo fromm geröthet,
Der ſieht, wie Erd' und Himmel ſich geſellt,
Denn jeder Blick in's Frauenaug', das betet,
Iſt ſchon ein Blick von hier in jene Welt! —

Der Maler frevelvoll und heimlich lauert,
Bis Herta's Schönheit am Altare kniet,
Und in des Pfeilers Dämmerung gekauert,
Stiehlt er ihr Antlitz, das zur Jungfrau sieht,
Und um den schnöden Frevel noch zu krönen,
Vollführt an Schönheit, Kirche und Gebet,
Malt als Madonna er das Bild der Schönen,
Und mit dem Bilde zu dem Grafen geht. —

Das schöne Bildniß seinen Ruhm vermehrte,
Er ward gesucht in höchsten Kreisen bald,
Er war der Vielgesuchte, Lautbegehrte,
Von ihm gemalt zu sein wünscht Jung und Alt.
So ruft man eines Abends ihn geschwinde
In ein gar vornehm' Haus voll Glanz und Pracht,
Ein Bildniß will die Mutter jetzt vom Kinde,
Der Tochter, die gestorben in der Nacht.
Er tritt allein und leis' ins Leichenzimmer,
Wo schon der Sarcophag ist aufgebaut,
Er sieht den Sarg, erhellt vom Kerzenschimmer,
Das Kreuzeszeichen ihm entgegenschaut,
Und näher tritt er zu der schwarzen Bahre
Und schlägt das Leichentuch ganz sacht zurück,
Und sieht das helle Angesicht, das klare,
Das er im Dom gemalt mit frechem Blick.
Doch faßt er sich und weiß sich bald zu fügen
Dem Werk, das er vollenden soll zur Stund',
Und wie den Blick er richtet nach den Zügen,

Wie er die Linie ſucht um Aug' und Mund,
Da fängt die Leiche an ſich ſtill zu regen,
Die Züge werden wach im Angeſicht,
Der Mund beginnt ſich leiſe zu bewegen,
Das Auge öffnet ſich mit fahlem Licht!
Der Maler zuckt, er fühlt ſein Herz erbeben,
Es rieſelt ihm durch Mark und Bein wie Tod,
Er ſieht entſetzt die Leiche ſich erheben,
Die mit dem ſtarren, weißen Finger droht:

„Zurück, du Frevler, fort und weich' von hinnen,
Der du ſchon einmal mir das Antlitz ſtahlſt:
Madonnenfrevler! wiſſ', daß dein Beginnen
Mit ewiger Beſtrafung du bezahlſt!
Hinweg und mit dir nimm' den Fluch der Leiche,
Weil du durch ſie das Gnadenbild entweiht!
Verflucht ſei deine Hand, die farbebleiche,
Die deine Hand ſich hält zum Bild bereit,
Verflucht ſei Pinſel dir, verflucht Pallette,
Verflucht die Leinwand, die zum Bild beſtimmt,
Die Farbe, die dein Finger von dem Brette
Zu dem Geſchäft des Bildermalens nimmt!
Verflucht dein Blick, den du zum Werk verſendeſt,
Verzerrt ſchau' alles er im Grabeslicht,
Und iſt das Bildniß ſchon vollendet,
Trag' es den Zug des Tod's im Angeſicht!“

D'rauf ſinkt die Leiche auf die Bahre nieder,
Die Todtenkerzen löſchen plötzlich aus,

Dem Maler ſchüttelt Fieberfroſt die Glieder,
Er ſtürzt verſtört und bleich zur Thür' hinaus.
Der Fluch der Leiche, über ihn geſprochen,
Weckt ſein Gewiſſen auf, er blickt verzagt,
Es gehen Tage hin und ſchwinden Wochen,
Bis er ein Bild zu malen ſchaudernd wagt;
So malt er voll Beſorgniß und voll Beben,
Die Kunſt wie eh' aus ſeinen Fingern quillt,
Die Bilder formen ſich, gewinnen Leben,
Noch einen Zug und fertig iſt das Bild!
Noch einen einz'gen Zug, es iſt der letzte!
Der letzte wohl, der Lebensſchein ihm gab:
Mit dieſem Zug der Tod ſich gleichſam ſetzte
Auf jedes Bild, ein Zug von Moder, Grab!
Und was er malt, ſo Kinder, Mädchen, Frauen,
Den Todeszug empfängt das Bild zuletzt,
Und Niemand will mehr ſeiner Kunſt vertrauen,
Gemieden, arm, verzweifelt er zuletzt,
Und in Verzweiflung geht zum Dom er wieder,
Wo er für ſchnödes Gold die That beging,
Und kniet vor jenem Gnadenbildniß nieder,
Das über dem Altar voll Milde hing;
Und als er lange Nächte, lange Tage
Vor der Madonna reuevoll zerfloß,
Als ſeine Thräne, Bitte, ſeine Klage,
Aus dem zerriſſ'nen Herzen ſich ergoß:
Geſchah's in einer Nacht zur zwölften Stunde,
Sein Auge, weinend, war zum Bild gekehrt,

Da ſpielte Himmelslächeln ihr vom Munde,
Und alſo ſprach die Göttliche verklärt:
— „Du Sterblicher, der du den Himmelsfunken,
Den hohen Himmelsfunken, Kunſt genannt,
Der als Geſchenk dir in die Bruſt geſunken,
In ſeiner hohen Reinheit haſt verkannt,
Vergeben ſei dir, daß du flammentrunken
Zu ſündiger Beſtrebung warſt entbrannt,
Ich löſ' den Fluch, du wirſt von nun erkennen,
Wo in der Kunſt ſich Erd' und Himmel trennen!
Das wahre Glück der Seele zu ertheilen,
Vermag nicht Kunſt, nicht Geiſt, nicht Wiſſenſchaft,
Des Herzens tiefſte Wunden dir zu heilen,
Beſitzen nimmer ſie die Wunderkraft,
Nur wo die Kunſt, der Geiſt zum Höhern eilen,
Da werden Balſam ſie und Wunderſaft,
Das Herz wird durch den Glauben nur erhoben,
Und Kunſt und Geiſt ſind Flügel nur nach oben!"

# Meine Memoiren.

## VII.

Als ich nach Prag kam, hatte ich wie Cortez alle Silberflotten hinter mir verbrannt. Ich ſelbſt war ohne Geld- und Unterſtützungsquelle, von zu Hauſe abgeſchnitten.

Ich kam in Prag mit einigen Gulden in der Taſche an, und hatte nicht die leiſeſte Ahnung, von was leben, wenn dieſe zu Ende ſein werden.

Doch brachte ich drei Capitalien mit, die Sorgloſigkeit der Jugend, beſonders der ganz frühen Jugend, eine unzerſtörbare Luſtigkeit des Gemüthes und talmudiſche Gelehrſamkeit, wie ſie in meinem damaligen Alter als Wunder angeſtaunt wurde.

Ich glaube, es dürfte für jeden Leſer von Geiſt nicht ganz ohne Intereſſe ſein, hier bei dieſer Gelegenheit über das Weſen dieſes Nebelbildes „Talmud“ eine kleine Andeutung zu leſen, von Jemand, deſſen Muttermilch ſie von der tauſendbrüſtigen Dame Gelehrſamkeit war.

Der Talmud umfaßt Alles, Civilgeſetz, Criminalrecht, Religionslehre, Sittengeſetz, Tempeldienſt, Ehrenrechte, Medicin, Ehegeſetz, Aſtronomie, Agrar- und Culturgeſetz, Prieſterrechte, Satzungen über Rein oder Unrein: kurz faſt Alles!

Die Entwicklung, Deutung, Erörterung, Auslegung und Discuſſion der ſechs Grundtractate oder „Ordnungen“ (Miſchna) bildet die „Gemora“ und das ganze Heer der großen und kleinen Exegeſen, die alle ſich und die Andern anders auslegen, das ganze Heer der Milbenſucher und Sylbenklauber, deren Name Legion iſt, und die alle ſich wie ein Rattenkönig ineinander verbeißen und einen Knäuel unentwirrbarer Sophismen, Antitheſen, Subtilitäten und Windfangerei bilden; das ungefähr iſt es, was man „Talmud“ nennt.

Wie der Juſtinianiſche Codex erhielt auch der Talmud ſein Gloſſatorium und Commentatorium. Während die „Miſchna“ im jüngern Hebräiſch geſchrieben iſt, iſt die Gemora im aramäiſchen Idiom abgefaßt.

Wenn man dieſen Wuſt von Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit, von Scharfſinn und Bornirtheit, von Weisheit und Frivolität, von unerforſchlicher Geiſtestiefe und unglaublicher Schalheit durchſtöbert, ſo erſtaunt man über die Geſetzloſigkeit der Geſetze des Denkens, über die Vereinbarung der höchſten Intelligenz mit der tiefſten Finſterniß, über den Mißbrauch des tiefſten Scharfſinns, der angehalten wird die craſſeſte Dummheit zu beleuchten,

und über die Verſchwendung des alleſumfaſſendſten, oft vierzigjährigen Studiums, welches ſich zur Aufgabe macht, Windeier auszubrüten, mit einem Ernſt, als ob ein Göttergeſchlecht aus dieſen Eiern hervorgehen ſollte.

Wenn man z. B. den Patriarchen Jehuda den Heiligen oder den Ordner der Miſchna „Rabbi“ oder den ſpäteren Commentar, der blos „Raſchi“ geheißen wird, nimmt, ſo bleibt man bei dem Phänomen ſtehen, welch' ein unbegreifliches Volumen der Kopf, das Gedächtniß, die Auffaſſung dieſer Männer haben mußte.

Die ſinnige Sprache der Weisheit, die lauteſte Moral, die ſinnigſten Parabeln und Sprüche des Talmuds haben Herder u. A. genugſam an's Licht gezogen.

Das Räthſel, wie es möglich iſt, ſo viel Geiſt- und Sinnvolles mit ſo vielem Läppiſchen zuſammen zu würfeln, wird erklärlich, wenn man in die Entſtehungsgeſchichte dieſes Amalgamas zurückgeht.

In der babyloniſchen Gefangenſchaft zogen ſich die ſogenannten Hochſchulen in entlegene Orte zurück, wo jeder Rabbi eine Schule von mehreren hunderten Schülern hatte; der Vortrag beſtand nun über irgend einen Paragraph der Miſchna oder die Deutung eines Ritual oder ſonſtigen Geſetzes, und das Thema wurde allen Schülern als Gegenſtand nächſter öffentlicher Disputationen anheimgegeben. Jeder dieſer Schüler, unter welchen ſich auch Rabbis und Gelehrte befanden, überbot nun den Anderen an Deuteleien, an Subtilitäten, an minutiöſen

aber ſcharfſinnige Auslegungen, Wendungen und Verrenkungen des aufgegebenen Themas, Dogmas oder Spruches.

Man kann ſich alſo denken wie viel Abſtruſes, Verſtiztes und Verſchnizeltes neben dem lauteren Geiſt und der lichtvollen Erkenntniß mit zur Sprache kam, und das umſomehr, da der den Gelehrten dieſer Nation eigene Wiz und die ihnen ebenſo eigene zerſezende Kauſtik in dieſer Disputation durch Scheinwiz und Geiſtesſpielerei eine große Rolle ſpielte.

Ich bin ſogar überzeugt, daß es Satyriker unter dieſen Rabbis gab, welche in dem Lehrhauſe ſelbſt die Ironie als Waffen gebrauchten. So halte ich einen der erſten jener Talmudbegründer, den Rabbi Jermia, für einen wahren „Humoriſt“, welcher ſich über die Anderen luſtig machte, indem er anſcheinend voll Eifer und Einfalt im Lehrhauſe Fragen aufſtellte, die als wahre Parodie des Themas zu betrachten waren.

Nur ein Beiſpiel möge hier dieſen Kauz bezeichnen. Es handelte ſich um das Thema von „Rein und Unrein“, und welche Dinge in einem Leichenhauſe oder durch die Berührung eines Todten als verunreinigt zu betrachten, und das Schlußgeſez lautete: „Im Naturzuſtand nimmt nichts die Verunreinigung an, iſt ein Ding aber durch Formen u. ſ. w. Gefäß o. dgl. geworden, dann iſt es in der Dispoſition die Verunreinigung anzunehmen.

Als dieſer Orakelſpruch gefällt wurde, warf der ſarcaſtiſche Rabbi Jermia mit dem Anſchein des heiligſten

Ernſtes folgende Disputationsfrage auf: „Wenn eine Ziege grüne Gerten vom Zaune fraß und ſie, in Geſtalt eines Geflechtes, der Natur wieder zurückgibt, ob dieſes Product zum Contagium disponirt iſt oder nicht?!“

Der gute Rabbi Jermia hatte freilich das Schickſal, daß er dann immer aus dem Lehrhauſe („Beth Hamedraſch“) hinausgeworfen wurde.

Der Talmud hat aber nicht nur ſeine Satyriker, ſondern er hat auch ſeinen „Münchhauſen“, den Herrn Rabbi „Bar-Barchone“. Dieſer war der männliche Scherezade der Schule, er erzählte Märchen, die an Lüge und Unwahrſcheinlichkeiten Alles übertreffen, was Münchhauſen je zu denken wagte. Er erzählt zum Beiſpiel von einer Meerfahrt, die er machte. Er fuhr auf einem Schiff, welches zweihundert Meilen in der Minute zurücklegte; da begegnete dieſes Schiff einen Fiſch, welcher ihm entgegen kam, und dieſer Fiſch ſchwamm auch zweihundert Meilen in einer Minute, ſo ſegelten Schiff und Fiſch in entgegengeſetzter Richtung aneinander vorüber, und das Schiff ſegelte zwei Jahre bis es von den Vorderfloßfedern des Fiſches bis an ſeine Hinterfloßfedern kam.

Nicht unbemerkt kann ich hier laſſen, daß es vielleicht für den Erfinder der Dampfſchiffahrt etwas bedenklich ſein könnte, wenn man den Lügen dieſes talmudiſchen Münchhauſens einige Realität unterſchieben wollte. Denn er erzählte auch, er habe einmal auf dem Meere ein Schiff geſehen, welches ſich wie ein Blitz fortbewegte

und er ſah nichts als eine Feuerſäule („Nure chiwerte"), die es forttrieb!

Ueberdem ſind von einer Maſſe Autoren und Literaten Plagiate an dem „Midraſchim" begangen worden. So z. B. befindet ſich der Stoff zu Schiller's „Bürgſchaft" in der Handſchrift von „Midraſch Kaheleth", welche der Gelehrte Menachem Conſaro beſaß. Die Sage der „Weiber zu Weinsberg" (natürlich nicht zu „Weinsberg" ſpielend) findet ſich in „Midraſch Schir Baſchirim". Die berühmte Proceßgeſchichte des geliehenen Geldes, welches ſich in einem Stock befand, die im „Don Quixote" des Cervantes iſt, iſt faſt buchſtäblich im „Talmud Nedorim" zu leſen und iſt unter den Talmudkennern als die Sage von „Kanne debeh Rabbe" bekannt.

Genug davon und zurück zu meinem Debut in Prag.

Die hohe Schule des Talmuds in Prag ſtand unter dem Principat des Oberappellanten Samuel Landau, eines der geachtetſten Gelehrten Prags. Er hielt zuweilen am Samſtag eine Disputation in ſeinem Hauſe, auf ein vorher kundgegebenes Thema.

Ich drängte mich mit in den Disputationsſaal und disputirte mit dem alten ehrwürdigen Mann, voll Geiſt und Feuereifer aus allen Kräften und ganz ungenirt. Das Auditorium ſah den kecken Jungen ganz verdutzt an, der Rabbi aber ſagte am Ende, ich möchte Mittag bei ihm bleiben.

Da nahm er mich in's Verhör, gab mir verſchiedene Themata auf, die ich ſofort zu ſeinem Erſtaunen löſte.

Abends ſchrieb er mir eine Karte, ein ſogenanntes Bequartirungs- und Verköſtigungsbillet, auf drei Monate für das reiche Haus M. Fiſchels.

Am andern Tag bezog ich mein Winterquartier und wurde von der Tochter des Hauſes, eine wahre Roſe Jeſchuruns, mit Namen Blümele, in mein Logement installirt. Es war eine vortreffliche, edle, liebenswürdige Familie.

Ich gewann bald die Zuneigung Aller und beſonders des weiblichen Hausperſonales; ſowie ich auch bald im Hauſe des Oberappellanten und bei ſeiner dito wunderſchönen Tochter bald heim und hauſe war.

Ich hab' in meiner Kind- und Jugendzeit das Glück gehabt, überall gerne geſehen zu ſein und beſonders die Protection des ſchönen Geſchlechtes zu genießen.

Daß es nicht meine Schönheit, weder meine römiſche Naſe noch mein Roſenmund war, welche dieſes Wunder bewirkten, wird man mir glauben. Was war es denn? Es war die Luſtigkeit meines Weſens, die Luſtigkeit und Sorgloſigkeit mit einer ſich gleich zu erkennen gebenden guten Gemüthsart, die überhaupt nie ihre Wirkung verfehlt!

Zu jener Zeit lachte mein ganzes Weſen, Alles an und in mir war luſtig und ich trug dieſe innere Luſtigkeit auf Alles, was mir nahe kam, über; Alles erſchien mir luſtig, ſogar der Hunger!

Ich hatte in Prag auch trübſelige Zeiten, aber ich

lachte nur! Ich lachte den Hunger aus, ich lachte die Kälte aus! Ich war drollig und luſtig auch mit mir ſelbſt und wenn ich allein war!

Ich erinnere mich einer Faſchingsnacht, ich wohnte in einem Dachſtübchen auf dem Fiſchmarkt, mein Zimmer war von einem Oellämpchen kärglich erhellt, auf einem kleinen Hängofen lag der zukünftige Vierundzwanzigſtundeninhalt meines Magens in der Geſtalt von drei bis vier Erdäpfeln. Von der Redoute, die gerade gegenüber war, klang ein luſtiger Deutſcher zu mir herüber und ich faßte meinen Holzſtuhl an und walzte mit ihm ſeelenvergnügt durch's Zimmer!

Was war das?

Es war die Jugend! Die frühreife, die ſorgloſeſte Jugendzeit!

In der Jugend iſt der Hunger nichts als Spaß, der Durſt eine Neckerei, die Kälte eine Erfriſchung!

Was iſt das Leben? die Jugend!

Was iſt vom Tag ſchön? ſein Morgen!

Was iſt von der Sonne ſchön? ihr Aufgang!

Was iſt von der Roſe ſchön? ihre Knoſpe!

Was iſt von der Liebe das Liebſte? ihr Beginn!

Was iſt vom Leben das eigentliche Leben? die Jugend!

Die Jugend iſt das Paradies und nur in ihr blüht der Baum des Lebens, und nur in dieſem Paradies hört man die Stimme Gottes durch die Welt gehen, und

man hört, was die Vögel ſprechen, was ſich die Blumen erzählen, was die Bäume liſpeln und die Bäche plaudern. Das ſpätere Leben iſt nichts als der Auszug vom „verlornen Paradies“ und jede Sehnſucht und jede Wehmuth und jedes ungeſtillte Bangen iſt nichts als die Weiſung: „Suche „verlornes Paradies“ Seite ſo und ſo!“

## VIII.

Einige Monate waren seit meiner Ankunft in Prag unter Talmudstudien und Blümele-Huldigung verstrichen. Blümele, so hieß nämlich die Tochter des Hauses, an welches mich die absolute Gewalt des Oberappellanten und Ober-Landesrabbiners auf drei Monate einquartirte, und in welchem ich eben so viele patriarchalische Gastfreundschaft als herzliches Wohlwollen fand.

Ein Sohn des Hauses, Anselm, fand besonders Wohlgefallen an mir, und ich an Blümele, die Braut war und deren Hochzeitstag herannahte.

Blümele war eine wahre Blume Sarons; der Sänger des Liedes der Lieder hätte nicht verschmäht ihr zuzurufen: „Küsse mich mit Küssen deines Mundes, denn deine Reize sind süßer denn Wein!“ Schlank wie eine Gazelle, üppig wie Carmels Weizenfelder, Zähne wie Lämmer, die aus der Schwemme kommen, und Augen, Augen! — und dieses Compendium von Schönheit war Braut!

Es ist eine ganz eigene Sache um die Art und Weise, wie eine Braut in einer israelitischen Familie betrachtet wird. Sie führt die Suprematie des Hauses, sie wird

mit einer heiligen Zärtlichkeit behandelt, wie eine Gott gesegnete verehrt, man möchte sagen wie ein zum Opfer erkohrnes Wesen betrachtet.

Eine Braut ist die Alleinherrscherin, mit Lust und Liebe unterordnen sich ihr Eltern, Geschwister und Hausgesinde; ihre Wünsche werden ihr am Auge abgesehen und ihr leisestes Begehr erfüllt. Die Juden haben eine Sage: In der Familie, wo eine Braut ist, geht ein Engel umher und streut Liebeskörner aus, und legt Liebeskörner auf die Schwelle (an die „Mesuse"), um den „Schedim" und der „Lilit" (Hexen) den Eingang zu wehren.

Diese Sage ist sinnig und poetisch und mag wohl die Ursache der besondern Brautveneration sein.

In Prag lebte damals für jüdische Brautleute ein Fatum mit Fleisch und Bein, ein symbolischer Gott der Ehe, ein Herr Peter Beer, derselbe Peter führte den Schlüssel zum Ehetempel, er hatte ein Buch geschrieben „Bne Zion" die „Kinder Zions", und dieses Buch mußten alle jüdischen Brautleute studiren, daraus bei Herrn Petrus Prüfung machen, und nur auf dessen „Zeugniß durften sie getraut werden.

Es war diese „Bne-Zions-Steuer" eine fette Kuh im frommen Stalle seines Verfassers! Und wie melkte er diese Kuh! Mit allem Fleiß eines Talmudisten, mit aller Orthodoxie eines Rabbiners und mit aller Pfiffigkeit eines Monopolisten!

Wenn die Töchter Zions den Vater der „Kinder

Zions" sahen, bekamen sie den Heirathskampf, den Bne-Zions-Tanz!

Ein jeder Bräutigam, eine jede Braut mußte vor Allem ein Exemplar kaufen, erste Ausbeute! Dann nahmen die Wohlhabenderen beiderlei Geschlechts aus politischen Gründen bei Herrn Beer Unterricht, zweite Ausbeute! Dann mußten sie von Herrn Beer sich prüfen und Zeugniß geben lassen, dritte Ausbeute!

Und wie bearbeitete Herr Peter Beer seine Domänen! Mit welchem Feuer und Schwert ging dieser Heirathswürgengel an sein Geschäft!

Die armen Judenbräute in Prag! Für sie waren die süßen Tage des Brautstandes verdüstert! Wie ein Dämon stand „Bne Zion" vor den Augen der Bräute! In ihre süßesten Träume mischte sich der Alp in Gestalt des „Bne Zion!"

Ich für meine Person, — ich liebte Blümele und verabscheute die „Bne Zion", und der Erzieher dieser „Bne Zion" war mein Todfeind!

Nach Peter Beer, den Bne-Zions-Dränger, gab es noch eine zweite Person, die für die israelitische Bevölkerung von Wichtigkeit war, mit ihr in stetem Verkehr war, und die mich zuerst auf die Bahn leitete, auf welcher ich noch wandle, es war dies ein ehrwürdiger Geistlicher bei den Piaristen, „Pater Sch —," der den Buchhaltereiprüfungen beiwohnte und sie abhielt und also eo ipso viel im Ghetto zu thun, zu unterweisen und zu prüfen hatte.

Auch er kam zu uns in's Haus, um Anſelmo in die Urweisheit der Bücher und ihres Haltens und Gehaltenwerdens einzuweihen.

Pater Sch— war von umfangreichem Körper, und ſein Antlitz ſah wohlgefällig auf eine gehörig arrondirte Leibesbeſchaffenheit herab. Aber ſein ganzes Weſen war mild und freundlich, eine heitere Leutſeligkeit lächelte aus dieſem gutmüthigen Angeſicht, und ſo war auch ſein Anſtand fromm, froh und gutmüthig.

Es traf ſich oft, daß in der „grünen Stube“ — das Familienzimmer — drei Gruppen ſich bildeten.

An einem Tiſch ſaß die Lilie Jeſchurun: Blümele, und neben ihr der Vater der „Kinder Zions“, ihr das Manna ſeiner Steuerbögen löffelweiſe einträufelnd; am andern Tiſch Anſelm, der „doppelte Buchhaltungscandidat“, und an ſeiner Seite Pater Sch— mit den heitern, luſtigen und freundlich blinzelnden Augen, von denen ich es nicht verſchweren will, daß ſie nicht zuweilen vom „Soll“ und „Haben“ zu „Bne Zions“ mit einem „Hätt' ich!“ hinüber deſertirten.

An dem Aeußertiſch aber ſaß ich in einem Folianten halb vergraben, ſah auf Blümele und „Soll“ und „Haben“ und dachte über mein Nichtshaben von beiderſeits nach.

Mein ſtiller, kindiſcher Grimm gegen den Gründer der Zwickmaſchine „Bne Zion“, den ich für die Urſache hielt, daß Blümele Braut wurde, und meine wilde Ungezogenheit ließ mich oft, wenn die ſchöne Braut neckte,

die Antwort hinüber rufen und irgend eine Neckerei über den Inhalt des „Pne Zieu“ dazu.

Der Vater der Buchhalterweisheit hörte mit stillem Wohlgefallen manches treffende Wort, welches ich erwiederte, wenn mir Herr Peter unwirsch mein „inalleshin einreden“ verwies.

Eines Tages ließ sich der Vater von mir die Bücher nach Hause tragen. Er wohnte in der Jesuitengasse im ehemaligen Jesuitencollegium.

Er nahm mich mit in sein Zimmer, befragte mich um Vieles, schien mit meinen Antworten sehr zufrieden zu sein, gab mir einen Guldenzettel und sprach: „Du bist ein gescheiter Kerl, du dummer Junge!“

Ich küßte ihm die Hand und fragte: „Gnädiger Herr, ist das für den „gescheiten Kerl“ oder für den „dummen Jungen?“

Lachend fragte er: „Warum fragst du“?

„Nun für den g'scheiten Kerl ist's genug, aber für den „dummen Jungen“ — zu wenig.“

Er entließ mich mit einem gütlichen Backenstreich und sagte: „Gescheiter Kerl, lern' was!“

Das Schicksal schien diesen vortrefflichen Mann zu meinem ersten Mentor ausersehen zu haben.

Er hatte mir eine deutsche Chrestomathie und eine lateinische Grammatik geschenkt mit dem Bedeuten, er würde sehen, ob ich mir selbst forthelfen könnte, und ich sollte in ein paar Tagen wieder kommen.

Am darauffolgenden Tage schmellte ich mit Blümele,

blieb nicht zum Mittagsbrot, sondern kaufte mir auf dem Brotmarkt ein weißes Brot, ging vor das Berichißer Thor, gegen Liben zu hinaus, legte mich mit meiner lateinischen Grammatik an das Ufer der Moldau hin und verzehrte mein Brot mit allem Wohlbehagen eines Glücklichen!

Dabei lernte ich und repetirte auswendig das Gelernte. So auf dem Bauch im Grase liegend, die Grammatik vor mir, wurde es fast Abend, als ich plötzlich einen leisen Schlag verspürte; ich kugelte mich um, und das lachende Antlitz des Herrn Pater Sch... sah mich an. Er ging nach Liben, wählte den Aufpfad am hellen Strand und ertappte mich über Brot und Grammatik in flagranti. „Was liegst du und hast Maulaffen feil?“ Ich sprang auf: „Gnädiger Herr! das müssen Sie nicht sagen, daß ich „Maulaffen“ feil habe; wenn Jemand vorbei ginge, und vor mir Niemand säße als Euer Gnaden, so ... so —“ Der freundliche Pater, anstatt über diesen ungeziemenden Scherz ungehalten zu sein, erwiederte: „Du bist ein dummer Junge, steh auf und komm mit.“

Im Gehen überhörte er, was ich gelernt habe und schien nicht nur befriedigt, sondern überrascht. Auf grünem Wege, am sonnigen Ufer ließ er sich mein ganzes Bischen Lebensgeschichte erzählen, und das Resultat war, daß er mir anbot, mich dreimal in der Woche selbst zu unterrichten, mir Bücher u. s. w. zu geben und sich mit meiner Ausbildung ernstlich zu beschäftigen.

Von dieſer Stunde an verließ ich nach und nach das Studium des Talmuds u. ſ. w., die Synagoge ſah mich ſeltener, die Disputationen fanden einen lauen Theilnehmer an mir. Ich hatte von dem Baume der Erkenntniß das erſte Aepfelchen gepflückt, — das Paradies des Lebens ſchlug ſeine Thüre hinter mir zu, — eine Stimme aus dem Paradieſe rief mir nach: „Du ſollſt Schriftſteller werden, mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebaren u. ſ. w.“

# Wilde Roſen.

## (Aus Paris.)

### 5.

Süßer Wahnſinn, kommſt du wieder
Wie ich in die Arme lauſch'?
Alte Liebe, junge Lieder,
Alter Wein und junger Rauſch!

Lautes Lärmen, ſtilles Sehnen,
Wie ſich ſeltſam das vereint!
Kalter Brief und heiße Thränen,
Blaues Auge roth geweint!

Kurze Nächte, langes Denken
An die Liebſte, weit von mir,
Lieder, Wünſche, Träume, alle
Lenken ihren Weg zu ihr!

### 6.

Wann ich dein gedenke?
So oft das Aug' ich ſenke
Auf eine Roſe hold;
Wann ich dein gedenke?

So oft den Blick ich ſchenke
Dem hellen Sternengold:
Dann, du Herzlieb mein,
Dann gedenk' ich dein!

Wann ich dein gedenke?
So oft ich nur verſchränke
Wort und Vers zum Lied:
Wann ich dein gedenke?
So oft zur Blumenſchenke
Froh die Biene zieht:
Dann, du Herzlieb mein,
Dann gedenk' ich dein!

Wo ich dein gedenke?
Wo nur Roſenbänke
Bieten Platz für Zwei:
Wo ich dein gedenke?
Wo das Weltgezänke
Ferne geht vorbei:
Dann, du Herzlieb mein,
Dann gedenk' ich dein!

Wie ich dein gedenke?
Holde Frau, bedenke,
Daß ich's nicht verrück':
Wie ich dein gedenke?
Wie ich athme, denke,
Fühle, höre, ſeh':

7.

Wann iſt der Liebe Stund'?
Wann in dem Waldesgrund
Die Blätter heimlich plaudern;
Dann lieb' iſt deine Zeit,
Dann Liebe ſei geſcheit,
Dann iſt nicht Zeit zum Zaudern!

Wann iſt der Sehnſucht Stund'?
Wann an dem blauen Rund
Die Sterne alle wandern:
Dann wird die Sehnſucht wach,
Mit ihrem O! und Ach!
Ein Herz will zu dem andern!

Wann iſt des Dichters Stund'?
Wann Herz iſt weh' und wund,
Wann Herzblatt ſchwimmt in Thränen!
Dann wird das Leid zum Lied,
Und zum Gedicht erblüht
Das Harren und das Sehnen!

8.

Aus meinem Innern quillt es,
Aus meinem Herzen ſchwillt es:
Ich ſehne mich nach ihr!
Aus meinen Augen bricht es,
Aus meinen Liedern ſpricht es:
Ich ſehne mich nach ihr!

In alle Lüfte klag' ich's,
Zu allen Blumen ſag' ich's,
Ich ſehne mich nach ihr!
In tauſend Worte kleid' ich's,
In alle Bäume ſchneid' ich's:
Ich ſehne mich nach ihr!

In allen Träumen ſchau' ich's,
Und jedem Stern vertrau' ich's:
Ich ſehne mich nach ihr!
Und ewig alſo treib' ich's,
Mit jedem Wölkchen ſchreib' ich's:
Ich ſehne mich nach ihr!

## Großer Hunde-Clubb in den Ruinen des Odeons.

Wie ein Donnerſchlag aus heiteren Lüften, oder wie ein Preßgeſetz aus einem Miniſterrath, erſcholl im Reiche der Hunde die Nachricht, daß ſie — beſteuert werden ſollen.

„Wir?“ ſo hieß es allgemein, „wir ſind wir keine Hunde mehr? Wir ſollen beſteuert werden? Hält man uns für Menſchen? Menſchen, ja, Menſchen, die können beſteuert werden, die können ſich nicht wehren, die haben blos zwei Beine, wir können uns auf die Hinterbeine ſtellen und uns wehren! u. ſ. w.“

Kurz es war eine Revolution im Reich der Hunde, die Gährung war allgemein, von der Ariſtocratie der Schooßhunde und alten Jungfernhunde, durch den Mittelſtand der Jagd- und Arbeitshunde, bis zu dem Proletarier von Kettenhund, alle Hundeſtände wurden ſchwierig, und ein zaundürrer Mops, welcher lange einem Recenſenten angehörte, der in einem Journal Jahrelang Recenſionen ſchrieb, hatte ſo viel ſchreiben gelernt, als grade nöthig iſt, um in Revolutionszeit ein democratiſcher Schriftſteller zu ſein, und durch Placate das ausgefallene Schlüſſelbein der Welt wieder einzurichten,

ſchlug an die Straßenecken ein Placat folgenden Lapidarſtyles an:

„Volk der Hunde! Meine Mithunde und Brüder! Die Tyrannei erhebt ihr ſcheußliches Haupt! Die Camarilla grinſt aus ihren Teufelslöchern und fletſcht die leichenausdererdepudelnden Hyänenzähne! Die jedesmitgefühlweitumſichherabmähende Ariſtocratie will mit ihrem glückſaatzertretenden Mißbabafuß alles Völkerglück wie einen Kuhfladen breittreten! Wir Hunde ſollen beſteuert werden! Und der Himmel donnert nicht! Und die Erde zittert nicht! Und der Saphir ſchweigt! So muß das Volk ſich ſelbſt helfen! Hunde! Verſammeln wir uns! Verſammeln wir uns! Alle Hunde für Einen, Einer für Alle!

Ich weiß ein Plätzchen, wie geſchaffen zu unſerer Verſammlung! Ein wahres Rütli! In den Ruinen des „Odeons“ kommen wir zuſammen! Morgen Abends um die Mitternachtsſtunde, wenn der eherne Zeiger der Zeit, mit Reſpect zwölfmal an die metallene Backe der Zeit leckt, wenn die Patrouillen und die Geiſter ſich beſprechen, wenn der höfliche Gaſtwirth zu den Gäſten ſagt: „Packt Euch, es iſt die Stunde, wo Hamlets Vater umgeht, von Kopf bis Fuß in Waffen,“ dann kommen wir in den Ruinen des Odeons zuſammen! Alle, die es ehrlich mit den Hunden, mit dem Gemeinwohl der Hunde meinen! Möpſe! Pintſche! Pudel! Bullenbeißer! Windſpiel! Bologneſer! Dachs und Spitzel! Alles, was nur bellen, ja, was nur heulen kann!

Freiheit! Brüderlichkeit! Kein Maulkorb mehr!

Unus pro multis."

Dieſes Placat wirkte wunderbar! Den ganzen Tag über ſah man an den Straßenecken ganze Rudel beiſammenſtehen, und Alles rüſtete ſich zur Verſammlung im „Odeon".

Mitternacht kam und von allen Seiten ſtrömte es herbei.

Die Ruine des Odeons füllte ſich mit allen Mitgliedern des vierfüßigen freien Volkes.

Vor Allem wurde bedeutend getrunken, denn der Durſt kommt von der Leber, die Leber iſt das Organ der „freien Rede", „von der Leber weg ſprechen", iſt gewöhnliche Redensart, daher kömmt es, daß die democratiſchen Redner ſo unendlich viel im Artikel „Trunk" geleiſtet haben. Nachdem alſo die Verſammlung den Thau der Begeiſterung auf die lechzenden Felder der Beredſamkeit hatte fallen laſſen, beſtieg ein großer, anſehnlicher, wohlbeleibter Fleiſcherhund die Rednerbühne.

Ein freudiges Gemurmel durchflog die Geſellſchaft: „Lackel wird ſprechen!" erſcholl's durch die Ruinen: „Lackel wird eine Rede halten!"

Lackel beſtieg die Tribune, ſtrich ſich mit dem breiten Vorderfuß den Schnurbart, knurrte erſt dreimal und begann:

„Meine Herren Hunde und Damen Hündinnen!

Endlich bricht heute Nacht der Tag an, wo der Hund ſeine Menſchenrechte in Anſpruch nimmt! —

(Bravo!) — Der Hund, ſag' ich, denn alle Hunde ſind ein Hund (allgemeines Pratzenaneinanderſchlagen) und ein Hund repräſentirt alle Hunde! — (Eine Stime: très bien, „Lackel"!) — Die Menſchen wollen geſcheiter ſein, als wir, die dummen Hunde! (Hört! Hört!!) Die Menſchen, die nicht einmal vier Füße haben, die ſich rühmen, Sprache und Vernunft zu haben, und doch beſteht ihre größte Weisheit höchſtens nur darin, daß ſie es herausbringen: „Hier liegt der Hund begraben!" Alſo ihre lebendige Weisheit erprobt ſich an einem todten Hund! Und dieſe Menſchen, dieſe „Papiergeld consumere nati" wollen uns Hunde eine Steuer auferlegen! —

(Eine edle Dogge unterbricht den Redner mit dem Ausruf: „Eher ſiehſt du die Loire zurücke fließen!")

Wie? Steuer? Wir? Steuer? Steuer? Wir? „Ja, darf ich's der freien Gemeinde nennen und mich verzehrt nicht ein Profoßenarreſt?"

Wohin ſoll es kommen, wenn ſchon die Hunde, wir Hunde, Ihr Hunde, die Bellhunde „Steuer" bezahlen ſollen?! „Steuer!!!" O du Wort „aus Roſenglut und Himmelsſchnee gewoben"! „Steuer!" Edelſtein der Sprache! „Steuer!" Sechſter Sinn der Natur! Achtes Wunderwerk der Sympathie! „Steuer!" Dich lallet der Cherub und der Seraph ſammelt nur dich! „Steuer!" Naturſchnitzel der Finanzen mit grünen Erbſen der Weltſeele! „Steuer!" Vorrecht der Menſchheit vor allen übrigen miſerablen Creaturen der Schöpfung! „Steuer," du ſollſt nun auch auf den Hund kommen!

Nein! wir Hunde wollen Hunde bleiben: Für uns bellen, nichts denken und Beine; für die Menſchen Sprache, Vernunft und Steuer! So will es das Geſetz der höhern Weisheit! Meine Mithunde und Brüder! es iſt nicht mehr zum Aushalten!

Unter ſich haben die Menſchen die Cenſur abgeſchafft — (ein Mops im Hintergrund lacht: „Ha! ha! ha!“) — und nun haben ſie Maulkörbe! Das iſt Zwang, Drang, Pein, Tyrannei — (Jubel und Vivat durcheinander) — das iſt mehr als Tyrannei, das iſt zeitgemäß! (Die Hunde alle rufen: „Well! very well!“) Wie, wir ſollen nicht mehr das Recht haben, die Leute in die Waden zu beißen? („Sehr gut! Vortreflich!“) Wir ſollen nicht das Recht haben, jeden Menſchen anzufallen? („Superb!“) Wir ſollen nicht mehr das Recht haben, den Menſchen zwiſchen die Beine zu laufen, Kinder umzuwerfen und den elenden Menſchen die weißen Pantalone zu beſudeln? Dieſe heiligen Rechte der Hundheit will uns ein menſchlicher Gemeinderath entziehen? Die angeſtammten Rechte der Geſammthundheit?

(Ein Mops ſpringt auf die Tribune, unweit dem Redner und ruft aus: „Soyons amis, Lackl!“)

Wie? wir ſollen nicht in allen Straßen, in allen Kaffee- und Gaſthäuſern, auf allen Promenaden heulen und bellen und freien Krawall machen dürfen? Wir ſollen nicht zur Erbauung der Jugend und zur ſtillen Betrachtung der Zuſchauerinnen unſere Romane und Geheimniſſe der Hundeliebe öffentlich abſpielen dürfen, unge-

hindert und unvermindert? Weil das Jahr über durch den Biß eines unſerer Mitbürger, der etwas überſpannt ſein mag, 100 oder 200 ſo erbärmliche Weſen, die ſich Menſchen nennen, waſſerſcheu werden und das fürchterlichſte Ende nehmen, deshalb will man uns an den Leib?

Was iſt an dem Verſtand von einigen hundert Menſchen gelegen, die ihn über gewiſſe Dinge noch nicht verloren haben?

Nein, nein, nein, nein, durchaus nicht, — wir widerſetzen uns, wir ſtehen auf, wir formiren uns, wir leiſten active Widerbellerei! (»Ausgezeichnet! Bravo!«) Wir bezahlen keine Steuer! Wir ſind ſeit jeher geduldete, überflüſſige Geſchöpfe, wir wollen verſchont ſein! Steuer! Ein ſüßer Schooßhund ſoll Steuer bezahlen! Zahlt nicht ſeine Gebieterin Steuer genug für ihn? Für ſeine Milch? — für ſeinen Zucker? — für ſeine Kiſſen aus Sammt und Seide?

Dieſer Pintſch ſoll Steuer bezahlen? O du grundgütige Gottheit! Pintſche und Steuer! Gibt es ein zarteres Weſen als einen Pintſch und ein unzarteres Weſen als eine Steuer?! Wir ſind in der Reſidenz 20,000 oder 40,000 — iſt das nicht eine Verſchönerung der Stadt? Belebt es nicht die Straßen? Vermehrt es nicht den ſüßen Lärm der Straßen? Vermehrt es nicht den Schmutz und den Unrath, ohne welchen eine Stadt den Character einer Stadt verliert? Sind wir nicht der einzige Troſt von tauſend Menſchen, die Niemand lieben als einen Hund, und ſind wir nicht die einzige barm-

herzige Anſtalt für alle reichen Junggeſellen und Jungfern, die Niemand etwas geben, Niemand einen Biſſen gönnen als ihrem Hund?

Und kommen nicht aus unſerer Mitte die Mitretter der Menſchheit, die Recenſentenhunde —?

Das geht die Literatur an! — (Ein Bullenbeißer richtet ſich empor und ruft: „Die Literatur wird das Ihrige thun!“ Beifallsgemurmel unter den Hunden.)

Nein, wir bezahlen nichts, nichts, gar nichts — (unermeßlicher Jubel, untermiſcht mit Freudenbrummen) — gar nichts! Wir ſind freie Hunde, und die Freiheit beſteht in „Nichtbezahlen“! — (Hört! hört! hört!) Wir ſind Müßiggänger, wir richten Unheil an, und auf Einen nützlichen von uns kämen 200 Tagdiebe und Unruheſtifter, es wäre im Grunde eine wahre Wohlthat, uns zu beſſern, aber gerade deshalb wollen wir es nicht leiden! Weshalb ſollen wir denn Hunde ſein, als um uns ſelbſt den zeitgemäßeſten Einrichtungen zu widerſetzen?

Gerade für uns tritt der ſeltene Fall einer zweckmäßigen Verordnung ein, da müſſen wir uns dagegen ſträuben!

Wir werden ja nach und nach ganz wie Menſchen behandelt! Erſt Maulkörbe, dann Steuer! Am Ende wird man uns ganz für Menſchen halten, und wir dürfen nicht einmal wie jetzt auf öffentlichem Platze und unter freiem Himmel viele zuſammentreten und bellen, ſo viel und ſo laut wir wollen!

Gewerbtreibende Hunde ſind ausgenommen? Welcher Hund treibt jetzt kein Gewerbe? Ein jeder Hund

ſchnüffelt, ein jeder Hund wartet auf, und iſt Schnüffeln und Aufwarten jetzt kein Gewerbe?

Und welchen Chicanen werden wir ausgeſetzt ſein! Wenn Einer von uns als Fremder in einer Stadt anlangen wird, wird das Erſte ſein, was der Kellner ihm bringt: den Meldzettel und wie werden wir ihn ausfüllen?

Meldzettel.

Heute um ..... im „ſchwarzen Bären“ angekommen: ein Hund.

Woher?: — Nicht weit her.

Name: — Spitz von Spitzendorf.

Character: — Privatiſirender Wadenbeißer.

Mit: — Mit Halsband und Flöhen.

Geſchäfte: — Heimliche Agentie.

Gedenkt ſich aufzuhalten: — Ueber jeden freiſinnigen Menſchen.

Beſondere Kennzeichen: — Wenn man ihn zur Thür hinauswirft, kriecht er beim Fenſter wieder herein.

Alter: — Noch nicht „drei Monate“, zum Beweis legt der Inhaber den „Geburtsſchein“ bei.

So wird man es uns machen, gerade wie den Menſchen! Nein, wir wollen keine Menſchen ſein! — (Acclamation: „Nein, wir wollen keine Menſchen ſein!“ Nur eine Stimme ſchweigt, es hat ſich nämlich ein „Menſch“ in die Geſellſchaft eingeſchlichen! Die Hunde ſchreien laut: „Ein Menſch! Ein Menſch unter uns!“ Es entſteht ein Lärm, ſie umringen den armen Menſchen,

er wehrt ſich; „nein, ich bin kein Menſch, ich bin ein „geheimer Hund, ich bin blos als Zuſchauer da!“ worauf die Hunde ſchreien: „So? Der gehört zu uns!“ Die Ruhe wird hergeſtellt.) —

Alſo, kurz und gut, wir bezahlen nichts, nichts! Wer einverſtanden iſt, hebt die Tatze auf (allgemeine Tatzenerhebung), — alſo wir ſind einig! Freiheit, Brüderlichkeit und gar nichts bezahlen!

Unſere Väter und Urväter haben gebellt, in die Beine gezwickt, Leute toll gebiſſen, Unrath gebaut, die Menſchen mit Schmutz und Kleben bedeckt, haben geheult und haben ſich wohlbefunden und haben nichts bezahlt, und bei Allem, was auf's Nichtbezahlen hinausgeht, da wollen wir das Alte, das Früherbeſtandene!

Alſo nichts als poſitiver Widerſtand: Wir geben keine Meldzettel ab; wir entziehen uns der Conſcription; wir wandern aus, wir gehen nach — Baden! Da lebt der Hund noch frei, mit der beſſern Geſellſchaft in Park und Stadt und Theater! „Nichts bezahlen!“ iſt die Loſung!

„Adieu, Freunde, Hunde, Brüder, lebt wohl!

Ein pyramidaler Jubel folgte der Rede, ſie hoben den Lackel auf ihre Schultern und trugen ihn im Saal herum unter „Vivat“ und „Lebehoch!“

Dann zogen ſie ihn durch die Stadt. Kränze und Sträuße flogen in ſeinen Wagen, und die Enthuſiaſten zogen den Wagen ſelbſt. Die weiteren Schritte des Klubbs ſtehen zu erwarten.

# Kleine Einladungs-Briefe an lebende und todte große Leute.

## Zur Feier meines Geburtstages am 8. Februar.

### An Lucinius Lucullus.

Ich lade Euer Gourmandgeboren auf morgen Abend zu mir ein. „Lucull speis't bei Lucull," iſt eine abgedroſchene Redensart! Lucull ſpeis't beim „Humoriſten!!! Ich aß letzthin bei Ihnen eine Paſtete aus Pfauenzungen, Nachtigallen aus Lesbos, Kolibriſchweifchen, Lerchen aus Samos u. ſ. w., das iſt Alles nichts. Sie finden bei mir gepöckelte Zungen von Rednern im Frankfurter Parlament; gebackene Democratenflügel in Trüffel; ein Ragout von Cylinder mit lauter rechten Hareln von Gutgeſinnten in Bruſtſirup; marinirte „Wochenkrebſe" aux fines herbes; delicate Obmannsſchnitzel in Krebſenbutter; eine zarte Paſtete von Democratinnen, die zwanzigmal die Aula paſſirt haben; amtliche Rüben und nichtamtlichen Kohl à la jardinière u. ſ. w. Sie finden Alles bei mir, wie in dem Sympoſion von Plato, nur keine „Sclavinnen", da wir jetzt blos freie Frauen haben. Dieſen Artikel bitte ich mitzubringen.

Ihr Sympoſiarch u. ſ. w.

## An Franz Liszt.

Um Gottes Willen! finden Sie ſich morgen Abends mittelſt der electriſchen Telegraphie bei mir ein! Wir haben jetzt hier 2684 Pianiſten und Pianiſtinnen, große, kleine, definitive und proviſoriſche, ſie geben Alle Concert mit paſſivem Widerſtande! Ich möchte gerne wieder Clavier ſpielen hören! Kommen Sie! »Flieg', Vöglein, flieg'!«

Ihr u. ſ. w.

---

## An Lola Montez.

Mademoiſelle! oder Madame! oder Monſieur!

Wenn Sie, meine Schöne, ſich noch des intereſſanten Momentes erinnern, in welchem ich Ihnen mit eigenen humoriſtiſchen Händen geſchabte Erdäpfel auf die Brandflecken Ihres holden Tanzfußchens legte, als Sie ſich dasſelbe mit heißem Waſſer begoſſen, indem Sie ſelbſt ein ſpaniſches Oſterei für mich bereiten wollten, dann darf ich hoffen, daß Sie ſich morgen Abends bei mir einfinden werden. Der »Humoriſt« gehört nicht zu jenen Individuen, die, wie Sie ſchreiben — »ihre leeren Köpfe und ihre leeren Blätter mit dem Nachdrucke Ihrer Geſchichte ausfüllen«; er achtet das Eigenthum, auch wenn es — nicht heilig iſt. Kommen Sie, bringen Sie auch Ihren berühmten Hund mit, aber wenn er lange Haare hat, ſo laſſen Sie ſie erſt ſtutzen, wir haben dafür angeſtellte »Stutzer«. —

Ihr u. ſ. w.

## An Herrn Haſſenpflug.

Morgen Abends verſammelt ſich bei mir eine kleine Geſellſchaft von Zeitgenoſſen, d. h. von ſolchen klugen Menſchen, die ihre Zeit genoſſen haben. Ich gehöre zu jenen ſeltenen Menſchen, welche die Zeit genießen, auch wenn ſie ungenießbar iſt, es kömmt auf die Zurichtung an. Manches Ding ſcheint an und für ſich ungenießbar, aber wenn man's gut zurichtet, ſo wird's genießbar!

Sie genießen Kaſſel und befinden ſich wohl, ein Beweis, daß Sie Kaſſel gut zugerichtet haben!

Die Leute ſagen, man muß das Leben genießen, weil man jung iſt: es iſt nicht wahr! Man muß das Leben genießen, weil man alt iſt! Periculum in mora!

Ich gehe mit der Zeit ſo um: Iſt ſie zäh wie ein altes Huhn, ſo klopf' und prack' ich ſie, bis ſie mürb' wird; iſt ſie fad und ledern, ſo ſalze und pfeffere ich ſie, bis ſie pikant wird; iſt ſie träg' und ſchwerfällig, Zwanzig mit dem Bambusröhr! machen ſie munter u. ſ. w.

Alſo Gaudeamus! Morgen Abends zeige ich mich meiner Geſellſchaft auch als „Taſchenſpieler“, und wenn Sie ein Liebhaber von Stücken mit doppelten Böden und Täuſchungen ſind, ſo werden Sie ſich gewiß unterhalten bei

Ihrem u. ſ. w.

## An einen Berliner.

Euer Wohlgeboren!

Morgen Nacht iſt der Tag, an dem ich zum erſten Mal ſo geboren wurde wie immer. Es verſammeln ſich bei dieſer Veranlaſſung bei mir einige Freunde des Schönen und Gebratenen.

Bei dieſer Gelegenheit brauche ich mehrere kleine und große Toaſte, in der Länge von zwei bis acht Ellen. Wir hier in Wien, die wir die Menſchen ſchweigend „leben laſſen“, haben wenig Toaſte und ſie werden auch ſelten gebaut. Toaſte und Stockrüben wollen einen ſandigen Boden, und daher gerathen Sie bei Ihnen ſo gut. Ich bitte mir morgen das Vergnügen Ihrer Gegenwart zu ſchenken, und einige ſchöne Sprüche aus dem ſpecifiſchen Toaſt-Thum mitzubringen; aus dem glücklichen Boden, wo man nicht nur beim Trinken, ſondern überall anſtoßt. Wir werden ungefähr folgende „Toaſts“ brauchen:

1) Auf mich. Kurz, faſt nur aus zwei Buchtiteln beſtehend: „Keine Hämorrhoiden mehr!“ und „Californiens Goldminen!“

2) Auf die Abonnenten des „Humoriſten“, da müſſen Sie aber genau nachſehen, wie lang Sie ſie leben laſſen, ob viertel-, halb- oder ganzjährig.

3) Auf die Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und Inzwiſchenheit.

4) Auf die deutſchen Induſtriellen in London! könnte

eine Variation bilden von dem Lied: »Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg.«

5) Einen Toaſt auf das germaniſche Princip in den ruſſiſchen Schwitzbädern.

6) Auf die hundert Luſtſpieldichter, die keinen Preis bekommen haben auf das Thema: »Du haſt gehofft, Dein Lohn iſt abgetragen.« u. ſ. w. u. ſ. w.

## An den Grafen Terzky.

Der Herr Graf werden höflichſt eingeladen, morgen ein Stündchen bei mir zuzubringen, und Ihren »Kellermeiſter« mitzubringen und ihm zu wiederholen, was Sie ihm bei Ihrem Wallenſtein-Feſte ſagten:

»Faß' aufgeben was du haſt! Die beſten Weine her!
Heute gilt's!«

## Empfindſame Reiſen zu Wagen und Pferde.

„Pfingſten, das ſchöne, war gekommen!“ In und um Döbler's Villa: Klafterbrunn, ſah es ſo feierlich pfingſtlich aus! Wir waren recht früh hinausgetreten in die Süßigkeit der mit Lerchenſang und Blütenduft gefüllten Morgenluft, und die Natur ſtand vor uns, als ob ſie mit uns den Bet- und Pfingſtgang in die Frühmeſſe machen wollte. Die Erde ſah aus wie eine ſchöne junge Frau, die dem Himmel das verſchämte Geſtändniß zulispelt, daß ſie ſich Mutter fühle von Blumen und Blüten und hüpfenden Quellen, und der glückliche Himmel lachte ob dieſem Geſtändniß aus ſeinem von Aetherthränen vollen, blauen Auge ihr wieder zu, und die kleinen Veilchenglöcklein läuteten die frohe Botſchaft aus, und die großen Blumen ringsum neigten das Haupt wie in ſinnigen Gedanken und die blätterſchweren Zweige rauſchten einen Cyclus von Geſängen und Liedern, und in den erwachenden Wäldern, die wie geſalbtes Haar das Haupt der Berge umflatterten, ſchien ein fröhliches Lautenſchlagen auf und ab zu wandern, herüber zu klingen aus dem grünen Architrav in den offenen Schimmer der freiliegenden, demantfunkelnden Landſchaft.

Wir fuhren zur Pfingſtmeſſe hinüber nach Lilienfeld, wo der hochwürdige Abt Ambros die Meſſe las.

Der Weg von Klaſterbrunn nach Lilienfeld bietet reizende Puncte! Links in einem Bergwinkel ſteht das Traiſenkirchlein, als ob's, im frommen Gange begriffen, ſtehen geblieben wäre, um ſich zu ergötzen an der lieblichen Umgebung.

Längs, rechts und links am Wege, ſchieben ſich die Berge bald vor, bald zurück und machen andern Platz, und wieder rücken neue Bergketten und Gipfelgruppen hervor, und im Nu ſchaut eine blauduftige Koppe über die Schultern der vor ihm ſtehenden Berge keck und rieſig herein in Bach und Thal, bald aber präſentirt ſich ſchnell auf dem grünen Präſentirteller einer Bergfläche ein munteres Bauwerk, und bald erblickt man am ſchattigen Abhange ein Häuschen, wie eine Gemſe, die im Sprunge hängen bleibt. Wir hatten den reizenden Thalweg ſchnell zurückgelegt, und, in Lilienfeld angelangt, betraten wir mit Ehrfurcht und in weicher Stimmung die volle, impoſante Kirche. Es wurde eine Meſſe von Beethoven gemacht, und ſowohl Geſang als Inſtrumentalexecution war eben ſo vortrefflich als großartig und erhebend feierlich! Die begeiſterten Klänge wandelten in den hohen Hallen wie jubelnde Engelsſtimmen herum; die herrlichen Töne wogten in dem impoſanten Raume majeſtätiſch auf und nieder; die gold'nen Sonnenſtrahlen ſtürzten ſich wie jubelnd durch die rieſigen Fenſter, miſchten ſich in die mächtigen Fluten der Orgelklänge; die heiligen Worte

der Meſſe ſtiegen aus dem Herzen des frommen Meſſe leſers empor und umarmten in heiliger Begeiſterung die ihnen entgegenquellende, hinreißende, das Gemüth erhebende und beſchwichtigende Muſik und ſie zogen dann zuſammen ein, heil- und ſegen- und andachtbringend in die offene Bruſt der knienden Beter!

Hie und da ſchoß eine fromme Schwalbe durch das offene Fenſter und ſchwebend in ſonnigen Strahlen und quellenden Klängen zwitſcherten ſie aus jauchzender Bruſt ihren Jubel hinein! — Es war eine feierliche, erhebende, läuternde, unvergeßliche Stunde.

Ich kann hier nicht abbrechen, ohne bei dieſer Gelegenheit noch eines Beſuches zu gedenken, den ich der Lilienfelder Kirche machte, als ich in ſpäterer Jahreszeit eine Reiſe nach Maria-Zell vorhatte.

Da fand ich zu meiner Ueberraſchung und Bewunderung das neue, herrliche, großartige Portal der Kirche ſchon vollendet und in all' ſeiner rieſenhaften Herrlichkeit vor mir ſtehen. Der hochwürdige Abt Ambros hat ſich durch dieſes Werk um die Kirche zu Lilienfeld in vielfacher Beziehung hohes Verdienſt erworben.

Wer je auf ſeinem Ausfluge dieſe Kirche beſucht, auf den macht ſie einen ſolchen mächtigen und nachhaltigen Eindruck, daß er ſich gedrungen fühlt, etwas mehr von ihrer Lebensgeſchichte zu erfahren. Die letzte Cataſtrophe im Jahre 1810 war die unheilbringendſte für ſie, die ſchon ſo viele harte Geſchicke erduldete.

In jenem Jahre äſcherte ſie ein furchtbarer Brand

faſt gänzlich ein. Die Spuren, die ſich lange erhielten, waren gefahrdrohend für die vielen Beſucher und Wallfahrer an Mauerwerk und Gewölbung.

Der jetzige Abt machte es ſich zum ſchönen Berufe, dieſes hochintereſſante Baudenkmal des dreizehnten Jahrhunderts dem immer mehr um ſich greifenden Zuſtande des Verfalles zu entreißen, dasſelbe in allen ſeinen Theilen zu reſtauriren, und die verwitterten Altäre neu zu vergolden. In verjüngter Schönheit und erhabener Simplicität ſtand die Kirche bald wieder da. Je mächtiger aber der rieſige Eindruck der neuen Kirche wurde, deſto ſtörender und verletzender war der Contraſt des Eindrucks, den das ganz in ſich zermürbte und bis zur Unkenntlichkeit der Formen verwitterte äußere Portal machte, und welches den Beſucher der Kirche zuerſt und vor Allem unangenehm berührte. Sechs Jahrhunderte haben an dieſem einſt ſo prächtigen Denkmale gothiſcher Bauart mit aufreibenden Gewalten gerüttelt und genagt, und die nächſten Jahre konnten es vielleicht vollends zerbröckeln. Der Abt trug ſich lange Zeit mit der ſchwierigen Idee, das Portal in ſeiner urſprünglichen Weiſe herzuſtellen. Glücklicherweiſe begünſtigte ein Umſtand die Realiſirung dieſer Idee. Nahe am Stifte, in Rothenau, wurde ein reichergiebiger Steinbruch entdeckt, gleichſam als begünſtigte die Vorſehung ſelber die Vollendung dieſes Werkes! Nun begann der Abt das Werk energiſch zu fördern (1844), und nun ſteht es da, vollendet, der grandioſe und würdige Schlußpunct des Ganzen. Es iſt eine vollkommene

Neu- und Wiedergeburt des urſprünglich gothiſchen Portals, in Spitzbogen aufſteigend, in perſpectiviſch ſich verlierenden Halbgewölben, gleich dem Rieſenthore des Stephansdomes. Der Eindruck, den nun dieſes neue in ſich vollendete, klarſchauende und impoſante einfache Portal auf den Eintretenden macht, iſt nun ein würdiger und erhebender Vorläufer für die erhabenen Gefühle, die das Innere hervorbringt.

Wenn man von Lilienfeld nach Maria-Zell fährt, findet der Reiſende auch da wieder reiche Veranlaſſung die fördernde Wirkſamkeit des jetzigen Abtes von Lilienfeld zu erfahren und ihm dafür den herzlichſten, wohlverdienten Dank zu bringen. Wer erinnert ſich nicht noch mit Schrecken an die abſcheuliche, muth-, geduld- und kraftermüdende ſchlechte Straße, auf welcher tauſend und tauſend fromme Pilger jährlich hin und zurück wallfahrteten? Die neue Umlegung dieſer Straße, welche der Herr Abt Ambros den Muth hatte, zu beginnen und zu vollenden, iſt ein Werk, welches ihm tauſend und tauſend Menſchen Dank wiſſen, ein Werk, welches hochwichtig iſt, indem dadurch auch noch ein dritter Weg von Oeſterreich ins Herz von Steiermark ſich auftut, und ſie iſt die Erfüllung eines ſeit langer Zeit gefühlten Bedürfniſſes.

Der neue Straßenzug windet ſich vom Fuße des Annaberges über vier Berghöhen, — deren eine (der

Rammberg) 2934 Fuß, und der Josephsberg 3024 Fuß sich über die Meeresfläche erhebt, — in einer Länge von 12,500 Klafter bis hart an Steiermarks Grenze!

Nur wer so wie ich einst an einem Tage zwölfmal auf dem Annaberge stecken geblieben ist, nur wer so wie ich auf diesen steilen Bergfällen Rippenschmerz und Seitenstechen eintauschte und acht Unglücksfälle erlebte, ehe er zu dem Unglücksfall „Lassingfall" kam, nur der kann die Wohlthat dieser neuen Straße in ihrer ganzen Ausdehnung schätzen und würdigen.

Unsere, alles Gute im Stillen befördernde Staatsverwaltung hat auch dieses Werk auf das Großmüthigste unterstützt, Alles befördert und gebilligt, was der würdige und energische Unternehmer mit so manchen Opfern zum allgemeinen Besten rüstig begonnen und was er mit Ausdauer und vollem Kraftaufwande glücklich und ersprießlich vollendete.

Diese neue Straße ist nicht nur ein Segen für die Reisenden in Bezug der Verminderung der Vorspanngebühr, sondern sie ist auch ein Vorschub der Naturfreunde, die sich im Wagen ohne Angst dem Beschauen der herrlichen Gegend überlassen können, ohne zu befürchten, daß diese Naturbewunderung ihrem Wagen einige Räder und ihnen selbst einige welche etzliche Beine kosten könnte! Auch der „Antithierquälereiverein" muß dieses Werk dankbar loben, denn die Peinigung, welche früher das Zugvieh auf dieser Straße erduldet, war entsetzlich!

Von dieſem Ausfluge zurückkehrend, fuhren wir zu Caſtelli, der uns zu Tiſche in ſein Blumentusculum einlud. Wir beſahen die Bilder, die er in großer Anzahl da hängen hat, und ich bemerkte mit Befremden, daß er mich noch nicht — aufgehängt hat! Es iſt möglich, daß er mein Bild ſchon in irgend einen Winkel hängen hatte und es wieder weggeben mußte, weil er ſonſt einen tüchtigen Verweis bekommen hätte. Wir waren bei Tiſche ſehr vergnügt; der öſterreichiſche Anacreon hat auf jeden Fall beſſere „Paprikahändel“ als der griechiſche! Zum Zwiſchengericht kam ein „Ochſenkamm“. Da keinem Menſchen der Kamm ſo geſchwind und ſo ſehr ſchwellt als dem Ochſen, ſo iſt unter allen „Kämmen“ der „Ochſenkamm“ der ausgezeichnetſte. So ein Ochs, feiſt und groß, macht einen impoſanten Anblick, wenn ihm der Kamm ſchwillt! Und weil es der „Kamm“ iſt, zieht er Alles, was nur zu ſchimpfen Veranlaſſung gibt, bei den Haaren herbei.

Die freudige Stimmung der Geſellſchaft wurde plötzlich noch dadurch erhöht, daß eben die freudige Nachricht einlief, die Angabe im „Humoriſten“ vom Tode Perker's ſei unwahr! Da ich in jener Zeit, wo das geſchah, nicht in Wien war, ſo erreichte mich auf dem Wege die Unglückspoſt und dann die glückliche Widerrufung! Ich erhob das Glas und brachte dem unſterblichen Dichter, dem frommen Gottespriester, dem edlen, hochherzigen Menſchen, dem heiligen Sänger ewiggrüner Lieder, dem

ewigjungen Dichtergreiſe ein herzliches, tiefgefühltes, aus dem Quell meines vollen Herzens kommendes „Lebehoch!“ und „Lebelang!“ aus, in welchem Caſtelli, Döbler, alle Gäſte und der Kreis liebenswürdiger Frauen jubelnd und gläſeranklingend mit einſtimmten!

Wir brachten noch mehrere Libationen den Göttern dar auf die fortdauernde Geiſtesfriſche, Herzenswärme und Körperkraft des eben ſo hochgeſchätzten als allgemein verehrten Kirchen- und Liederfürſten aus; eine kleine Stille trat ein, und vielleicht flog ein Engel durch das Zimmer, der gerne die Wünſche und die Segnungen aufrichtiger Herzen hinträgt an das Herz desjenigen, dem ſie in inniger Anhänglichkeit geweiht ſind!

Caſtelli, der ſtets joviale, rief aus. „Da iſt noch Erlauer Wein, ein Geſchenk des Hochgeehrten!“ Nun wurde noch einmal angeſtoßen im echten Erlauer!

Die Döblers und ich, wir beriethen uns nun, wie wir es anfangen müßten, um auch „echten Erlauer“ in den Keller zu bekommen! Wir ſtrengten uns ſehr an, ohne ein zweckmäßiges Mittel zu finden! Erlauer iſt wohl für Geld zu bekommen, aber „echter“! Hinc illae Lacrymae-Christi! Ich ſagte: „Ich wüßte wohl ein Mittel, aber ich ſag's nicht!“ — Ja, ſagten wir unter uns, „wenn's der Sänger der „Lunisias“ wüßte, daß außer dem „Anacreon“ auch „Humoriſten“, „Magier“ und „Magierinnen“ in ihrem unmenſchlichen Leben Augenblicke haben, in denen ſie dem Weinglaſe näher ſtehen als

ſonſt, und ſich nach echtem Erlauer ſehnen, ſo würde derſelbe ſchon echten Erlauer »per-fas et ne-fas« finden!« Darüber waren alle Stimmen einig. Nur darüber herrſchte Ungewißheit, wie man die Sache anſtelle, daß der Wunſch in den echten Keller dringe! O, ſagte ich, laßt nur den Humoriſten machen wegen dem Erlauer — wenn: — die Fortſetzung folgt.

## So wird ſie.

Gebt mir die Hand, ihr lieben Herr'n und Frauen,
Und folget mir in's Land der Phantaſie,
Durch grüne Thäler, blaue Berge, Sonnen-Auen,
Euch führt das Wunderkind: die Poeſie.
Doch müßt ihr willig euch ihr anvertrauen,
Ihr habt keine beſſ're Freundin wohl als ſie!
Was iſt die Poeſie? So hör' ich fragen dort und hie,
Wann denn entſtehet ſie, wo ward ſie und wie?

Ein Röslein ſtand ganz ungeziert,
Im Knospenmiederchen keuſch eingeſchnürt,
Wie ſich's für junge Röslein ſtets gebührt!
Der Blumenengel hielt die ganze Nacht
Beim Röslein wie ein Mutterauge wacht.
Da kömmt der kecke Knab', der Morgenſtrahl,
Und fällt auf's Röslein, das erſchrickt zumal.
Der Morgenſtrahl, der ruft den Zephir her,
Ob nicht das Röslein zu bewegen wär'!
Der Zephir ſagt: »Das hat gut Ding!«
Und ruft dazu den Schmetterling,
Und alle drei, o Herr, erbarme dich,
Sie theilen in dem Röslein ſich.

Der Morgenthau den Thau erſt trinkt,
Der an des Rösleins Wimper blinkt.
Der Zephyr haucht in die Knoſpe 'nein,
Dem Röslein wird ſie dann zu klein,
Es eilt daraus hervorzugeh'n,
Um als off'ne Roſe dazuſteh'n.
Das war erwünſcht dem Schmetterling,
Der in der off'nen Roſe ſich verfing.
Dem Blumenengel wird für's Röslein bang,
Er weiß, ein Schmetterling, der liebt nicht lang.
Er ruft deshalb dem Dornenbeer:
„Da pflanzt euch um die Roſe her,
Und kommt der Schmetterling, der Klugelmann,
So laßt ihn nicht zur Roſ' heran!“
Der Engel ſprach's,
Das Röslein hört's,
Der Schmetterling brach's,
Kein Dornlein wehrt's.
Der Engel ſchwand,
Der Falter auch,
Die Roſe ſtand
Verblüht am Strauch.
Es weicht und bleicht ihr Wangenſchein,
Es zieht und flieht ihr Duft ſo fein,
Es neigt und beugt das Haupt ganz matt,
Es ſinkt und fällt ihr bleiches Blatt,
Es fällt nach kurzem Lebenslos
Der Mutter Erde in den Schooß.

Und Mutter Erd' ſpricht mildgeſinnt:
„Du bleibſt ja doch mein Herzenskind!
Wenn alle Welt mit Recht dich ſchilt,
Das Mutterherz, das richtet mild.
Wenn alle Welt dich hart verdammt,
Bleibt Liebe doch der Mutter Amt!
Denn alle Welt und alle Leut',
Und alle Blumen weit und breit,
Sie trugen dich nicht in Leibeshaft,
Sie ſäugten dich nicht mit ihrem Saft,
Sie hielten dich nicht wurzelfeſt
Bei Sturm und Wind von Oſt und Weſt,
Sie wiſſen's nicht, ſie fühlen's nicht,
Daß Mutterherz ganz anders ſpricht;
D'rum ſei dir von der Mutter Erd'
Die Leichenfeier doch beſchert.
Sie führt dich hin zur letzten Ruh',
Denn Tod und Mutterlieb' deckt Alles zu!" —

D'rauf legt ſie die todte Roſe matt
In einen Sarg aus Lotosblatt,
Als Leichentuch dann auf der Bahr'
Ein Lilienblatt wie Silber klar.
Die Bahre trugen vier Roſenſchweſtern dann,
Viole, Maßlieb, Vergißmeinnicht und Enzian,
Als Trauerkerzenträger Paar und Paar
Glühwürmchen gingen zur Seit' der Bahr';

Und Glockenblumen zart und fein,
Die läuteten den Zug dann ein.
Sodann zum innigen Gebet
Das „Himmelsſchlüßlein“ betend geht;
Denn ein Gebet am Schluß vom Erdenlauf
Schließt für die Seel' den Himmel auf! —
Und ganz zuletzt den Grabgeſang
Die Nachtigall dem Röslein ſang:
„Du haſt geſeh'n nur einen Tag,
Du haſt gehört nur eine Klag',
Du haſt geblüht nur eine Stund',
Du haſt geküßt nur einen Mund,
Du haſt gelacht nur ein Moment,
Haſt dann geweint bis an de' End', —
Von Reu' geknickt fielſt du herab,
Und fielſt auf dein eigen Grab.
Und wie da war dein Angeſicht
Gewoben einſt aus Schnee und Licht,
Webt Reue jetzt zur Sterbezeit
Aus Schnee und Licht dein Leichenkleid!“ —

Der Leichenzug bewegt ſich fort anitzt,
Ein Elfenkind am Wege ſitzt,
Das Elfenkind im Mondenſchein,
Das lugt in einen Spiegel 'nein.
Das Elfenkind im Lichtgewand
Trägt eine Aeolsharfe in der Hand,

Und Alles, was es in dem Spiegel ſchaut,
Wird Sang und Klang und Harfenlaut;
Und Alles, was vorüberzieht,
Wird Saitenton und Herzenslied.
Und wie der Leichenzug ſich präſentirt,
Das Elfenkind gleich präludirt,
Und Laute quellen aus der Harf'
So ſchmerzlich ſüß, ſo ſchmerzlich ſcharf,
Wie Todesruf, wie Widerhall,
Wie Tröſterwort, wie Märchenſchall,
Wie Seufzer, die vom fernen Strand,
Das Heimweh ſchickt zum Heimatsland,
Wie Waldgeräuſch, wenn Sehnſucht wacht,
Wie Glockenton um Mitternacht,
Und wer da hört was dieſes Kind
Aus Harf' und Spiegel ſingt und ſinnt,
Der lauſcht und lauſcht und weiß es kaum,
Ob's Märchen, Luftgebild, ob's Schaum und Traum,
Es ſpielt ihm um das Herz mit Luſt
Wie kühle Flut um heiße Bruſt,
Er hört das Wort, die Melodie,
Er folgt dem Klang der Phantaſie,
Und Wehmuth faßt ihn an wie nie,
Er hört und lauſcht und fragt: Wohin und was und wie?
Seht Ihr, lieben Leut', ſo wird die Poeſie!

# Heirathe-Puff.

In einem hiesigen Blatte lesen wir folgendes charakteristisches Inserat:

**„Dame**

aus der höchsten Gesellschaft, Erziehung vollkommen, Geist bedeutend, Talente mehrere, Aeußeres nicht unangenehm, Jahre dreißig, durch den Tod ihres Vaters eines großen Vermögens verlustig, an Comfort gewohnt, sucht sich an einen Mann folgender Eigenschaften zu vermählen: sicher, daß ein solcher auf Erden lebt: Alter 50 vorüber, Geiz, Name sehr ehrenwerth, Vermögen groß, Lebensweise geregelt, wenn auch kränklich, annehmbar, liebevoller Sorge versichert. Krance, Paris, poste restante A. F. B. M. 6."

Dieses Inserat hat mir mehrere schlaflose Abende im Kärnthnerthortheater gekostet! Das will viel sagen!

Die „Dame" schwebte mir vor, die „Dame" und der „Mann", und der Gedanke, bin ich der „Mann" für die „Dame", und ist die „Dame" mein Mann!?

Diese Anzeige gibt so viel zu bedenken, zu errathen, zu befürchten, zu ahnen.

„Dame!" ganz ohne Geschlechtswort! Nicht „die Dame", nicht „der Dame", nicht „das Dame".

Welche Stufenfolge gibt es nicht: „Weibsbild“ — „Frauenzimmer“ — „Schönes Geschlecht“ — „Weib“ — „Frau“ — „Dame.“ Wo das Weib aufhört, fängt die Frau an, und wo die Frau aufhört, fängt die „Dame“ an!

Eine „Dame“ ist nicht Jedermanns Sache! Es gibt viel Männer, die lieben ein Weib, bekommen sie zur Frau und lassen sie als Dame sitzen. Bei dem Weib ist man der Mann, bei der Frau ist man der Herr, aber was wird man bei der „Dame“? Das „Weib“ gehört zum weiblichen Geschlecht, die Frau gehört zu den Frauenzimmern, zu was gehört die „Dame?“

Man kann sagen: „Ma Dame,“ aber man kann nicht sagen: „Ma Weib“ oder „Ma Frau.“

Die „Dame“ aus unserm Inserat sucht also Jemand, der ihr das „Ma“ anhängt oder versetzt! Eine „Dame“ ohne „Ma“ ist ein herrenloser Artikel.

Diese „Dame“, die ihr „Ma“ sucht, ist „aus der höchsten Gesellschaft“.

Ja, aus welcher hohen Gesellschaft? In einer Hühnerzeige bilden die magersten Hennen die höchste Gesellschaft! In einer Bibliothek bilden die unbrauchbarsten Exemplare die höchste Gesellschaft; im Circus bilden Sechskreuzerpersonen die höchste Gesellschaft u. s. w.

Der Kletterbaum, auf welchem der „Ma“-Bringer in die höchste Gesellschaft klettern muß, um die Dame herunterzuholen oder sich eben bei ihr einzuhausen, besteht aus vielen Zweigen!

Er muß erstens „über 50 Jahre alt sein!“ Nun, das findet sich! Diese Eigenschaft haben viele Männer und sogar auch ich, es ist kein Verdienst, es ist blos Geduldsache; ich habe mich seit meiner Jugend dran gewöhnt, und so bin ich jetzt über Fünfzig und folglich „Tamefähig“.

Wieviel Jahre über fünfzig? N'importe!

Alle in diesem Punct konnte ich anfragen.

Zweitens muß der Mann „Geist“ haben! Das findet sich schon etwas seltener als fünfzig Jahre!

Daß ich die Bedingung „über fünfzig“ einhalten kann, wird der „Tame“ dadurch, daß ich in diesem Jahre mein sechzigstes Geburtsfest feierte, vielleicht wahrscheinlich werden. Aber wie will ich ihr beweisen oder weißmachen, daß ich „Geist“ habe? „Geist?“ Wie heißt? Wieviel Geist? Welcher Geist? Es gibt einen männlichen Geist weiblichen Geschlechts: „Der Geist des Widerspruchs,“ es gibt einen Hamletgeist, dessen ganzer Geist sich darauf beschränkt, Morgenluft zu wittern, und es gibt einen Zeitgeist, der gar nichts wittert!

Wie soll ich der Tame meinen Geist verführen? Der Himmel hat jedem Menschen gleich bei der Geburt Geist eingeblasen; darum blasen sich die geistlosen Leute so auf, damit man glaube, es ist der Geist, der sie aufbläst. Aber ein „Geist“ raucht bald aus! „Ueber fünfzig“ sind die Stunden des Verdachtes für die Geistesausrauchung! Uebrigens kann sich die „Tame“ nach mei-

nem Geiſt erkundigen, er kann die beiden Zeugniſſe vorlegen: Arreſt, Verfolgung, Verleumdung, Geldmangel und Hämorrhoiden; „Dame,“ was begehrſt Du mehr?

„Name ſehr ehrenwerth.“ Auch damit kann ich dienen! „Moritz“ iſt gewiß ein Name aus der „höchſten Geſellſchaft“: „Moritz von Sachſen“ — „Moritz Spiegelberg“ u. ſ. w. und „Saphir“ iſt auch nicht übel, und den Namen, den ich mir ſelbſt gemacht habe, gebe ich d'rauf.

„Vermögen groß.“ Dieſes könnte im erſten Augenblicke einige Hinderniſſe geben, man mag das Vermögen anſchlagen wie man will. Eine Sommerſproſſe, die ſo groß iſt wie ein Pfannkuchen, iſt klein; ein Höcker, der ſo groß iſt wie ein Pfannkuchen, iſt klein! Klein und groß ſind relative Begriffe! Ein winziges Vermögen im Beſitz iſt groß gegen ein „großes Vermögen verluſtig!“

Alſo „mein Vermögen“ kann ſich muthig mit dem „großen verluſtigen Vermögen“ der Dame meſſen! Was „verluſtiges Vermögen“ betrifft, mag's wohl ſchon ein großes Vermögen ſein, welches ich luſtig verluſtigte!

„Lebensweiſe geregelt.“ Die liederlichſte Lebensweiſe kann geregelt ſein! Jeden Tag einen Rauſch, iſt auch geregelt, jede Nacht durchſchwärmt, wird endlich auch zur Regel! Es ſoll wohl heißen: „Leben weiſe geregelt!“ Aha! damit, o Dame, kann ich aufwarten! Ich habe mein Leben gewiß geregelt!: Nie mehr eſſen als

man hat; nie mehr schuldig sein, als einem geliehen wird; nie mehr Frauenzimmern die Cour machen, als sich machen lassen; nie länger eingesperrt sein, als die Doctoren verschreiben; nie eher heirathen wollen, als bis uns Keine mehr nimmt, und nie einen Prozeß anfangen, als bis man nichts mehr zu verlieren hat! Also, Dame, gilt's? —

Was bietet die „Dame" dafür?

„Erziehung vollkommen" — „Geist bedeutend" — „Talent mehrere" — „Aeußeres nicht unangenehm" — „Jahre dreißig" — „Vermögen verlustig" — „an Comfort gewöhnt!"

Diese Eigenschaften sind verführerisch, nur müßten sie anders gesetzt werden, z. B.:

„Aeußeres vollkommen" — „Vermögen bedeutend" — sonst müßte es nicht heißen: „Durch den Tod ihres Gatten eines großen Vermögens verlustig," sondern: „Durch den Tod ihres großen Vermögens jedes Mannes verlustig."

Die „Dame" ist auch „an Comfort gewöhnt". Wo kann eine „Dame" mehr Comfort haben als bei einem Poeten?! Eine „goldene Leier", wenn auch stets die alten „Silbersaiten", „brillante Phantasie", „Reichthum an Bildern", „Nectar der Poesie", die Musen als neun Gesellschafterinnen u. s. w., dann ist der Poet immer in höheren Regionen, welcher Comfort für die Frau, die hübsch drunten bleibt!

Aber da fällt mir ein, sollte die „Poesie" selbst diese „Dame" sein? Die Poesie ist aus der „höchsten Gesell-

ſchaft", ſie iſt durch den Tod Goethe's um ein großes Vermögen gekommen u. ſ. w.

Die „Poeſie" will ſich wieder vermählen, und ſucht auf dem Inſeratweg ihren Mann!

Unſere Räuber- und Banditenpoeten ſind, glaub' ich, alle verheirathet, die „Zweigroſchenkalendermacher" vielleicht auch, die Localpoſſendichter dito.

Was iſt zu thun? Es iſt Niemand da, der der verwitweten Goethe die Hand anbieten könnte.

Sie wird am Ende mit mir vorlieb nehmen müſſen, da ſie „ſucht, daß ein Solcher auf Erden lebt!"

Aber wie Wenige wiſſen, was eigentlich unter dem Wort ein „Solcher!" begriffen iſt!

„D'rum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich die „Solche" zu dem „Solchen" findet!"

## „Gut für mein Buch."

Das Leben iſt ein „Buch"! Daher der Ausdruck: „Mein Lebensbuch!"

Der Menſch iſt 70 Jahre lang Buchhalter dieſes Buches, er verzeichnet ſein „Soll" und „Haben".

In der Buchhalterei des Lebens führt der Magen das „Hauptbuch", denn da müſſen „Einnahmen" und „Ausgaben" ſtimmen und die Bilanz halten. Der Kopf führt das „Waarenconto" über die nöthigen Gegenſtände und Stoffe; das Herz führt das „Perſonenconto" der Liebe und Ode, das weibliche Herz hat daneben noch ein „Conto pro diversi"; die Taſche führt das „Gaſſabuch" u. ſ. w.

In dieſer allgemeinen Lebensbuchhalterei führen die Menſchen noch extra mancherlei Bücher, Stammbücher, Familienbücher, Erinnerungsbücher, Tagebücher, biographiſche Bücher.

Die Menſchen ſchreiben ihr „Tagebuch", es wäre bei Vielen intereſſanter, gewiß aber inhaltsreicher, ein „Nachtbuch" zu ſchreiben.

Wieviel große Gedanken und kleine Perſonen, große Weltereignisse und kleine Staatsumwälzungen ſind Ergebniſſe der Nacht!

Der Mensch von einiger Bedeutung hat auch ein „biographisches Buch", ein Buch, in welchem er Alles, was ihm begegnet, Menschen und Sachen, Ehre und Unbill einzeichnet zum spätern Gebrauch, zur Notiz und Lehre der Leser nach seinem Tode.

Für solche Menschen ist die Devise dieses Aufsatzes: „Gut für mein Buch!" eine große philosophische und heilsame Weisheit.

Dieser Spruch:

„Gut für mein Buch!"

ist historisch, er ist aus dem Leben gegriffen, er ist mir in Fleisch und Blut im Leben vorgekommen!

Es mögen mehr als dreißig Jahre her sein, da kam aus Norddeutschland nach Wien ein „Literat" gezogen. Ein norddeutsches „Literätchen" mit Namen G—f. Norddeutschland hat den Titel „Literat" erfunden! „Dr. der Literatie!" Wie Norddeutschland „Stubenmädchen für Alles" hervorbringt, so bringt es „Literätchen für Alles" hervor. So ein „Literätchen für Alles" ist eigentlich kein Dichter, kein Schriftsteller, kein Lyriker, kein Epiker, kein Dramendichter, kein Aesthetiker, kein Kritiker, er ist blos „Literat".

Es ist ein Titel! „An Se. Wohlgeboren den Herrn N. N., Literat!" Wer kennt nicht das Räthsel: „Es sieht aus wie eine Katze, hat Füße wie eine Katze u. s. w. und ist doch keine Katze?" — Ein Kätzchen!

So ein „Literat" hat Füße wie ein Literat, Hände wie ein Literat, und ist doch keiner! — Ein Literätchen!

Ein solcher „Literat" war Herr S—f. Er brachte, wie ich glaube, Empfehlung an Bäuerle, und wurde uns dadurch bekannt. Aus Mangel an solider Beschäftigung literätelte er hier einige Zeit und wurde bei einigen Journalen Notizenfarbenreiber.

S—f war „Literat". Besondere Kennzeichen: Durst, Müßiggang und ein kleiner Instinct zum Schuldenmachen, ohne die Tame Hoffnung, sie durch Talent und Fleiß mit der Zeit bezahlen zu können.

Diese drei Kennzeichen führten unsern „Literat" eines Tages dahin, wohin keine Mignon singt:

„Dahin, dahin laß' mich mit dir zieh'n."

Bäuerle in seiner Gutmüthigkeit forderte mich auf, mit ihm den „Literat", der „zehn Tage fern von der Literatur" nachdachte, zu besuchen und ihn durch Abhilfe aus der „stillen Klause" an das Licht der Literatur zu ziehen. Nachdem Bäuerle ihn aus der Patsche zog, machte er ihm väterliche Ermahnungen und stellte ihm vor, wie unangenehm ihm, dem Literat nämlich, eine solche Affaire sein mußte.

„Unangenehm?" schrie Herr S—f, „im Gegentheil, dieser Arrest ist mir recht angenehm, „gut für mein Buch"! —

Herr S—f wollte nämlich ein „Buch über Wien" schreiben und es recht kennen lernen!

Diese Procedur, sagt er, ist

„gut für mein Buch!"

Nach einiger Zeit kam dieser liebe S—f wieder in

Lebensconflicte, die ihn wieder „durch diese hohle Gasse“ zwischen Oeffentlichkeit und Abgesperrtheit führten. Er hatte nebenbei auch mit seiner Gesundheit Händel angefangen und kam in's Inquisitenspital, um die Schuld der Natur mit zu bezahlen.

Bäuerle der Langmüthige sagte wieder: „Man kann den armen Menschen doch nicht ganz verlassen,“ wir hatten ihm einen Besuch abgestattet und Erleichterung gebracht. Bäuerle sagte voll Mitleid: „Sie sind gar nicht zu entschuldigen, aber ich habe doch Mitleid mit Ihnen.“

„O,“ sagte Herr G—f, „im Gegentheil, das ist mir Recht, das ist

„gut für mein Buch!“

da lern' ich Wien auch von dieser Seite kennen.“

Es währte nicht lange darauf und unser Wien studierender „Literat“ machte sich wieder Dinge verdächtig, die zur Folge hatten, daß er Wien durch jenes Fuhrwerk zu verlassen veranlaßt wurde, welches mit der Erfindung des Dampfes nichts gemein hat, aber seinen Passagier mit der beruhigendsten Sicherheit an seinen Bestimmungsort führt. „Thoren nennen es Schub!“

Die unverwüstliche Gutmüthigkeit Bäuerle's gab ihm auch da noch einige brauchbare Stoffe mit, er sagte ihm ganz erschüttert: „Ach, das muß Sie doch sehr schmerzen!“

„Schmerzen?“ sagte unser lieber G—f, „au contraire, das freut mich, das ist

„gut für mein Buch!“

da lern' ich Wien auch von dieser Seite kennen!“

Ob nun Herr G—f wirklich ein Buch geſchrieben und Wien mit ſeinen Bewohnern recht ausgeſchimpft hat, weiß ich nicht, und bezweifle es auch, ſonſt ſäße er jetzt recht warm in Wien und ſchnitte Pfeifen im Rohr.

Aber es liegt eine große Philoſophie in dem

„gut für mein Buch!“

wenn es der Menſch auf das Buch ſeines Lebens bezieht, und bei jedem Ungemach, das ihn trifft, ſich denkt:

„gut für mein Buch!“

gut als Lehre, gut als Erfahrung, gut als Notiz für die Zukunft, gut als Stoff und Auffaſſung für das Buch meiner Biographie!

Wenn der Menſch von ſeinem achtzehnten Jahre an von allen Widerwärtigkeiten, die er ſich zuzog, oder die ihm von Andern zugezogen wurden, geſagt hätte:

„gut für mein Buch!“

wenn er ſie in ſeinem Lebens- oder Tagebuch eingeſchrieben hätte, „blos um das Leben auch von dieſer Seite kennen zu lernen,“ er würde dann in ſeinem vierzigſten, fünfzigſten, ſechzigſten Jahre bei den Widerwärtigkeiten des Lebens im Lebensbuch zurückblättern und finden, daß das Allerwiderwärtigſte auch ſchon dageweſen iſt, und durch nichts ertragbar gemacht wird, als durch Gleichmuth und Geduld!

Bei jeder getäuſchten Hoffnung ſoll man ſagen

„gut für mein Buch!“

Bei jedem zu Grabe getragenen Wunſch:

„gut für mein Buch!“

Bei jedem Undank, bei jeder Verkennung, bei jeder Zurücksetzung soll man sagen:

»gut für mein Buch!«

Bei jedem Schlag des Schicksals, bei jeder geknickten Herzblume:

»gut für mein Buch!«

Denn wenn man das alles so eingeschrieben hat im Buch des Lebens, denn wenn man das Leben auch von dieser und jener und den vielen schwarzen, dornigen, spießigen Nacht- und Wetterseiten kennen gelernt, es studiert hat, dann kennt man das Leben, und wenn man das Buch des Lebens von allen Seiten kennt, so kennt man die »Lettern« dieses Buches auch: die Menschen, die großen Anfangsbuchstabenmenschen, die goldenen Buchstabenmenschen, die kleinen Lettern, die non pareil u. s. w., und wenn man die Menschen alle kennt, die eigentlich das Buch machen, dann kann man erst recht sagen:

»gut für mein Buch!«

denn dann erwartet man von seinem Buch des Lebens eben nichts Anderes, als was solche Lettern zu leisten im Stande, geschaffen und berufen sind!

Die Menschen und die Lettern müssen gesetzt — geschwärzt, zum Druck befördert und gebunden werden, dann machen sie erst das Buch aus, und von dieser Erfahrung wahrlich kann jeder Mensch ausrufen:

»gut für mein Buch!«

# Der Wochenkrebs.

Aus dem Kladderadatsch Nr. 250 vom 17. September 1854 abgedruckt.

## I.

Heisa Jubeisa, dudeldumdei,
Da geht's ja hoch her, bin auch dabei!

Ja hoch geht's her! Der Fall, von dem die „Neue preuß. Zeitung" sagte „auf keinen Fall," dieser Fall ist endlich eingetreten: „der Fall Sebastopols!"

Der Wochenkrebs schlägt vor Freude einen Purzelbaum! — „Zwing-Uri" Futsch! der Koloß wackelt! Die Weltgeschichte tritt mit einem französischen Fuß in eine neue europäische Phase.

Hört Ihr's wimmern hoch vom Malakoffthurm?
Das ist Sturm!
Roth in Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht die Kreuzzeitungsgluth!
Du Lummel!

Ja ja, so geht's! Manche Nase hat sich gerümpft und ist gerümpft worden, als der Kaiser Ludwig Napoleon den Brief an Pelissier schrieb, in welchem er die Unhaltbarkeit der Russen in der Krim mit einer Zuversicht aussprach, welche das Kennzeichen des Genies ist, und jetzt doch nach vierzehn Tagen ist der Brief eine Wahrheit geworden!

Die Südſeite iſt hin, die Nordſeite wird hin werden! Wer könnte auf dieſe Nord-bahnactien mit Zuverſicht ſpeculiren?

Die Südſeite ein Schutthaufen, die Stadt Sebaſtopol ein Schutthaufen, die Häuſer ein Schutthaufen, die ruſſiſche Armee ein Schutthaufen, der Nimbus der coloſſalen ruſſiſchen Macht ein Schutthaufen, der nordiſche Einfluß auf Europa ein Schutthaufen, die Prophezeiungen aller preußiſch-ruſſiſchen Organe ein Schutthaufen, kurz die Welt iſt voller Schutthaufen, die Schutthaufen häufen ſich haufenweiſe.

Und die „Friedensausſichten“? — ein Schutthaufen! Und die „vier Puncte“? — ein Schutthaufen!

Der Wochenkrebs müßte Tinte geſoffen haben — wenn er jetzt an Friedensausſichten glaubte!

Der Wochenkrebs hat Jahre lang geſagt: „Es kömmt zu nichts!“ Die Zeitungen haben Krieg geſponnen, die Leitartikel aller Zeitungen erſchienen wie Hamlets Vater bewaffnet von Kopf bis Fuß, aber der Wochenkrebs hat geſagt: „Es kömmt zu nichts!“

Man hat Geld recrutirt und Soldaten geworben, aber der Wochenkrebs hat geſagt: „Es kömmt zu nichts!“

Die Kugeln flogen rechts, die Depeſchen flogen links, aber der Wochenkrebs, ein Rummelpuff, iſt geſtanden und hat geſagt: „Es kömmt zu nichts!“ Als alle Diplomaten mit dem Journaliſtiſt und alle Politiker aus dem B—B, das heißt aus der Börſe und dem

Bierhauſe ſagten: „Wir bekommen Krieg,“ da ſagte der Wochenkrebs: „Es kömmt zu nichts!“

Aber jetzt, jetzt ſagen die ehemaligen Kriegstrompeter, die frühern Feuerfreſſer und Kanonenverſchlucker: „Es wird Frieden,“ jetzt legen ſich die papiernen Bombardiers auf den Bauch und meinen, aus dem Schutthaufen Sebaſtopols wird die Schafgarbe „Frieden“ hervorwachſen, aber gerade jetzt zuckt der Wochenkrebs die Scheeren und zieht ſich von ſeiner Deviſe: „Es kömmt zu nichts“ zurück!

Jetzt hätte der Wochenkrebs große Luſt, auf ſeine Fahne zu ſchreiben:

„Es kömmt zu — etwas!“

Sebaſtopol und Jeruſalem ſind zerſtört, daran zweifelt mehr weder Jud noch Chriſt, weder Europafreund noch Preuß'; der Küraß, Schild und Bruſtlatz Rußlands, ſeine granitne Mieder an dem Buſen des ſchwarzen Meeres ſind gelöſ't, zerfaſert, vernichtet, ein thönernes Bein des Coloſſes iſt wurzweg amputirt worden; von der großen nordiſchen Armada iſt kein Schinakel mehr übrig, um im ſchwarzen Meere Grundeln zu fangen oder im azow'ſchen Meere eine „Regatta“ zu veranſtalten; das eine S, „Sinope“ iſt von dem Doppel-S: „Siliſtria“ und „Sebaſtopol“ furchtbar gerochen worden; wo ſind die ruſſiſchen Flotten?

„Aſſlavit Deus et dissipati sunt!“

Wo iſt Sebaſtopol? In Flammen aufgegangen! Dieſe Flamme hat aber die Freude des civiliſirten Euro-

was über diese Begebenheit recht hell beleuchtet: diese Flamme hat den letzten Span von den Hoffnungen der kleindeutschen Russenliebhaberei aufgezehrt!

Und nun nach diesem Erfolg, nach diesem Siegs-Refrain eines jahrelangen Schlachtenliedes, nach dieser glänzenden Genugthuung jahrelanger Opfer sollte ein „gemüthlicher Frieden", ein „sentimentales Arrangement", ein „Gellert'scher Schäfervertrag" aus dem Blut von tausend und tausend französischen Helden, aus dem Blut von geopferten Milliarden hervorsprossen?!

Die große, unglaubliche Waffenthat, diese strahlende Genugthuung des Rechtes, der Civilisation, der Völkersympathien sollte durch den Geist Napoleons des Dritten, durch den Heldenmuth französischer Armeen, durch die Consequenz englischer Energie bewerkstelligt worden sein, um den Schluß eines Isländischen Rührspiels herbeizuführen, einen faulen Frieden, der wieder nicht geboren und nicht geworfen ist? Einen Frieden ohne Rath auf der Nähmaschine der Gefühlspolitik?

Von den „vier Puncten" kann keine Rede mehr sein! Mit dem Fall Sebastopols tritt ein ganz neuer Fall ein! Alles was vorhergegangen ist, Alles was unterhandelt worden ist, haben die Flammen von Sebastopol verschlungen! Nicht nur die „Brücke zur Nordseite", sondern auch die „Brücke zu den vier Puncten" hat Rußland abgebrochen. Die Alliirten werden eine ganz neue Brücke schlagen, verschlagen, aufschlagen.

Die Einnahme von Sebastopol ist nicht das Z, es

iſt das A des orientaliſchen A-B-C! Es iſt nicht das Ende, es iſt der Anfang vom Krimfeldzug! Wenn aus dem vergoſſenen Blut der Alliirten nicht das vom Ruſſenthum ganz gereinigte Europa hervorblühen ſollte wie eine Paſſionsblume, dann würde und müßte in der Zukunft aus jedem Tropfen desſelben ein rächender Mahner, eine brennende Reue hervorblühen!

Wievielmal hat man Rußland, wie Neſtroy ſagt, ein „Hinterpförtchen“ offengelaſſen? Wievielmal iſt ihm Gelegenheit geboten worden, mit Ehren und mit einem Anſtrich von Humanität aus der Affaire zu gehen? Aber nein! „Karnikel“ hat angefangen und Karnikel hat conſequent fortgekarnikelt; Karnikel hat einen Feuerbrand in die Welt geſchleudert, der Himmel, die Energie des franzöſiſchen Kaiſers, die Macht der Alliirten hat dieſen Feuerbrand auf Sebaſtopol zurückgeſchleudert; die weltgeſchichtliche Nemeſis war ſo frei, ohne Kleindeutſchland um ſeine Meinung zu fragen, den nordiſchen Hochmuth vor dem Falle Sebaſtopols zu rächen; die Alliirten haben ganz allein mit eiſerner Ausdauer, heldenmüthiger Anſtrengung und unendlichen Opfern für die Entruſſung des zukünftigen Europas gekämpft, und ſie ſollten ihm in patriarchaliſcher Einfalt die Zukunft aus der Hand geben, das Schickſal Europas noch einmal auf das Schaukelpferd eines hölzernen Vertrages ſetzen? Sie ſollten ihre blutig erkämpften Erfolge mit ſchwankenden Stipulationen beenden?

Nein, das leidet der Wochenkrebs“ nicht, er ſchickt

dieſen Wochenkrebs direct an Napoleon mit einem demüthigen und herzlichen Glückwunſch und mit ſeiner Anſicht von der Sache!

Hauptſächlich wird der Wochenkrebs rathen: die Kriegskoſten nicht zu ſchenken!

Eine Rechnung würde der Wochenkrebs an Rußland richten, daß Sibirien vor Angſtſchweiß aufthauen würde! Und bis dieſe lumpigen 10—20 Miliarden getilgt ſind, würde der Wochenkrebs „die Krim“ mit drei „Volants“ Franzoſen, Engländer und Sarden beſetzen; Reval möchte er noch ein Bischen den Hut antreiben; die Türkei wie ein altes Schauſpiel neu beſetzen; Beſſarabien auch ein Bischen beſuchen u. ſ. w.

Und „Kleindeutſchland“?

Während das ſtarke und kluge Oeſterreich ſeine redliche Politik feſthielt, die es vom Anfang ausſprach, während es ſeine Sympathien für die Sache des Rechtes und für die Weſtmächte conſequent feſthielt, aber von Preußen und Kleindeutſchland gehemmt und genergelt wurde, währenddem — ſchläft Kleindeutſchland, und der Wochenkrebs ſingt ihm folgendes

## Schlummerlied.

Schlumm're, Kleindeutſchland, o ſchlumm're nur fort,
Dich wiegt die „Kreuzzeitung“ mit lieblichem Wort;
Schlumm're, Kleindeutſchland, und habe kein Bang',
Bis Ende der Welt da dauert's noch lang;
Schlumm're, Kleindeutſchland, das iſt dir geſund,
Den preußiſchen Schnuller im ſuzelnden Mund!

Schlumm're, Kleindeutſchland, es wachſen im Schlaf
Die Kinder, ſie werden dumm, aber brav;
Schlumm're, Kleindeutſchland und ſei nicht ſo ſchlimm,
Was kümmert dich Pontus und Donau und Krim?
Schlumm're, Kleindeutſchland, und biſt du erwacht,
Hat ſich ohne dich die Welt ganz anders gemacht!

Schlumm're, Kleindeutſchland, und rühre dich nicht,
Lieg' auf der Naſe mit deinem Geſicht;
Schlumm're, Kleindeutſchland, die Aeuglein verpappt,
Wenn's draußen auch ſtürmt und donnert und klappt;
Schlumm're, Kleindeutſchland, und ſchnarche dazu,
Im Schlafe iſt Frieden, im Schlafe iſt Ruh'!

Schlummm're, Kleindeutſchland, und mach' dir nichts d'raus,
Daß ſie indeſſen umkehren Weltgeſchichte und Haus;
Schlumm're, Kleindeutſchland, du ſiehſt es ja wohl,
Ohne dich auch nehmen ſie Sebaſto-to-pol!
Schlumm're, Kleindeutſchland, o ſchlumm're, mein Kind,
Draußen geht durch die Welt ein gewaltiger Wind!

Schlumm're, Kleindeutſchland, ſchlumm're ſo leiſ',
Träume von Rußen, träume vom Preuß';
Schlumm're, Kleindeutſchland, den Finger im Maul,
Europa das weißt du, iſt längſtens ſchon faul;
Schlumm're, Kleindeutſchland, und lieg' auf dem Bauch,
Ohne dich reparirt man Europa ja auch!

Schlumm're, Kleindeutſchland, man ſchlummert ſo ſüß,
Wenn man nicht Schuld hat an „das“ und an „dies“;
Schlumm're, Kleindeutſchland, in Alaun' oder Moos,
Ohne dich zieht das Jahrhundert ſein treffendes Loos;
Schlumm're, Kleindeutſchland, welch' kindliches Glück
In verſchlafen Geſchichte und Völkergeſchick!

## II.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Blos die „Conferenzen“ haben begonnen, in der Mitte des Monats Marzi, jetzt, Weltgeschichte! jetzt wart' sie! Am „ersten Tag,“ so ist's gewiß, scheidet sich blos Licht von Finsterniß, die Finsterniß scheidet sich vom Licht, und man sieht keinen Preußen dabei nicht, das macht uns aber keine Sorgen, und es wird Abend und es wird Morgen, der Tag der zweite, wie gestern, so ist er heute, und alle Tag in der Wochen, und von keinem Preußen wird etwas gerochen, dadurch wird die Conferenz nicht unterbrochen, kommst du nicht jetzt, so kommst du später, ist's nicht der Paul, so ist es der Peter, ist's nicht heut', so ist es morgen, das macht dem Wochenkrebs keine Sorgen! Wer nicht kommt vorne, kömmt auf der Hintertreppen, wer nicht gutwillig geht, den werden wir schleppen, das ist eine alte Regel, das sagt der Hiesel, der Wurstel und der Hegel!

Also nichts gesorgt, nur brav gezittert; wenn sich piccolo germanico auch zersplittert, dadurch werden die Conferenzen doch nicht verbittert, wie's in der „Kreuzzeitung“ auch knittert, „bange machen jilt mehr nischt,“ jetzt wird nicht mehr im Trüben gefischt, zuerst wird ge-

macht table nette, es geht entweder ja oder „na!“ oder „ne!“ oder „net!“ Jetzt iſt's aus mit der „Ochſenmenuett,“ ſchleich' hin und ſchleich' her und dos-à-dos, geh' um den Rücken und kehr' wieder um, und tanze quer und kreuz und immer nur krumm, jetzt heißt es „bum! bum!“ oder — oder — zum! —

Gleich am erſten Tag post conferenzum natum, lief ein unter aſſecurirtem Datum die Nachricht in duplicatum, daß die franzöſiſch-engliſchen Genoſſen, ganz ungenirt und unverdroſſen, den Friedensgerichten zum Poſſen, Sebaſtopol angezündet haben und beſchoſſen! — Die Welt iſt ein Theater voll Poſſen, auf der einen Seit wird Frieden unterhandelt, auf der andern wird der Krieg erſt recht angebandelt, und wer ſo dazwiſchen wandelt, zwiſchen „Es kömmt zu nichts!“ und „Es brandelt!“ dem werden die Gedanken völlig verſchandelt!

Sie vereinigen ſich Alle in beſter Harmonie,
Aber wie?
Preußen wird echt deutſch klar und ſolenn,
Aber wenn?
Pontus und Donau werden ein freies Depot,
Aber wo?

Das ſind lauter Fragen orientaliſche, politiſch-moraliſche, ruſſiſch-cannibaliſche, preußiſch-idealiſche!

Aber nichts in der Welt iſt von Dauer, nicht einmal die chineſiſche Mauer, was geſtern ſüß war, iſt heut' ſauer, wer heut' jubelt, iſt morgen in Trauer, wer heute die Erd' will lenken am Zügel, liegt morgen ſtill unter

dem Hügel, wer heute in Conſtantinopel hat geſchwindelt, der hat ſich die Gunſt gebrochen und wird geſchindelt, und wird ganz anders gewindelt, weil er in der Krim die Zeit ſo fruchtlos verzindelt!

In England da ſitzen's in der Saucen! Die hat ein gewiſſer Reh-Bock („Roebuck") geſtoßen! Das Ding, das iſt verflucht, wenn man ſucht und gar unterſucht, da wird gewiß endlich ſchwarz gebucht! O Mylords und Gentlemen, Lords und Ladys, das Ding ganz abſonderlich öd' is! Pray you, wo ſoll herkommen Subordination, im Feld, im Lager und in der Station, wenn die Commandirenden nach „Zufilling!" bekommen ganz öffentlich einen Schilling?

In Paris da drenten, da ſteigen die Renten, je nachdem der „Moniteur" ſich räuſpert und ſpuckt, je nachdem eine „Ente" ſich duckt, je nachdem der politiſche Hahn grad gluckt! Von der Krimer Reiſe weiß man nichts Beſtimmtes, das „Pays" als ganz ſicher vernimmt es, das Unternehmen iſt ein ergrimmtes! Der Wochenkreb aber ſagt auch von dieſer Reiſe, mit ſeinem Sprichwort nach alter Weiſe: „Es kömmt zu nichts! es kömmt zu nichts!" ſein prophetiſcher Geiſt deutlich ſpricht's! Ueberall iſt's gut, zu Haus iſt's am beſten, beſonders dort drüben im innerſten Weſten, wo noch von verſchiedenen Reſten, die Luft nicht ganz rein iſt vom Verpeſten! Das Waſſer von habet Balken, man muß das Sichere zu Haus nicht verdalken, um einen Sieg auf dem Dache, das iſt ſo eine eigene Sache!

In Preußen ſind ſie ſehr verlegen, von des übriggebliebenen Geldes wegen, von den ſacriſchen 30 Millionen, die einſt von den ſuperklugſten Teutonen, wurden hergegeben zu bleiernen Bohnen, und das iſt nun übrig geblieben poste restante, wie uns meldet Voß, die gute Tante!

Aber Geld kann niemals nicht ſchaden, nicht in Preußen, nicht in Darmſtadt und nicht in Baden, Geld iſt immer ein Mittel, ein probates, ſchon in den Zeiten von Mithridates, ſeine verfluchte Schuldigkeit that es!

Das erübrigte Geld kann man verwenden, noch ein ruſſiſches Organ zu vollenden, in Dresden, der Hauptſtadt von Sachſen, allwo die kleinen Schweize wachſen, ein „Nord-Journal“ in Rußlands Intereſſe, mit deutſcher Buchdruckerpreſſe! In Dresden und nicht in Berolin, weil allda die „Kreuzzeitung“ thut blüh'n, und zwei Ruſſenleirer in einem Wirthshaus thun nicht gut, das macht böſes Abonnentenblut! Alſo ein Nord- und Mord-Journal in Dresden, wird wirklich erſcheinen am eh'ſten; mit Harniſch und Circaſſe, wie Hamlets Geiſt auf der Terraſſe, und fragt ein Kleindeutſcher: „Stop! Wer iſt dieſes?“ ſo ſagt er: „Ich bin dein Vater Gephiſes, und du mein Sohn, mein verlorner, mein in Ruſſenfreundſchaft geborner! Ich komm', ich Halberfrorner, dich zu retten, du, mein Erkorner, damit du bleibſt neutral und neutrum, in praesento und in fut'rum, ſonſt treib' ich dir den Hut 'rum!“ —

Und nun, lieber Leſer, leb' wohl, grüß' mir den

lieben Bruder Sebaſtopol! Und er ſoll ſich halten ſteif und feſt, ſo lang man ihn ſich halten läßt, und wenn er ſich nicht mehr halten kann, dann fang' er langſam erſt zu wackeln an, dann reg' er ſich „hinüber-herüber," dann fall' er oder geh' er über! Das, o Publikum, o werthgeſchätztes, das iſt mein Wort, mein letztes, d. h. für den heutigen Wochenkrebs, im nächſten: Frieden! Frieden! — Gott gäb's!

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der Leichenmaler | 1 |
| Meine Memoiren VII. | 8 |
| " " VIII. | 17 |
| Wilde Reſen | 24 |
| Großer Hunde-Klubb in den Ruinen des Odeons | 28 |
| Kleine Einladungs-Briefe an lebende und todte große Leute | 37 |
| Empfindſame Reiſen zu Wagen und Pferde | 42 |
| So wird ſie | 51 |
| Heirathe-Puff | 56 |
| „Gut für mein Buch“ | 62 |
| Der Wochenkreds I. | 68 |
| " " II. | 75 |


Druck und Papier von Leop. Sommer.

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

BERLIN BIBLIOTHEK-KÖNIGLICHE

# ERINNERUNG

an

# M. G. Saphir.

Gesammelte Inschriften in der Moriz-Ruhe in Baden.

## Weihe.

Wer harrte von dem lärmenden Geleite
Des Lebens und der Liebe mir zur Seite
Geträulich aus, bis an des Lebens Rand?
Zwei stets getreue blasse Frauen,
Die schmerzlich lächelnd, rückwärts schauen!
„Erinnerung und Wehmuth," Hand in Hand!
D'rum weihe dieses Dach hiemit
Ich meiner „Einsamkeit selbdrit"!

Baden, 1856.

Ort, an der ich von Leiden genas,
Lüfte, die mich mit Stärkung getränkt,
Berg, auf dem ich die Erde vergass,
Hain, in dem mich die Muse beschenkt,
Euch sei vom Opfer der Thräne benetzt,
Dankbar und fromm ein Votivstein gesetzt.

Baden, im Frühling 1852.

H 1915 - 162

## Wilde Rosen.

Ein alter Baum hat einen grünen Ast,
D'rauf singt die Nachtigall noch stets als Gast;
Sie singt ihr Lied wie stets, so süss und weich;
Ob alt, ob jung der Baum — was kümmert's Euch?!

---

Die Wurzel nach unten, den Wipfel nach oben,
Die Erde zu lieben, den Himmel zu loben.

---

## Devise.

Ein Stückchen Himmel für das Auge,
Ein bischen Liebe für das Herz,
Ein kleiner Lichtstrahl für die Seele,
Wer das nur sucht, findt's allerwärts.

---

Zum Dichter muss man geboren,
Zur Anerkennung muss man gestorben sein.

---

## Kindheit.

Erstes Grab, erster Schmerz,
Erstes Weh für Kindesherz,
Erstes Blatt, das Sturm und Gewitternisse
Mir vom Baum des Lebens zeitlich riss.

---

## Freundschaft 1831.

Je entfernter,
Desto fester.

Wo ist des Dichters Vaterland?
Da, wo man seinen Kranz ihm wand!
Ruht ihr auch im fremden Sand,
Ruht ihr doch im Vaterland!

Paris, —

---

## Beruf.

Humor. Poesie. Kritik.
Sterblich sein und nach Unsterblichkeit streben.
Gibt zugleich Muth und Demuth dem Leben.

## Liebe.

How pleasant is the joi of grief! Wlkn.

---

## End-Resultat.

Das Leben ein Traum, die Liebe ein Schaum,
Die Hoffnung ein Wahn, die Ehre ein Span,
Die Freundschaft ein Hauch, Berühmtheit ein Rauch,
Tugend, Treue und Recht, aus Verstellung und Trug ein Geflecht.

---

Nur der Glaube ganz allein
Ist mehr als Schimmer und Schein.
Glaub' an Gott, an ein bess'res Sein,
Und so lang Du lebst, an Dich allein.

---

# Aus dem Gedenkbuch.

---

## Moriz-Ruh.

Thöricht Herz! wähn'st, dass „im hölzernen Haus"
Auf dem Berge Ruh' Dir werde;
Doch Ruhe findest Du nur ganz allein
Im „hölzernen Haus" unter der Erde.
Die höchsten Berge erklettert der Mensch,
Auf dass den Himmel nah' er habe;
Doch hat zum nächsten den Himmel er
Am kleinsten Hügel auf dem Grabe. M. G. S.

---

## Zweierlei Bitten an zweierlei Leser.

I.

Lieber Leser, liebe Leserin mein,
Ihr sollt im Buch willkommen mir sein!
Fällt Euch hier beim Stelldichein
Vom Himmel, Luft und Sonnenschein
Ein einfach, einnig Wörtchen ein,
So schreibt's getrost, in's Buch hinein.
Wie es kommt querfeld ein,
Es muss ja nicht unsterblich sein.
Wenn Du Natur und Wahrheit liebst,
Du in dem auch, was Du schriebst,
Gefühl und Sinn nur wiedergiebst

II.

Liebe grosse und kleine Narrenhand,
Die ihr bekleckset all' Wand,
Die Ihr kein and'res Vergnügen kennt,
Als schlechte Witze ohne End'
Zu kritzeln mit besonderem Talent,
Auf Mauer, Blatt und Postament,
Die es auf den Nägeln brennt,
Bis sie mit ihrem Excrement
Ganz zottig oder insolent,
Beschmutzen jedes Fragement,
Verschont bei Euerem Besuch
Dies einfach, schlicht Gedenkebuch
Mit Pobelwitz und Narrenspruch. M. G. S.

---

„Pezzo del ciel caduto in terra."

Den Erdenkindern zum Asyl
Vom Himmelsraum herniedertiel
Ein kleines Stückchen Paradies,
Das später man nur „Baden" hiess.
Es brachte wie von Gott gesandt,
Der Heilquelle Göttin an der Hand.
Der Heilquelle Göttin wohnet hier,
In Schmuck und Frucht und holder Zier.
Das Haupthaar hat ihr der Waldgott verschönt,
Die Stirne hat ihr der Berggeist gekrönt,
Das Antlitz hat ihr die Hoffnung verklärt,
Das Lächeln hat ihr die Tröstung beschwert,
Den Busen hat ihr Aroma gewürzt,
Den Himmel hat ihr der Lichtstrahl enthüllt,
Die Lüfte hat ihr die Stärkung gefüllt,
Die Erde hat ihr Genesung bekränzt,
Das Wasser hat ihr Hygea kredenzt. M. G. S.

## Weilburg.

Von der Liebe erbaut, — von der Treue bewohnt, — von dem Ruhme geheiligt, — von der Geschichte verewigt, — erzählst du, ein steinern Heldengedicht, der Zukunft die Siege deines Erbauers, und verkündest den Ahnern Tugend und Geist auf sein ruhmvoll Geschlecht, dass